

Rara  
26  
8531

Allegemeine Mode-Zeitung

Alle Abgeschieden  
Ausgegeben  
VON  
DORRUSCHNIG  
GEN

N<sup>o</sup> 3.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Reubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen ic. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

N. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Ein Geständniß auf dem Sterbebette.

(Aus den Papieren eines Arztes.)

Ich habe oft bedacht, daß keine Beschäftigung mehr Gelegenheit giebt, menschliche Leiden, geistige und körperliche, in allen ihren verschiedenen Schattirungen kennen zu lernen, als die eines Arztes. Der Anwalt und Richter kommt, Gott weiß es! mit Elend genug in Berührung. Es kann seine Pflicht sein, der widerstrebenden Hand der Armuth das letzte Geldstück zu entreißen; er kann eine Ausspändung anordnen müssen, die ein sonst vielleicht glückliches Haus verödet; aber die letzten Schrecken des Lebens, welche an die geheimnißvollen Schauer der Ewigkeit grenzen, — das Sterbebett — gehört uns und denen, deren heiliges Amt der reinigen scheidenden Seele den tröstenden Balsam des Friedens bringt.

Der Reiche, der Arme, der Hoch- und Niedriggestellte, der Edle und Schlechte wenden sich an den Arzt, damit er seine Kunst und Wissenschaft anbiete, um die Feindin der Gesundheit und des Genusses, die Krankheit, zu vertreiben. In den Krankenzimmern, in dem Grauen des frühen Morgens oder bei dem blendenden Sonnenlichte, das durch die halbgeschlossenen Gardinen dringt, oder in der noch feierlichen Mitternachtsstunde, „wann die halbe Welt in tiefem Schlafe ruht“, bietet uns das ereignisreiche Buch des Menschenlebens oft seltsame und tiefergreifende Scenen dar, wann vor der Angst in dem Körper und Geiste des Leidenden alle

erkünstelte Hüllen des Alltagslebens gefallen sind. Der Geist, der an den Grenzen einer andern Welt steht, spricht dann oftmals in dem Murmeln eines unruhigen Schlummers, in dem plötzlichen Auffahren und selbst in dem Irreden nur zu beredt von Leid, Laster und Verbrechen in allem Graus der unverstellten Wahrheit, und ich habe in solchen Fällen oft bemerkt, daß die Wirklichkeit seltsamer ist als jede Erdichtung. —

Im Beginne meiner ärztlichen Laufbahn ereignete sich mir ein Umstand, der gewiß ziemlich seltsam war. Es sind nun fünfundzwanzig Jahre vergangen, seit ich in London anfing zu practiziren. Ich wohnte zuerst in einem Hause, das mit meinem sehr geringen Vermögen in Verhältniß stand, in einer kleinen Gasse, welche in die Dpferstraße führt. Da ich nur wenige Freunde hatte, die überdies auf dem Lande wohnten, ich auch nur ein kleines Capital besaß, auf das ich rechnen konnte, bis meine Praxis mich ernährte, so bemühte ich mich nur um so mehr, bekannt zu werden, leider aber, trotz allen Bemühungen, vergebens. Meine, wie ich mir wohl schmeicheln konnte, nicht ganz gewöhnlichen Kenntnisse blieben unbekannt und unbenutzt. Täglich und stündlich, wenn ich vergebens auf Beschäftigung hoffte und mein kleines Vermögen mehr und mehr zusammenschmolz, mußte ich mit Kummer bemerken, daß ich allen Schrecken der Armuth entgegengehe.

Wäre ich allein gewesen, so würde ich mein Unglück wohl mit Fassung haben ertragen können; aber



zwei Wesen hingen ganz von mir ab, eine junge Gattin und ein Kind an deren Brust.

An einem trüben December-Abende sprachen wir, meine Frau und ich, von unsern traurigen Umständen. Das Theegeßchirr war eben abgeräumt worden und wir saßen in dem kleinen Wohnzimmer neben meiner Studirstube. Während ich für einen Augenblick an alle Schrecken der tiefen Armuth gedachte, brach ich in Klagen aus, die ich nicht immer zu unterdrücken vermochte, indeß der Engel an meiner Seite, mein liebes Weib, die düstere Stimmung meines Geistes mit dem ersten und letzten Mittel der Unglücklichen — der Hoffnung — aufzuheitern sich bemühte. Ich hatte in der vorigen Woche meine letzten hundert Thaler von meinem Bankier mir auszahlen lassen und woher ich anderes Geld nehmen sollte, wenn dies letzte ausgegeben sein würde, wußte nur Gott. Wir mußten uns zu etwas entschließen, aber jeder Plan, der zum Vorschein kam, wurde auch gleich wieder als unausführbar verworfen. Wir waren endlich in düsteres Schweigen versunken und blickten in das Feuer, als wir die Stimmen mehrerer Personen hörten, die offenbar unserem Hause sich näherten.

„Hier ist das Haus; da wohnt der nächste Doctor. Nehmt den Herrn in Acht!“ riefen mehrere Stimmen.

Ich eilte an die Thüre, welche von der Magd bereits geöffnet worden war, und sah in dem Lichte einer nahen Straßenlampe eine ansehnliche Zahl Leute um vier Männer herumstehen, die Jemanden trugen, der, wie zwanzig Stimmen auf einmal mir meldeten, durch einen Wagen überfahren worden war.

Ich führte die vier Männer in mein Zimmer und ließ da den Verunglückten auf einen Lehnstuhl legen. Er war vom Schmutz bedeckt und schien große Schmerzen zu leiden. Der Fremde war, wenn man nach dem ersten Blicke auf seine hohe abgemagerte Gestalt urtheilte, einmal ohne Zweifel ein schöner Mann gewesen, jetzt aber durch Alter und Gram geschwächt, wie sein graues Haar und die Runzeln auf seinem offenen und geistreichen Gesichte anzudeuten schienen. Er litt, wie er angab, in dem rechten Schenkel den heftigsten Schmerz. Ich nahm meine Scheere aus dem Etui, schnitt sogleich seine Beinkleider auf und fand, wie ich erwartet hatte, einen schweren Knochenbruch. Ein Theil des gebrochenen Knochens stand hoch hervor. In demselben Augenblicke hatte der alte Herr mit Anstrengung sich ein wenig emporgerichtet; er

betrachtete das gebrochene Glied und sagte in leiserem Tone:

„Wie ich dachte, die Tibia und Fibula gebrochen. Sie müssen mir Schienen anlegen.“

Bei dieser Bemerkung, die doch nur ein Sachverständiger, also ein Arzt, machen konnte, verschwand mir sogleich die schwache Hoffnung auf pecuniäre Belohnung, die ich gehegt hatte, und ich schickte mich so freundlich als möglich an, einem Collegen die Dienste zu erzeigen, welche die Menschlichkeit erfordert und die nach dem Herkommen unentgeltlich geleistet werden. Auch hatte ich diese Entdeckung wohl kaum zu beklagen, denn nach der Kleidung des alten Mannes ließ sich wohl schließen, daß er nur einen geringen Ehrensold würde haben geben können.

Unterdeß hatte ich den Verband angelegt, — eine schmerzliche Operation, die mein Patient mit unerschütterlicher Festigkeit ertrug, — und er klagte nun über Schwäche, weshalb ich ihm ein kleines Glas voll Branntwein geben ließ.

„Ich fürchte, die Wunde wird mir nahe an das Leben gehen,“ sagte der alte Mann, indem er mich mit festem Blicke ansah.

— „Wollte ich Ihnen sagen, Sie befänden sich nicht in großer Gefahr, so würde ich Sie täuschen,“ antwortete ich, während ich das Schlimmste fürchtete.

„Nun Gottes Willen geschehe und nicht der eines armen Sünders, wie ich bin!“ flüsterte der Fremde, indem er das Wort „Gott“ besonders stark betonte.

Die Männer, welche ihn getragen hatten, fragten jetzt sehr bedeutungsvoll, ob sie noch gebraucht würden. Ich wußte, was sie wollten und fragte meinen Patienten, ob es nicht besser sei, wenn wir seine Familie oder Freunde von dem Unfalle benachrichtigen ließen, bevor er selbst unter ihnen erscheine.

„Nein, das ist nicht nöthig; mit diesem Schmerz sind sie und ich verschont. Ich habe keine Familie, — keine Freunde,“ antwortete der Kranke in einem so rührenden Tone, daß er mir zu Herzen ging und selbst auf einen Augenblick auf die dabei stehenden Männer einigen Eindruck zu machen schien.

„Soll ich dem Herrn einen Wagen bestellen?“ fragte der Eine.

— „Nein,“ antwortete der Kranke, „das ist das schlechteste Transportmittel für ein gebrochenes Glied.“

Der alte Mann unterdrückte mit großer Seelenstärke den Schmerz, den er offenbar an dem Beine fühlte; aber er zeigte sich doch deutlich genug auf sei-



nem verzerren Gesicht, über welches große Tropfen Angstschweiß rannen. Mich rührte der Anblick und das Mitleid gewann das Uebergewicht über den Eigennutz; ich vergaß selbst fast meine eigene Lage und bot ihm ein leersehendes Bett im Hause an.

„Sie sind sehr gütig,“ antwortete er und eine flüchtige Röthe folgte der Todtenblässe auf seinem Gesichte. „Ich bin nicht ganz zum Tode vorbereitet, d. h. ich könnte wünschen, noch einige Monate länger zu leben und ich fürchte, die Entzündung würde sehr bedeutend verschlimmert werden, wenn ich jetzt fortgeschafft würde; deshalb nehme ich also Ihr Anerbieten an, wenn ich Sie nicht belästige. Aber meine gute Wirthin müssen Sie von meinem Unglücke benachrichtigen.“ Er gab mir seine Adresse und ich schrieb ein Briefchen, das ich in die Wohnung Bensfields (so hieß mein Patient) schickte.

Ich gab ihm darauf ein beruhigendes Mittel und brachte ihn mit Beihilfe der Männer die Treppe hinauf, ohne ihm sehr großen Schmerz zu verursachen.

— „Vielleicht ist der Herr nun so gut und denkt auch an uns,“ sagte einer der Männer, als wir den Kranken in das Bett gelegt hatten, und er nahm dabei eine bescheidene Miene an, die auf sein habgieriges Gesicht durchaus nicht passen wollte.

„Ja, ich muß Euere Menschlichkeit vergelten, da es in der Welt nicht gebräuchlich ist, umsonst Andern Dienste zu leisten.“ Mit diesen Worten griff der alte Mann in die Seitentasche seines Ueberrockes, der an dem Bette hing, nahm ein Goldstück heraus und gab es zu meiner Verwunderung den Leuten mit der Bemerkung, sie möchten sich in dasselbe theilen.

Der Anblick dieser Summe, die weit größer war, als sie erwartet hatten, brachte eine zauberische Wirkung und die übertriebensten Dankbarkeitsbetheuerungen hervor.

„Ich kann Ihnen auch die Nummer des Wagens sagen, der Sie überfuhr,“ sagte der, welcher immer das Wort geführt hatte. „Jones Burns war es, der Ihnen den Schaden zugefügt hat.“

— „Ich verzeihe ihm von ganzem Herzen,“ antwortete der gutmüthige alte Mann.

Da ich bemerkte, daß der Schlafrunkel, den ich ihm gegeben hatte, zu wirken begann, zeigte ich ihm eine Klingelschnur, die er erreichen konnte, geleitete die Männer hinunter und ging zu meiner Frau, die besorgt nach dem Zustande der Kranken fragte. Während wir noch darüber sprachen, kam Mad. Smith, die Wirthin

Bensfields, eine Frau, die über den Mittag des Lebens hinaus war, eine ungemein geläufige Zunge besaß und große Theilnahme an dem Schicksale des alten Mannes verrieth. Diese Theilnahme erklärte sie selbst, indem sie erzählte, daß Bensfield durch seine sorgsame Pflege und seine ärztliche Geschicklichkeit ihrem ältesten Sohne das Leben gerettet habe.

„Ach,“ fuhr die Wittwe fort, denn das war sie, „der gute alte Herr Bensfield ist der beste Mensch. Er fühlt sich nur glücklich, wenn er Jemandem etwas Gutes erzeigen kann, und oft ist er sehr betrübt, dann hält er sich fern von allen Menschen, verbringt die halben Nächte in Gebet und nennt sich einen großen Sünder. Hört er von einem Unglücke, so läuft er in Sturm und Wetter fort, um wo möglich retten und helfen zu können. Er ist der beste Mensch, ob er gleich spricht, als habe er in seiner Jugend etwas Böses gethan.“

— „Ist er practizirender Arzt?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete die Wittwe, „ob ich ihn gleich sagen hörte, er sei einmal in seiner Jugend ein Doctor gewesen. Als wenn ihm die Erinnerung daran sehr weh thue, bat er mich in seiner gewöhnlichen sanften Weise, ihn nie darüber zu fragen, ihn nicht daran zu erinnern, so daß ich und mein ältester Sohn, dessen Leben er rettete, meinen, er möge wohl in seiner Praxis nicht glücklich gewesen sein.“

„Hat er keine Verwandten oder Freunde?“

Die Wittwe nahm eine ernstlich-nachdenkliche Miene an, als sie antwortete: „Ach nein, das eben macht den guten alten Herrn oftmals so betrübt. Er spricht häufig auf die rührendste Weise Stunden lang mitten in der Nacht von seiner Frau und seinen Kindern, die ihm alle gestorben sind. Mir geht es sehr zu Herzen, wie hart er sich selbst behandelt, da er doch für andere nichts gut genug hält; aber so ist er.“

Ich brauche nicht zu erwähnen, daß wir, meine Frau und ich, zu großen Antheil an dem Wohle des vortrefflichen überspannten alten Mannes nahmen, den das Schicksal in unser Haus geführt hatte, als daß wir nicht aufmerksam und gespannt auf die Erzählung der Wittwe Smith hätten hören sollen.

Die gute Frau schien zu wünschen, ihren Miethsmann zu sehen und ich führte sie deshalb sogleich in sein Zimmer. Sein schweres anstrengendes Athmen zeigte an, daß er schlafte, und ich winkte der Frau, leise zu gehen, während ich die Hand vor das Licht hielt, das ich trug, damit die Strahlen ihn in seinem Schlummer nicht stören möchten. Die eingesunkenen Wangen



meines Kranken waren alabasterweiß, was ihm in Verbindung mit den wenigen grauen Haaren, die über seine tiefgefurchte Stirn fielen, ein eigenthümlich ehrwürdiges Aussehen gab. Indes ließ sich an einem leichten krampfartigen Zucken in seinem Gesichte und einem gelegentlichen halben Murmeln bei seinem schweren Athmen leicht erkennen, daß der alte Mann im Fieber lag, und der Schlaf, weit entfernt, Ruhe zu sein, nur eine Fortsetzung peinlicher Gedanken war.

Ich fürchtete Schlimmes von diesem Fieberzustande, der sich an dem ganzen Körper des Kranken so deutlich zu erkennen gab. Ich hatte diese Besorgniß eben gegen die Wittve ausgesprochen, als er tief aufschätzte und dann in einem Ton murmelte, als ob er im Schlafe rede. Um ihn nicht zu erwecken, winkte ich eben der Frau, mit mir wieder aus dem Zimmer fortzugehen, als der Schlafende mit einer Stimme, deren hoher, halberstickter Ton tief aus seiner Brust hervorzukommen schien, ausrief:

„Barmherziger Gott, wann werde ich Vergebung finden!“

Es lag etwas so Feierliches in diesem Ausrufe, daß er mich tief ergriff, während ich leise die Thüre zudrückte.

— „So ist er,“ sagte die Wittve, während ich sie die Treppe hinab geleitete. „Wenn man Herrn Bensfield bisweilen hört, sollte man meinen, er sei ein recht böser Mensch gewesen, und es ist doch geradezu unmöglich, daß ein so guter Mensch etwas Ungerechtes gethan haben kann.“

Drei Monate vergingen, ehe das verletzte Bein vollkommen heilte. Während dieser Zeit hatte ich vielfache Gelegenheit, genau mit dem Charakter eines Mannes bekannt zu werden, dessen umfassende Kenntnisse und Gelehrsamkeit sich bloß mit seiner christlichen Milde und Gutherzigkeit vergleichen ließen. Nach vielen Unterhaltungen mit ihm wurde mein früherer Glaube bestätigt, daß meinen Patienten eine peinliche Erinnerung an eine frühere verbrecherische Handlung drücke, die, wie mir vorkam, sein überreizbarer Geist für unverzeihlich hielt in dieser und jener Welt. Ich wurde die vertraute Mittelsperson des gutmüthigen Alten bei hundert wohlthätigen Handlungen.

Meine eigene Verlegenheit war unterdeß, ob ich gleich einige Patienten erhalten hatte, zu ernstlich geworden, als daß sie hätte noch länger verheimlicht werden können. Wenige Tage, nachdem mein Patient mein Haus

verlassen hatte, befand ich mich in dem drückendsten Mangel.

Ich besaß kaum noch zehn Thaler und meine arme Frau war nun wirklich untröstlich. Nachdem ich vielerlei Pläne entworfen hatte, sah ich bloß einen Weg, auf dem ich so viel Geld erhalten konnte, um meine Schuld an den Hausbesitzer abzutragen, schrieb deshalb an Bensfield, legte ihm meine Umstände vor und ersuchte ihn um ein Anleihen von hundert Thalern. Es wurde mir schwer, sehr schwer. Als ich noch auf die Antwort wartete, kam Bensfield selbst angefahren. Er sah noch bleicher und unruhiger aus als gewöhnlich, nahm meinen Arm, zog mich in mein Zimmer hinein und verschloß die Thüre.

„Warum ahnete ich nichts?“ sagte er. „Sie sind arm; Sie brauchen Geld; Sie practiziren und brauchen Geld. Warum haben Sie mir früher nichts davon gesagt?“

Ich zögerte einen Augenblick, ihm meine Gründe vorzulegen.

„Ach, ich kenne den Stolz! Ich war auch einmal Arzt — und arm. Wäre ich es immer geblieben! Aber die Versuchung kam wie der böse Feind — und ein langes qual- und gramvolles Leben war die Folge davon.“ Der Alte bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Ich war gerührt.

„Es ist Schwachheit, ich weiß, Sie werden es sagen,“ fuhr er fort, „aber ach, wenn Sie alles wüßten, würden Sie sich über diese Aufwallungen eines reuevollen Herzens nicht verwundern. Die Aehnlichkeit Ihrer gegenwärtigen Lage mit der meinigen, als ich zuerst als Arzt austrat, hat diese Gefühle angeregt. Ich bete inbrünstig zu Gott, daß Sie jene verderbliche Klippe vermeiden mögen, an welcher jede Hoffnung auf ewige Glückseligkeit scheitert. Aber kommen Sie, geben Sie mir Feder und Tinte und Papier; ich kann mir durch Ihre Verlegenheit einiges Glück verschaffen.“ Er schrieb eilig eine Anweisung von tausend Thalern auf seinen Bankier.

Ein so unerwartetes und bedeutendes Geschenk nahm mir im Anfange ganz und gar die Fähigkeit, dafür zu danken und ich versuchte endlich, diese Summe zurückzuweisen, da ich kaum auf den fünften Theil Anspruch hatte. Der alte Herr stellte mir aber seine gewöhnliche entschlossene Weise entgegen.

„Und warum wollten Sie das Geld nicht nehmen und behalten?“ sprach er ruhig. „Sie haben es ehrenvoll durch die Ausübung Ihrer Kunst verdient. Ich



fühle mich in diesem Augenblicke glücklicher als ich es seit Jahren gewesen bin. Ach!" setzte er hinzu, indem er seine Augen nach oben erhob, während Thränen über seine gefurchten Wangen rollten, „ach, wäre mir in meiner Noth jemand so helfend entgegengetreten!" Sein Kopf sank von neuem zwischen seine Hände und einige Augenblicke schien er in den einen schrecklichen Gedanken ganz versunken zu sein, der an seinem Leben nagte.

Als er mein Haus verließ, sprach er: „Gott behüte Sie! Sie haben mich glücklich gemacht dadurch, daß Sie mir erlaubten, Ihnen einigermaßen dienen zu können. Mögen Sie immer in Verlegenheiten, in Unglück und Noth der Versuchung des Bösen widerstehen können. Daß ich es nicht gethan, hat mich so elend gemacht, als Sie mich sehen. Sobald ich ruhiger bin, werde ich wieder zu Ihnen kommen.“

Es vergingen zwei Tage und ich hörte nichts von Benfield. Am dritten beim Frühstück erinnerte mich eben meine Frau daran, daß es wohl gut sein würde, unsern Wohlthäter zu besuchen, als die Wirthin desselben, Mad. Smith, erschien. Ihr gutherziger Abmieter war am Tage vorher krank geworden und da sich seine Krankheit die Nacht über sehr verschlimmert habe, so sei sie nun mit seiner Bewilligung zu mir gegangen.

Ich brauche nicht zu erwähnen, daß ich mich so gleich aufmachte.

Er grüßte mich so freundlich als gewöhnlich, aber noch trauriger und gewissermaßen feierlicher. Er lag im Fieber.

„Ich weiß, daß es schnell mit mir geht," sagte er. „Der Allmächtige hat meine Tage bereits länger dauern lassen — hier sank seine Stimme zu einem Geslüster herab — als ich ein Recht hatte, zu erwarten. Ich bin in der Welt umhergewandert in den letzten Jahren meines Lebens als ein Elender und als ein Hoffnungsloser, mußte ich sagen, vertrauete ich nicht auf unsern Erlöser. Aber jetzt fühle ich es, — ich habe Ahnungen, die nicht täuschen, — daß meine Zeit auf Erden beinahe abgelaufen ist.“

Ich fühlte seinen Puls, der 130mal in der Minute schlug. Er befand sich allerdings in einem starken Fieberanfälle, der jedenfalls durch den gereizten Zustand seines Gemüthes noch mehr erhöht wurde. Das Bein, das er kürzlich gebrochen hatte, war in hohem Grade entzündet, wie ich mit Leidwesen bemerkte und ob ich gleich auf unmittelbarer Anwendung von Blut-

egeln bestand, schüttelte er doch den Kopf mit trauriger Ahnung des ihm bevorstehenden Schicksales.

„Es nützt nichts," sagte er, „aber ich werde Sie nicht hindern, junger Freund. Ich fühle es in mir, daß ich nicht lange mehr zu leben habe.“

Ich verließ ihn allerding's diesen Tag mit der Ueberzeugung, daß seine Constitution, die sich von der heftigen Erschütterung noch nicht hatte zu erholen vermocht, welche sie vor kurzem erlitten, immer mehr zusammenbreche und der vortreffliche alte Mann nur noch eine kurze Zeit habe, ehe er in ein besseres Leben übergehe.

Abends fand ich ihn bedeutend schlimmer. Trotz Aderlaß und andern Mitteln, die ich angewendet hatte, wollte das Fieber und die Entzündung nicht nachlassen. Sein Hals war jetzt auch angegriffen. Ob er aber gleich offenbar auf seinem Sterbebette lag, so zeigte er sich doch völlig ergeben, selbst fröhlich.

In der Nacht stellte sich leichtes Irrededen ein, das jedoch an den Morgen hin nachließ. Er sank in einen sanften Schlummer und ich ging nach Hause, um von dem Nachtwachen auch etwas auszuruhen. Als ich Abends wiederkam, sagte mir Mad. Smith, die ich an der Thüre traf, er habe sich zu ihrer großen Bewunderung im Bette aufgesetzt und, von Kissen gestützt, den größten Theil des Tages über Briefe geschrieben, ob sie ihn gleich davon abgerathen.

Als ich in sein Zimmer eintrat, fand ich ihn in einem unruhigen Schlummer liegen. In den wenigen Stunden, in denen ich ihn nicht gesehen hatte, war eine große leichenartige Veränderung in seinem Gesichte vorgegangen; seine Züge waren schärfer geworden und zeigten jene bläuliche Blässe, welche das charakteristische Zeichen der nahenden Auflösung ist. Während ich den alten Mann anblickte, der sich bisweilen in dem Schlummer unruhig hin- und herbewegte, wurde ich trauriger und betrübter, als ich seit Jahren gewesen war. Seine Geduld, — seine Demuth, — sein freundliches, mildthätiges Herz, sein hochgebildeter Geist, den irgend eine trübe Erinnerung quälte, warfen über ihn einen fast romanhaften Schleier und ich empfand für ihn, was ich einst für den Vater gefühlt hatte.

Ich kenne keine Einsamkeit, die der Melancholie eines Krankenzimmers gleichkömmt, wenn man in demselben seinen eigenen Gedanken überlassen ist; der grelle Schein der Lichter, die riesige Schatten an die Bettvorhänge werfen, das Knistern des Feuers, selbst das Ticken der Uhr können ein eigenthümliches Gefühl von Grauen und Dede veranlassen, das durch



das beschwerliche laute Athmen des Sterbenden keineswegs gemindert wird.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Die Schwiegertöchter des Großmoguls.) Es ist bekannt genug, daß Sängerinnen, Schauspielerinnen und andere Bühnenkünstlerinnen nicht selten sich glänzend verheiratheten. Viele sind Gräfinnen geworden, eine bekannte Herzogin, am weitesten aber brachte es die vor zwanzig und mehr Jahren berühmte Primadonna Fabri; sie ist die Schwiegertochter des Großmoguls geworden und hat dieses Glück durch das Unglück eines Schiffbruchs gemacht. Sie sollte in Calcutta singen und ging in Neapel zu Schiffe dahin ab. Der Sturm aber warf das Schiff an die indische Küste und die Sängerin wurde durch ein Wunder gerettet. Zufällig befand sich der Sohn des Großmoguls an diesem Theil der Küste, welche die arme Sängerin aufnahm, und zwar mit einem Heere, das die Engländer bekämpfen sollte. Er sah die Fremde und sie sehen und lieben war Eins. Er sprach schlecht Englisch, sie nur Italienisch; wie sollten sie sich einander verständlich machen? Sie nahm ihre Zuflucht zu der überall verständlichen Sprache des Gesanges und kaum hatte sie einige Coloraturen und Triller hören lassen, so war die ganze Armee und der Sohn des Moguls mit entzückt, bezaubert. Die Sängerin wurde im Triumph in die Hauptstadt gebracht und der Prinz erklärte seinem Vater, daß er nie ein anderes Wesen seine Gattin nennen würde, als diese Fremde. Der Großmogul gab seine Einwilligung und daß die Sängerin sich nicht weigerte, ihre Hand dem Prinzen zu reichen, versteht sich wohl von selbst. Später vermochte sie ihren Gemahl, Indien zu verlassen und mit ihr in ihr Vaterland sich zu begeben. Der zärtliche Gemahl konnte ihr auch diesen Wunsch nicht versagen und so leben sie nun in der glücklichsten Ehe in einem prachtvollen Palaste zu Castellamare bei Neapel.

(Eine Posse hinter den Coulissen.) Im Gymnase-Theater in Marseille war „Andromache“ gegeben worden und der Abend sollte durch das Vaudeville: Richelieu's erste Waffenthaten beschlossen werden. Der Zwischenact dauerte jedoch länger als gewöhnlich, länger als das Publicum geduldig zu bleiben Lust hatte. Hinter den Coulissen war ein Diebstahl begangen worden. Ein Spahvogel hatte aus dem Ankleidezimmer der Schauspieler, die im Vaudeville auftreten sollten, alle Perücken gestohlen, in denen sie zu erscheinen hatten. Ohne Perücken konnten sie unmöglich spielen; der Regisseur war der Verzweiflung nahe, denn das Publicum lärmte gewaltig, pochte und pfliff. Endlich faßte er sich ein Herz, ließ den Vorhang emporziehen und erklärte dem Publicum in so gut als möglich gesetzten Worten, woher der Aufenthalt komme, versprach auch bald Rath

zu schaffen. Das Publicum lachte und war besänftigt. Noch größer aber wurde das Gelächter, als das Stück endlich begann und die Schauspieler in den entsetzlichsten alten Perücken erschienen, die in aller Eile der Friseur ein wenig zugestutzt hatte.

(Die Favoritin.) Da die neue Oper von Donizetti, „die Favoritin“, bald auf allen Bühnen erscheinen wird, so erzählen wir vorläufig kurz den Inhalt dieses Stückes.

Fernando, ein junger Mönch in dem Kloster San Jago de Compostella, sieht den Frieden seines Herzens durch die Erscheinung einer jungen Unbekannten in seinem Kloster gestört; er entreißt sich dem Klosterleben und begiebt sich an den Hof, an welchem Eleonore von Gusman lebt, in die er verliebt ist. Die Mauren fallen in Spanien ein; Fernando gebietet augenblicklich seiner Liebe Schweigen, zieht in den Krieg und kehrt als Sieger zurück. Der König Alfonso überhäuft ihn mit Ehrenbezeugungen und bewilligt ihm, als höchstes Zeichen seiner Gunst, die Hand der Geliebten. Aber eine grausame Wahrheit zerstört bald das Glück Fernandos; er erfährt, daß Eleonore, mit der man ihn verheirathet hat, die Favoritin des Königs ist. Tief verletzt legt er alle seine Würden nieder, zerbricht sein Schwert und kehrt in das Kloster zurück, wo er das Gelübde ablegt. Nach der feierlichen Ceremonie sieht er da Eleonoren in der Kleidung einer Novize vor dem Crucifixe knien und beten. Fernando will entfliehen, sie hält ihn aber zurück und versichert ihn, daß sie unschuldig an seinem Unglücke sei; sie habe sich immer der Vermählung widersetzt und ihn in einem Briefe auf die Unmöglichkeit derselben aufmerksam gemacht, aber der Brief sei unterschlagen worden. Eleonore hatte sich nur an sein Mitleid gewendet, aber ihre Stimme und Schönheit weckt die frühere Liebe wieder in ihm. Er verzeiht ihr, er will mit ihr fliehen, aber dieser Kampf des Gefühls hat die letzten Kräfte Eleonorens erschöpft; sie sinkt nieder und stirbt, indem sie Fernando und den Tod segnet, der ihm ein Verbrechen erspart.

(Jean de Launeyville.) Ein gräßliches Beispiel davon, daß auch die Guillotine kein sicheres Mittel ist, Verbrecher mit einem Schlage zu enthaupten, wie man allgemein glaubt, kam im Septbr. 1831 in Dijon vor. Jean de Launeyville, der 1830 einen Mord begangen hatte, spielte mit einem Mitgefangenen ruhig Coarté, als ihm unerwartet angezeigt wurde, er werde nach zwei Stunden hingerichtet werden. Nachdem schnell alle nöthigen Vorbereitungen gemacht waren, brachte man ihn auf das Schaffot, band ihn auf das Bret und das Beil der Guillotine fiel. Es ging etwas schwer und so verwundete es den Armen nur, ohne ihn zu tödten. Er stieß herzzerreißende Töne aus. Der Richter zog das Beil noch einmal empor und ließ es zum zweitenmale herunterfallen, aber auch diesmal verfehlte es den Zweck, der arme Sünder schrie nur noch ärger und das anwesende Volk wurde aufgebracht. Der Richter ließ das Beil zum drittenmale fallen, ohne ein besseres Resultat zu bewirken. Es sprang diesmal zwar ein großer Blutstrom aus dem Halse



des Verbrechens, aber der Kopf war noch immer nicht abgetrennt. So fiel das Beil fünfmal; fünfmal schrie der Unglückliche laut auf um Gnade! Die empörte Menge warf den Nachrichten mit Steinen; dieser sprang von dem Schaffot herunter und verdeckte sich unter demselben. Hier aber endigte das blutige Trauerspiel noch immer nicht. Der Berurtheilte, der merkte, daß er allein sei, richtete sich empor und rief, von Blut überströmt, dem Volke zu, ihn zu befreien. Das Volk fing an, nach dem Schaffot hinzubringen, um den gemarterten Unglücklichen zu retten, als ein Knecht des Nachrichters den Unglücklichen von hinten faßte und ihm mit einem großen Messer den Kopf vollends abschchnitt. (Literary Gazette.)

(Horace Vernet.) Horace Vernet, der vierte ausgezeichnete Maler einer und derselben Familie, der berühmte Schlachtenmaler Napoleons, wäre beinahe nicht zur Welt gekommen. Sein Vater, der bekannte Maler Carl Vernet, hatte sich in seiner Jugend in ein junges Mädchen, Mlle. von Montbar, die Tochter eines Kriegescommissars, verliebt, glaubte aber Kraft genug zu besitzen, um seine Leidenschaft zu zügeln und reiste nach Italien ab. Aber statt daß die Entfernung seine Liebe schwächen sollte, steigerte sie dieselbe nur noch mehr. Die Liebe folgte dem Maler überall hin, seine Leidenschaft reiste mit ihm und er durchwanderte so mit ihr ganz Italien. In Rom suchte er nicht bei der Arbeit Zerstreuung und Heilung von seiner Leidenschaft, sondern bei der Religion; er besuchte häufiger die Kirchen als die Ateliers; er betete statt zu arbeiten. Dabei lernte er Fanatiker kennen, die ihm die Welt und das Leben ganz zu verleiden und ihn zu bereben suchten, in ein Kloster zu gehen. Zum Glück war sein Beichtvater, dem er sich anvertraute, ein aufklärer verständiger Mann, der ihm rieth, lieber wieder zu dem Pinsel zu greifen und ein berühmter Maler als ein unbekannter Mönch zu werden. Ohne diesen guten Rath und das Ansehen des Vaters, der ihn sofort nach Hause zurück berief, würde es unter den berühmten Malern keinen Carl und keinen Horace Vernet gegeben haben.

### Generalcorrespondenz.

In Clybey (Wales) lebt, wie die englischen Zeitungen erzählen, ein junges Mädchen von 21 Jahren, das an einer ganz ungewöhnlichen Krankheit leidet. Seit einem Jahre gleicht sie des Tages drei und zwanzig Stunden einem Leichnam; nur Abends, Punkt zehn Uhr, erwacht sie aus ihrer Lethargie, spricht etwa zwanzig Minuten mit ihrer Familie und verfällt dann von neuem in den Zustand völliger Bewußt- und Gefühlslosigkeit, in welchem sie verbleibt bis zum nächsten Tage zu derselben Zeit. Während der wenigen Minuten ihres täglichen Lebens ist und trinkt sie auch fast gar nicht. —

Ein Londoner Journal erzählt, daß die bekannte Baronin von Fouchères in London gestorben sei. Sie hat ihrer Nichte ihr

ganzes Vermögen hinterlassen, das sich auf mehr als 20 Mill. Frs. belaufen soll und das ihrer Anordnung zufolge bis zur Volljährigkeit der Erbin bei der englischen Bank angelegt werden wird. Diese Summe wird sich dadurch fast verdoppeln. —

Eine Magd in Haydon Bridge bei Carlisle schrieb in ihrem Fanatismus ihrer Vorliebe für den Tanz gewisse Sünden zu, die sie ihrer Meinung nach in die Hölle führen müßten und faßte den Entschluß, sich durch ein heroisches Mittel alles fernere Tanzen unmöglich zu machen. Sie nahm ein großes Beil und wollte sich beide Beine abhauen. Dies gelang ihr nun zwar nicht, doch verstümmelte sie sich so, daß sie wirklich nie wieder wird tanzen können, vielleicht gar das Leben dabei einbüßt. —

Bei den letzten Assisen der Grafschaft Hereford kam ein merkwürdiger Vorfall vor. Ein junger Mann, Dunnage, war angeklagt, einen Truthahn gestohlen zu haben, aber es gab keinen Beweis dafür, daß er das Verbrechen wirklich begangen. Niemand hatte ihn dabei gesehen und aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er den Vogel schnell gebraten und verzehrt. Wie die Schuld des Diebes zu ermitteln? Der Kläger, der seiner Sache ganz gewiß war, kam auf eine glückliche Idee. Der Dieb hatte auf dem Schauplatz des Verbrechens selbst die Flügel des Truthahns abgeschnitten, welche der Kläger sorgfältig aufbewahrte. Mit diesen traurigen Ueberresten seines Vogels und mit Polizeidienern stellte er eine Hausfuchung bei dem Angeklagten an, wo er so viele Knochen eines großen Vogels fand, um davon ein Gerippe zusammenzusetzen zu können. Nun wurden Sachverständige zu Rathe gezogen, welche erklärten, das Gerippe sei das eines Truthahns. Da nun demselben die Flügel fehlten, die von dem Diebe abgeschnittenen und zurückgelassenen aber vollkommen dazu paßten, so wurde der Angeklagte von den Geschworenen für schuldig erklärt und von dem Gerichtshofe zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt. —

Vor der Feierlichkeit der Bestattung Napoleons in Paris fanden sich eines Tages in der Diligence, die von Rouen nach Paris abgehen sollte und die für sechs Personen bestimmt ist, sieben Personen. Ein colossaler Engländer hatte sich mit hineingeschmuggelt. Man forderte ihn auf, herauszufsteigen, er aber erklärte mit der größten Ruhe, es sei ihm kein anderes Mittel übrig geblieben, zu rechter Zeit noch nach Paris zu kommen und man würde ihn nur todt von dem Plage tragen, den er sich erobert. Drohungen, Gewalt, Einschreiten der Polizei, alles scheiterte an dem unbeugsamen Willen des Engländers und als man endlich des Krieges mit ihm müde war, fand die Entschlossenheit des Engländers ihren Lohn. Er blieb im Wagen und kam so glücklich nach Paris. (Es muß zur Erklärung bemerkt werden, daß bei den französischen Posten nicht mehr Personen angenommen werden, als es Plätze in dem Wagen giebt, da man die deutsche Einrichtung der „Beichaisen“ daselbst nicht kennt.) —

Der Sun, ein bekanntes englisches Journal, erschien vor Kurzem, als fast das ganze riesenhafte Blatt mit Nachrichten über China angefüllt war, auf (hellgelbem) Rankin's Papier gedruckt. Wir entlehnen daraus: Lauk Wang, der gegenwärtig



tige Kaiser von China, ist im Jahre 1781 geboren und bestieg den Thron 1820. Die stehende Armee beläuft sich auf 600,000 M., von denen 100,000 als Garnisonen an der östlichen Grenze liegen. Die Soldaten sind aber nicht die besten; einige Regimenter sind nur mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Die Seemacht besteht aus 60 Kriegsschiffen, deren jede mit 300 M. bemannt ist und 12 bis 50 Kanonen führt. Die Staatseinnahmen belaufen sich auf 462 Millionen Thaler, meist Ertrag der Grundsteuer. Der Kaiser als alleiniger Eigenthümer, erhält davon ein Zwölftel; er besitzt mehrere Paläste und hat wie der Sultan einen Harem. — Von dem Thee giebt es in China sechs und dreißig Sorten, die Europäer führen aber nur dreizehn davon aus. Peking, die Hauptstadt, soll gegen zwei Millionen Einw. haben; Nanjing, die ehemalige Hauptstadt, ist diejenige der chinesischen Städte, welche sich am meisten durch Wissenschaft und Industrie auszeichnet; Canton (von dem eine Abbildung dieser Nr. der Modezeitung beiliegt), soll nach der Angabe des erwähnten Blattes 1 Mill. Einwohner haben. —

Unsere Leser kennen aus den Tagesberichten den sogenannten Sibus-Hut von dem Hutmacher Sibus in Paris, der dieses Fabricat mit Federn versieht, so daß man ihm jede beliebige Form geben kann. Diese Vorrichtung merkte sich ein Pariser Spitzhute, der von der Polizei längst beobachtet worden war, weil er jede Stunde mit einem anders geformten Hute erschien. Eines Morgens, als dieser Hut ganz platt war, hielt es ein Polizeidiener für gerathen, dem Manne mit dem veränderlichen Hute zu folgen. Dabei bemerkte er denn, daß der Mann bald in diesen, bald in jenen Laden ging und der Hut jedesmal, wenn er herauskam, größer geworden war. Endlich hatte er eine ungeheure Ausdehnung erreicht und nun trat der Polizeidiener zu ihm und forderte ihn auf, mit zu dem Polizeicommissair zu gehen. Hier konnte man denn die sinnreiche Vorrichtung des Hutes bewundern. Er bestand aus Draht, über welchen Wachsteinwand gezogen war und der sich nach jeder Richtung zusammendrückten und ausdehnen ließ. Die Erfindung brachte dem Mann einjähriges Gefängniß ein. —

Damit keinem der drei Violinvirtuosen, die man am höchsten stellt, Paganini, Die Bull und Ernst, das Sonderbare und Seltsame fehlt, da der erstere seine Kunst im Kerker erlernt haben soll, dem zweiten märchenhafte Lebensereignisse anezählt werden, so berichtet man, der dritte stamme von einem berühmten Geiger in Sevilla, der dem Scheiterhaufen entflohen und nach Brünn gewandert sei. In Brünn, so erzählt man ferner, lebte die Familie des geflohenen Juden lange Jahre, und Ernst, in dem der Künstlergeist sich frühzeitig offenbarte, entfloh mit der Geige des Urahns und dem Segen der alten Großmutter aus dem älterlichen Hause, nachdem er Paganini gehört hatte. Diesem folgte er gleich dem Schatten von Stadt zu Stadt sechs Jahre lang, um überall den Meister zu hören und sich nach ihm zu bilden. In der Nacht und wenn er allein war, ahmte er nach, was er seinem

Vorbilde abgelauscht hatte und zwar unermülich und unablässig, bis er selbst der große Meister geworden, der er nun ist. Niemand wußte etwas von ihm, als er mit einemmale vollendet hervortrat und die Welt durch sein Spiel in Erstaunen setzte. —

Liepmann, der Erfinder des Delbilderdrucks, gestattete kürzlich mehrere Kunstfreunden, bei dem allmäligen Entstehen des Drucks zugegen zu sein. Mehrere der Anwesenden, bekannte Personen, schrieben ihre Namen auf die zum Drucke vorbereitete Leinwand und schon nach einigen Minuten hatte die Gehülfin des Erfinders den Druck des Bildes, Miniatur-Portrait von Mieris, vollendet. Die Züge und Farbentöne traten immer entschiedener hervor, je öfter es der Maschine wieder übergeben wurde, bis sich endlich eine vollständige Copie jenes Portraits darstellte, der nur noch die Lasur und die Auftragung hoher Lichter fehlte, ganz so, wie es bei einem eben mit dem Pinsel vollendeten Gemälde der Fall ist. Gerade dies Bildniß ist wegen seiner schönen Carnation und seines überaus schwierigem und mannichfaltigem Farbentonspiels berühmt und Liepmann hat es sowohl dieses Umstandes halber, als auch darum gewählt, weil bei seiner bekannten Copie des Rembrandt vielfach der Zweifel geäußert ward, ob ein Bild von kleiner Dimension durch das neue Verfahren hergestellt werden könne. Den Ertrag der Copie von Rembrandt hat der Künstler auf Verbesserung und Vergrößerung seiner Druckmaschine verwendet, und er hat noch immer mit Armuth zu kämpfen, — hoffentlich nicht lange mehr. —

In Zürich soll jetzt das Theater — gestürzt werden, weil es eine Anstalt sei, die von Religion und Tugend abwendig mache. —

Die Bergwerke Englands liefern im Durchschnitt jährlich eine Ausbeute von 1300 Millionen Thaler; 60 Mill. davon kommen auf die Eisengruben und beinahe ebensoviele auf die Kohlenwerke. —

Der Gerichtshof von Montpellier hat sehr lange sich mit einem seltenen Prozesse beschäftigt, mit einem Prozesse nämlich über das Herz „des ersten Grenadiers von Frankreich,“ Latour d'Auvergne. Zwei Verwandte stritten um den Besitz desselben. Der Leichnam des „ersten Grenadiers“ ruht bekanntlich bei Amberg in Bayern. —

Bei der letzten Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben nicht weniger als zwei Millionen und viermalhunderttausend Bürger ihre Stimme abgegeben. —

Die englischen Zeitungen machen wiederholt darauf aufmerksam, daß die katholische Kirche in England immer mehr und mehr Anhänger gewinne. Mehrere der größten, reichsten und ältesten Familien sind katholisch; im Unterhause sitzen 40 kathol. Mitglieder; mehrere der ersten Hofstellen sind mit Katholiken besetzt. Im Jahre 1792 soll es in England nur 30 katholische Bethäuser gegeben haben, während man jetzt deren 519 zählt. Auch in Schottland verbreitet sich der Katholicismus; Glasgow allein zählt 30,000 Katholiken. —



# Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N<sup>o</sup> 4.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gartinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditoren und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Ein Geständniß auf dem Sterbebette.

(Aus den Papieren eines Arztes.)

(Beschluß.)

Während mein Patient schlief, griff ich, um wo möglich meine trüben Gedanken zu verschleichen, nach einem alten Zeitungsblatte, das unter andern einzelnen Papieren auf einem Tische neben dem Bette lag. Ich wendete es mechanisch um, und sah, daß es ein schottisches bereits zwanzig Jahre altes Blatt war. Ich durchlief es, bis meine Aufmerksamkeit durch eine Ueberschrift in sehr großen Buchstaben: „Grauenvoller und geheimnißvoller Mord“ gefesselt wurde.

Ich weiß nicht, woher es kommt, aber es zieht ein seltsamer Zauber die Aufmerksamkeit auf die Erzählung von Verbrechen und Leiden, und ich fing sogleich an zu lesen. So weit ich mich noch erinnere, war es folgende Geschichte.

„Wir haben leider die traurige Pflicht, hieß es, „einen Mord zu berichten, der eben inmitten unserer gewöhnlich so friedlichen Stadt begangen worden ist und eine nicht leicht zu beschreibende Ueberraschung und Bestürzung erregt hat. Das unglückliche Opfer ist Joseph Saunderson, der wohlbekannte riesenhafte Träger, welcher so viele Jahre im Dienste der Bankiers . . . gewesen ist. Gestern früh wurde der Unglückliche mit einem schweren Pakete, meist Gold, im Betrage von 20,000 Thlrn., wie man sagt, nach der Post geschickt. Da er von dort nicht sobald zurückkehrte, als man erwartete

und erwarten konnte, fing der erste Cassirer an wegen des Geldes besorgt zu werden, und vermuthete, es müsse etwas ganz Außerordentliches vorgefallen sein, da Saunderson ein ungewöhnlich kräftiger Mann und wenigstens funfzehn Jahre im Dienste des Hauses war. Man schickte einen Commis nach der Post und erfuhr, daß Saunderson nicht dort gewesen. Die Bankiers fingen an zu glauben, der Mann habe sich selbst das Geld zueignet und sich mit demselben versteckt; man zeigte also die Sache der Polizei an und es wurde eine allgemeine Nachsuchung angestellt. Nach einer halben Stunde fand man leider den armen Saunderson todt und in seinem Blute in dem . . . Durchgange. Der Unglückliche hatte diesen wenig besuchten Durchgang betreten, um in die . . . Straße zu gelangen, und da seinen Tod von der Hand eines Mörders oder mehrerer gefunden, die bis jetzt noch unbekannt sind. Als man den Leichnam näher untersuchte, fand man an ihm nur eine Wunde und diese war ihm offenbar mit einem scharfen Messer und mit so sicherem Stöße beigebracht, daß das Herz des Unglücklichen vollkommen durchstochen worden und er ohne Zweifel augenblicklich verschieden war, bevor irgendwie Lärm gemacht werden konnte. Auch muß man fast annehmen, daß der Mörder mit dem Baue des menschlichen Körpers nicht unbekannt sein kann. Daß das werthvolle Geldpaket geraubt war, brauchen wir kaum zu erwähnen. Merkwürdig ist der Vorfall besonders darum, weil das Verbrechen am hellen Tage an einem Manne begangen worden ist, dessen Riesen-



stärke wohl zu fürchten gewesen sein dürfte, wäre er nicht so sicher getroffen worden. Man schließt daraus allgemein, daß es eine von Mehreren mit Vorbedacht ausgeführte That sei. Da jedoch die Nummern der Banknoten bekannt sind und die Polizei in ihren Nachforschungen unermüdet ist, so ist die Neugierde des Publikums in hohem Grade gespannt. Der arme Saunderson hinterläßt eine Wittve mit fünf Kindern."

— „Armer Saunderson!" rief ich fast unwillkürlich mit einem Seufzer aus, nachdem ich gelesen hatte.

Mein Seufzer fand ein Echo in einem andern, der aber so hohl, so stark, so voll von menschlichem Leid und Schmerz war, daß ich meine Augen nach dem Lager wendete, von welchem der Ton ausging, weil ich fast glaubte, es sei der letzte Laut der verschwindenden Natur. Da aber sah ich, zu meinem Grauen, Herrn Benfield in seinem Bette sitzen; seine wenigen grauen Haare hingen ihm um sein hageres Gesicht und seine tief eingesunkenen Augen, die in einem scheinbar andern als sterblichen Glanze funkelten, waren unbeweglich auf mich gerichtet.

„Ja, armer Saunderson!" rief der alte Mann feierlich; „warum machen Sie den Gefühlen Ihres Herzens nicht Luft? Warum verfluchen sie seinen grausamen Mörder nicht? Sehen Sie ihn hier auf seinem Sterbebette! Sie kennen nun das verderbliche, schreckliche Geheimniß, das seit zwanzig Jahren gleich einem Geier an meinem Herzen genagt hat. Ja, sehen Sie hier den bis jetzt unentdeckten Mörder des unglücklichen Saunderson!" Mit diesen Worten schlug der Unglückliche seine knochendürren Hände über sein bleiches Angesicht; heiße Thränen drangen zwischen den Fingern hindurch und langgedehnte, schwere Seufzer wanden sich aus seiner bedrückten Brust hervor.

Ich suchte den schrecklichen Eindruck, den des alten Mannes unerwarteter Ausruf auf mich gemacht hatte, zu bewältigen, sprach, ich weiß nicht welche, Worte des Trostes ihm zu, eilte an das Bett und fing ihn in meinen Armen auf, als er, durch diese plötzliche Erschütterung übermannt, ohnmächtig zurücksank.

Ich hielt ihm darauf etwas Ammoniaksalz unter die Nase und er schlug langsam seine Augen wieder auf, worauf ich versuchte, die Aufregung zu mildern, in welcher er sich befand.

„Mein, ich muß sprechen, ich fühle, daß ich es muß," sprach er in dem eigenthümlichen Tone, der, wie ich oft bemerkt habe, ein Zeichen des nahen Todes ist. „Sie kennen meine schwere, drückende Schuld und der allmäch-

tige Lenker der Schicksale, der gerechte Richter oben nimmt vielleicht, wie ich zu hoffen wage, einige Rücksicht auf meine Reue und mein Geständniß. Sie kennen meine Schuld. Jetzt hören Sie die Erzählung eines Sterbenden an. Ach, hüten Sie sich vor der Versuchung; lassen Sie sich als Warnung meine unglückliche Geschichte dienen und lernen Sie, daß jeder Zustand dem Verluste der Tugend und Ehre weit vorzuziehen ist.

„Ich war jung und Arzt wie Sie, selbst meine Lage glich der Ihrigen einigermaßen. Ich hatte, ohne meine Hilfsmittel recht zu überdenken, ein Mädchen geheirathet, die ich mehr liebte, als ich das Leben achtete. Unsere Vergnügungssucht und Heiterkeit führte uns in die erste Gesellschaft der Stadt, in welcher wir wohnten, und die gewöhnliche Folge davon, daß man größere Ausgaben macht, als man Einnahmen hat, blieb nicht lange aus, — wir kamen in Schulden und Verlegenheiten aller Art. Ach, hätte ich in Zeiten auf sie gehört, statt auf meinen Stolz, und den Schauplatz meines frühern Glanzes verlassen, dann würde alles gut gewesen sein. Aber das Schicksal webt ein Netz und ich glaube, wir sind bestimmt, uns in demselben zu verirren. Ich blieb, ich blieb, um beleidigende Bemerkungen, halb im Tone des Mitleides, halb in dem des Hohnes, von denen zu hören, für welche ich in den Tagen meines gedankenlosen Wohlbefindens vielleicht nur Verachtung gefühlt hatte. Die veränderten Mienen der frühern Freunde und der Hohn befriedigter Böswilligkeit an Uebelgesinnten machten mich bisweilen fast rasend und veränderten, glaube ich, meine ganze Natur. Selbst meiner sanften, theuern Frau war es nicht möglich, mich zu trösten; ich wurde finster und mürrisch, verfluchte mich selbst und haßte die ganze Welt mit allen Menschen. Bei diesem Gemüthszustande, mit dem stachelnden Gedanken in mir, daß die wenige Praxis, die ich hatte, sich täglich mehr verringerte und daß ich bald ein Bettler sein würde, trat mir plötzlich die verderblichste Versuchung in den Weg. Ich war bei den Bankiers . . ., um mir eine kleine Anweisung auszahlen zu lassen, als ich zufällig einen Commis gegen einen andern von einer großen Summe sprechen hörte, welche den andern Morgen zur Post geschickt werden sollte. Ich wußte, daß das Haus sehr bedeutende Goldsendungen nach London machte; ich hatte selbst den riesenhafte Träger, den unglücklichen Saunderson, ein- oder ein Paar mal in dem Durchgange getroffen, durch den ich oft ging, da er den Weg aus einem Stadttheile in



den andern bedeutend abkürzte. Der Teufel erfüllte diese Nacht meine Sinne mit einem entsetzlichen Gedanken; er schloß durch mein Hirn wie ein Blitz, sengend und verzehrend. Meine Umstände waren trauriger als es die Welt ahnete. Täglich mußte ich fürchten, verhaftet zu werden. Mein Haus wurde ausgeräumt. Ich besaß nichts mehr, — keine Hoffnung in der Welt, keine Hoffnung zu denen, welche einst meine Freunde gewesen waren. Ach, Stunde des Schreckens! — ich beschloß die entsetzliche That des Mordes und Raubes. Warum sollte ich bei dem blutigen Verbrechen noch länger verweilen? Ich lauerte dem Opfer auf, versetzte ihm den Stoß mit meinem Messer und nahm den Schatz ehe noch das Leben ganz aus dem Unglücklichen entflohen war. Zehntausend Furien schienen mir ihren Jubel zuzuschreien, als ich mit dem Päckete unter meinem Mantel nach Hause eilte, den ich vor der That wohlbedächtig abgelegt hatte und der nun die Blutsflecken verdeckte, die mich als Mörder bezeichneten. Mein Kopf brannte. Die Banknoten, die, das wußte ich wohl, nur mit größter Gefahr hätten ausgegeben werden können, vergrub ich nebst der Leinwand, in welche Alles geschnürt gewesen war. Sie, den ich zu meinem Testamentsvollstrecker ernenne, werden die Anweisung finden, wo jene Banknoten liegen \*).

„Erst als die gewaltige Aufregung sich etwas gelegt hatte, sanken die grauenvollen Schrecken der entsetzlichen That wie Todeskälte in mein Herz. Meine schuldbeladene Seele wurde von unaussprechlicher Angst gefoltert. In den Nächten — in den entsetzlichen Nächten —, sah ich im Traume das unglückliche Opfer bleich und blutig neben meinem Bette liegen und mich anklagen. Solchen Träumen folgten nicht selten Anfälle von partiellem Wahnsinne, wenn ich mich so ausdrücken darf und in einem solchen erfuhr mein sanftes Weib mein entsetzliches Geheimniß. Sie unterlag ihm bald und in weniger als einem Monate hatte sich das Grab über ihrem tiefverletzten Herzen geschlossen.

„Ob ich gleich in tausend täglichen Schrecken lebte, so fiel der Argwohn doch auch nicht einen Augenblick auf mich. Ob ich gleich meine Seele dafür verkauft, hatte ich das geraubte Gold nicht angerührt. Das, was meine Verzweiflung aufs Höchste steigern sollte,

\*) Alle Banknoten und Wechsel, im Betrage von 10,000 Thln., wurden nach der Angabe des reuigen Sünders wiedergefunden und zwar völlig gut erhalten, ob sie gleich 29 Jahre lang in einem Kästchen in der Erde gelegen hatten.

kommt noch. Saunderson war kaum vierzehn Tage begraben und meine Frau lag auf dem Sterbebette, als ich die Nachricht erhielt, daß ein Oheim in Ostindien gestorben sei und mir ein ansehnliches Vermögen hinterlassen habe. Ach, ich Unglücklicher, fluchte der Vorsehung.

„Froh, einen Vorwand gefunden zu haben, Schottland verlassen zu können, und das freundschaftliche Lächeln der Parasiten verschmähend, brach ich mit meinen zwei Kindern auf. Der Fluch des Allmächtigen schien mich zu verfolgen; meine beiden Kinder starben in wenigen Monaten auf einander; ich blieb allein, — ein zweigloser versengter Stamm in der Wüste der Welt. Welche Sprache kann meine Leiden, kann meine Qualen des Gewissens schildern? Statt das nagende Gefühl, daß ich ein besonderer Gegenstand des Zornes Gottes in dieser und noch mehr in jener Welt sei, zu lindern, schien die Zeit dasselbe nur noch peiniger zu machen. Ich suchte den göttlichen Zorn durch Handlungen zu besänftigen, die bei andern Menschen für tugendhafte gegolten haben würden. Ich aber schien bestimmt zu sein, den Fluch eines angeklagten Geistes in seiner ganzen Schrecklichkeit zu fühlen.

„Ich habe bald geendet,“ fuhr der Sterbende fort, und seine Aufregung wich großer Erschöpfung; „mein noch übriges Vermögen soll meinen Bestimmungen gemäß, die ich schriftlich niedergelegt habe, zu gewissen Zwecken verwendet werden.“ Er wies dabei auf ein Päckete, das auf dem Tische lag.

Seine Stimme war in dem letzten Theile seines Geständnisses zu einem leisen, halbartikulirten Geflüster herabgesunken, das völlige Erschöpfung verrieth. Seine Sinne wurden von dem Delirium ergriffen. Er legte seine knöchigen Hände auf seine Stirn und phantasirte mehrere Minuten lang in peinlich anzuhörender, unzusammenhängender grauenvoller Weise.

Da ich vermuthete, daß diese Schwächung zum großen Theile von seiner letzten Aufregung herrühre, gab ich ihm ein Opiummittel, das ihn bald in einen ruhigen und ungestörten Schlaf brachte. Ich benutzte dies, um in dem Armstuhle ebenfalls etwas zu schlummern.

Als ich erwachte, fiel das erste schwache Licht des Morgens durch die Fenstergardinen und gab der großen Flamme der ungeputzten Kerze auf dem Tische einen blassen Schein. Ich lauschte aufmerksam, aber vergeblich, auf das Athmen meines Kranken. Alles war still bis auf das eintönige Ticken der Uhr.



Ich fürchtete das Schlimmste und zog zum Theil den Bettvorhang zurück. Zu meinem Erstaunen und Schrecken sah ich meinen Kranken im Bette knien, die knöchigen Hände gefaltet und den Kopf rückwärts geneigt, während die verdrehten glasigen Augen nach oben gerichtet zu sein schienen. Aber in dem Körper vor mir war keine Bewegung, kein Pulsschlag mehr; der hüßende reuige Sünder hatte im Gebete zu dem barmherzigen Gotte seinen letzten Seufzer ausgehaucht.

### Alviso Emo. \*)

Zur Zeit, als noch Venedig vor allen andern Städten merkwürdig und seltsam war; als diese Meereskönigin, wie die Dichter sie nannten, unter dem Ruhme ihrer Maler und dem Mantel ihrer Dogen geborgen lebte, stieg ein junger Mann, Alviso Emo, in einer Winternacht an dem großen Marcusplaz aus, wo man trotz der späten Stunde noch ein verworrenes Geräusch von Stimmen und Musik hörte.

Das Haus, aus welchem diese Festklänge schallten, stand in der Mitte der alten Procuratien; die Fenster desselben waren hell erleuchtet und in der Vorhalle trieben sich viele Pagen und Diener umher. Da es stark regnete und der junge Mann an dem großen Plaz, der erst weit später mit Steinplatten belegt wurde, kein Wirthshaus mehr offen sah, so glaubte er, er könne nichts Besseres thun, als sein Gesicht in den Falten seines weiten Mantels verhüllen und sich nach der Vorhalle jenes Hauses zu wenden. Die Dienerschaft empfang ihn mit Spott und Hohn.

„Ist das ein Nachtvogel?“ riefen sie, „oder der böse Geist der Lagunen?“

— „Der schöne Liebesvogel mit den nassen Federn!“ rief ein anderer; „er sieht aus wie die Tauben, die man am Palmsonntage fliegen läßt.“

„Ob man ihm wohl auch ein Papierchen um den Hals gebunden hat, wie jenen?“ fragte ein Dritter; „laßt doch sehen.“

Damit trat der Sprecher auf den jungen Mann zu; es war ein Venetianer, so stark als gewandt; er legte die Hand an den Mantel des Fremden, aber ehe er denselben auseinanderschlagen konnte, versetzte ihm der

\*) Aus dem Album vénétien.

Unbekannte einen Stoß mit dem Dolche, der zum Glück ihn am Arme nur wenig rißte.

Als der Stoß geführt war, nahm der junge Mann von selbst die Maske ab, schlug den weiten Mantel auseinander und zeigte so der erstaunten Menge einen der schönsten und zierlichsten jungen Herren, die damals ein Maler sich zum Modelle hätte wünschen können. Niemand aber erkannte ihn außer der Mann, den er leicht verwundet hatte und dem er zur Vergeltung einige Münzen zuwarf.

„Gnade, lieber Herr,“ flüsterte der Verwundete ihm zu, so daß Niemand ihn hören konnte; „Ihr in Venedig? hier? Kennt Ihr die Gefahren nicht, die Euch bedrohen?“

— „Ich weiß nur Eins: daß ich seit zwei Jahren von Venedig fern gewesen und daß ich mich sehnte, daher zurückzukehren; meine Verbannung ist gestern abgelaufen und da bin ich. Wenn Du Niemanden in diesem Hause angehörst, so folge mir und bringe mich zu dem Kloster der Hospitaliterinnen. Ich brauche einen ergebenen Mann und rechne auf Dich, denn ich erkenne Dich wohl wieder, Du bist der Gondelier Daniel.“

„Das glaube ich wohl, trug mir doch der Rath auf, Euch fortzubringen, einen Herrn wie Ihr, der das Gold mit vollen Händen austreuet und der alle Kassen der Münze erschöpft haben würd! Ich habe mir es nicht enträthseln können, aber man hat Euch verbannt. Was habt Ihr jetzt vor? Sprecht. Ihr habt mich zwar verwundet, aber Daniel ist Euer mit Leib und Leben; er liebt Euch.“

„Kennst Du den alten Procurator Coronelli?“

— „Ja wohl.“

„Weißt Du, daß er eine wunderschöne Nichte hat?“

— „Auch das; sie heißt Formosa.“

„Nun, Du mußt mir helfen, noch diese Nacht sie aus dem Kloster der Hospitaliterinnen zu entführen. Deine Gondel ist sicher; Du sagtest, ich sei vor zwei Jahren freigebig gewesen; ich bin nicht anders geworden; da der Beweis.“

Und Alviso reichte ihm eine neue Börse. Daniel wich einen Schritt zurück.

„Ihr kommt zu spät, Signore,“ sagte er zu dem jungen Manne mit einem Seufzer, Formosa wird heute mit einem Andern verbunden.“

— „Formosa, sagst Du?“



„Ihr könnt sie in diesem Palaste hier, wenn Ihr es wollt, an dem Arme ihres Bräutigams sehen, — des Procurators Coronelli.“

— „Coronelli!“ rief der junge Mann im höchsten Unwillen. „Ist es möglich?“ — Das also, fuhr er vor sich hinmurmeltend fort, während er auf- und abschrift, „das war der geheime Grund der Besorgnisse, die sie in allen ihren Briefen aussprach; wegen dieser Heirath ersuchte sie mich, so schnell als möglich zurückzueilen? Und ich zögerte, ich mußte das Ende meiner Verbannung abwarten. Coronelli hat sie also aus dem Kloster geholt?“

„Der Procurator begab sich vor drei Wochen in großem Pompe dahin, um sie in diese neue Wohnung abzuholen. Ein schöner Palast!“

— „Ach, daß ich mit diesem Procurator Coronelli sprechen könnte! Könnte ich ihm sagen....“

„Was wolltet Ihr ihm wohl sagen? daß er in ganz Venedig gehaft sei? Beim heiligen Theodor, das weiß er so gut als Ihr; daß er schielt und alt ist? Auch das weiß er; daß er die Pathe des Dogen zur Frau hatte? Er kann es nicht vergessen haben. Daß diese seine Frau nach einer Ehe von drei Monaten plötzlich starb? Das weiß er wohl genauer, als irgend Jemand, denn er hat ihr in der Kirche des heil. Johannes und Paulus das prachtvollste Grabdenkmal errichten lassen. Oben darauf sieht man einen Schädel und einen umgestürzten Becher...“

— „Der Niederträchtige!“ murmelte Alviso zwischen den Zähnen und er setzte sich tief betrübt und erschüttert auf einer der hölzernen Bänke in der Vorhalle nieder. Die Töne der Instrumente über ihm schwirren in unklarer Harmonie umher; die Diener hatten sich allmählig verlaufen und er blieb allein mit Daniel zurück, der ihn mitleidig betrachtete.

Alviso Emo war ein schöner junger Mann mit einem edeln Gesichte. Er hielt sehr auf seine Kleidung; auf dem rabenschwarzen Haar trug er ein Barett keck an der Seite und an dem Sammet desselben zitterte eine Perlenagrafe; sein halboffen stehender Rock ließ ein Wamms mit Feldern von Gold und Schwarz sehen und an dem Gürtel, der dieses Wamms zusammenhielt, funkelte ein Dolch mit einem Griffe von Agath. Ein feingeformter Arm in knappem Kermel mit zwei Diamantknöpfen an dem Handgelenke streckte sich aus dem weiten hängenden Ueberärmel heraus. Ein leichter Bart umfaßte sein gebräuntes Gesicht. Er zählte sechsundzwanzig Jahre, sah traurig aus und hatte die schönsten

Zähne von der Welt. Wer war aber Alviso Emo? Ein Einziger in Venedig wußte es.

Die Stirn auf die Hand gestützt, schien er in diesem Augenblicke über ein Ereigniß seines frühern Lebens nachzudenken. Mit einemmale öffnete sich eine Thüre und der gewöhnliche Ceremonienmeister, der bei solchen Gelegenheiten auch den Tanz zu leiten hatte, schritt rasch mit der novizza vorüber, die so gleich einer Traumgestalt vor den Blicken Alvisos vorüberglitt. Sie achtete nicht auf den jungen Mann, weil sie wohl glaubte, daß an diesem Orte nur gemeine Leute sich aufhalten könnten.

Aber er, der Unglückliche! er hatte sie gesehen und durch einen unwiderstehlichen Wunsch getrieben, folgte er ihr. Die Maskenfreiheit benutzend, blieb er an der Thüre des Saales stehen, in welchem man tanzte.

Die Pracht dieses Saales, den drei Kronleuchter von buntem venetianischen Glase erhellten, wurde noch blendender durch die fast übergroße Menge von Spiegeln, welche den Blicken Alviso Emos bald nur ein Angesicht, das der jungen Formosa, zeigten. Von dem Ceremonienmeister geführt, der ein langes Gewand und einen kurzen Mantel von schwarzem Damast trug, erschien die Novizza (so nannten die Venetianer die junge Frau in den beiden ersten Jahren der Ehe) in einem Gewande von Silberbrocat unter den Procuratoren, dem Adel und den Damen. Ein beifälliges Murmeln lief durch die Menge, als die schöne Braut die Sarabande getanzte hatte. Die Instrumente schwiegen jetzt und Alviso suchte den zu erblicken, mit welchem Formosa getanzte hatte. Balthasar Coronelli war es. Das bleiche Gesicht desselben stach so grell vom weiten violetten Gewande mit offenen bis zum Boden hängenden Ärmeln ab, daß man hätte glauben können, es sei von Wachs.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

(Uebermäßiges Heimweh.) Ein russischer Dragoner, der bei dem Divisionsadjutanten als Bedienter stand und von diesem sehr menschlich behandelt wurde, versiel, wer sollte es glauben? — er, ein geborener Sibirier — so sehr in das Heimweh nach den sibirischen Eissteppen, daß er ganz melancholisch wurde. Dieses Gemüthsleiden nahm so überhand, daß es ihn in kurzer Zeit an den Rand des Grabes brachte. Die Tröstungen seines Herrn waren eben so vergeblich, wie die Arzeneien des Regiments-



arztes. Die Krankheit verschlimmerte sich täglich und da der Unglückliche kein Mittel sah, in sein Vaterland zu kommen, so faßte er den verzweifelten Entschluß, sich dahin verbannen zu lassen. Einige Mißthelligkeiten zwischen ihm und seinem Mädchen reizten ihn zur Rache und er beschloß, die Unschuldige seinem Heimweh zum Opfer zu bringen. Er führte am nächsten Tage das Mädchen unter irgend einem Vorwande an den Fluß, stürzte sie in denselben hinein und kehrte dann ruhig zurück. Er wurde, da man sein Verhältniß zu der Vermissten kannte, bald verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und, da er seine That durchaus nicht leugnete, zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurtheilt. Freilich war diese Hoffnung, in das Vaterland zurückzukommen, noch mit einer schlimmen Bedingung verbunden. Er mußte erst noch siebenzig Knutenhiebe aushalten und er hielt sie mit außerordentlicher Standhaftigkeit aus. Trog dem fürchterlichen Schmerz, den er empfinden mußte, schielte er während der Züchtigung unverwandt nach seiner Mähe, die in einiger Entfernung von ihm lag und die nach der russischen Sitte bald mit Silbermünzen und Bankzetteln gefüllt wurde. Heimweh und Habsucht gaben dem Unglücklichen so viel Kraft, daß er am Arme eines Gefangenwärters nach erlittener Strafe in das Hospital gehen konnte, von wo er nach einigen Wochen, völlig geheilt und vergnügten Sinnes, mit andern Verbrechern nach seiner vielgeliebten Heimath abgeführt wurde.

(Der Chatouilleur.) Chatouilleur (Kizler) heißt ein in den Pariser Theatern angestellter Mann, der das Amt hat und dafür bezahlt wird, daß er bei der Vorstellung von Lustspielen jedesmal, so oft ein Witzwort u. s. w. vorkommt, laut auflacht und dadurch die Laclust des Publicums reizt. Dies ist ein für die Theater äußerst wichtiges Amt und sehr häufig hängt der Erfolg von neuen Stücken von dem Vortrache ab, da ja bekanntlich die Wize häufig schlecht und matt sind und das Publicum durchaus nicht lachen würde, wenn nicht der Chatouilleur die Kunst verstände, durch allerlei Modulationen seines Lachens, vom leiseften Richern bis zu dem herzlichsten Gelächter, das Mittlachen des Publicums gleichsam zu erzwingen.

(Eine poetische Puzmacherin.) In Leipzig hat seit kurzem eine Puzmacherin mit romantischem Namen, „Gismunde Rosenlaub,“ durch ihre originellen Erfindungen in dem Kunstzweige des Kopfpuges und noch mehr durch ihre originellen Ankündigungen dieser Erfindungen Aufsehen erregt. Drei dieser Ankündigungen lauten: „Kunstliebenden Damen.“

„Hinauf, hinauf, in Sprung und Lauf,  
Wo die Sonne so klar, nur horstet der Nar.“

„In schönster Vollendung ist es mir gelungen, ein neues Concert-Barett ins Leben zu rufen, welches ich den eleganten Damen unter dem Namen „Mendelssohns Auge“ als ein höchst interessantes Christgeschenk empfehle.“

— „Patriotischen Damen.“

„So mögt nun auch erkennen der deutschen Frauen Muth,  
Wie heilig sie entbrennen für ihrer Freiheit Gut!“

„Ermuntert durch die gütige Aufnahme des neuen Concert-Barett's fühle ich mich veranlaßt, ein zweites zum Theater-Besuch austauschen zu lassen, welches ich den eleganten Damen unter dem Namen „Rheinstrom“ als ein sinnreiches und schönes Weihnachtsgeschenk empfehle.“—

— „Leipzigs edlen Damen.“

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben  
Himmliche Rosen ins irdische Leben.“

„Der höchste Damenschmuck hat das Licht der Welt erblickt. Ein drittes Barett zum Ballbesuch widme ich in tiefer Verehrung den hohen und hochgeehrten Damen der berühmten Stadt Leipzig unter dem Namen „Sachsenkrone“ mit der unterthänigsten und ergebensten Bitte, durch gütiges Vertrauen mich zu beglücken. Gismunde Rosenlaub. Auerbachs Hof.“

(Diplomatische Etikette.) In einem Artikel über Deutschland in der Revue de Paris vom 27. Decbr. 1840 wird unter anderm Nachstehendes erzählt: „es ist bekanntlich Sitte, daß die Minister jedes Landes zu Hause den Mitgliedern des fremden diplomatischen Corps den Vortritt lassen; dies gilt auch in Frankfurt, wo der Bundestag den fremden Gesandten den Vortritt läßt; aus Artigkeit haben aber diese beschloffen, dem Präsidenten des Bundestages den Vortritt zu lassen, so daß das diplomatische Corps nach dem Präsidenten, aber vor den übrigen Mitgliedern des Bundestages geht. Schwierigkeiten traten jedoch einmal ein, als der eigentliche Präsident abwesend war und ein anderer seine Stelle eingenommen hatte. Der russische Gesandte, der Herr von Anstett, dem der Herr von Dubril folgte, gab dem diplomatischen Corps ein Diner. Nach seiner und seiner Collegen Meinung sollte der französische Gesandte, der älteste der fremden Diplomaten, den Vortritt haben; die deutschen Gesandten glaubten aber, der Vortritt gebühre ihrem damaligen Interims-Präsidenten, wenn auch der eigentliche Präsident nicht zugegen sei. Der Salon war gefüllt und Alle beobachteten die beiden Diplomaten, um die es sich handelte. Sobald gemeldet wurde, daß servirt sei, stand der erwähnte Interims-Präsident auf, bot der Frau von Anstett sehr schnell den Arm und saß bereits neben ihr an der Tafel, als der französische Gesandte sich noch nach der Frau von Hause umsaß. Da trat der Herr von Anstett ein und rief mit einer wahren Stentorstimme seinen Leuten zu: „die Suppe wird zuerst dem Herrn Gesandten von Frankreich vorgelegt.“ Der Befehl wurde vollzogen und der Präsident erhielt die Suppe wirklich erst nach dem französischen Gesandten.

(Ein stolzer Engländer.) Ein Herzog von Somerset (Charles Seymour) war zu seiner Zeit allgemein bekannt unter dem Namen „der stolze Herzog.“ Seine Diener mußten auf Zeichen gehorchen. Seine Kinder kamen seinen Befehlen mit der tiefsten Ehrfurcht nach. Die beiden jüngsten Töchter mußten abwechselnd neben ihm stehen, wenn er nach Tische schlief; eine wurde dabei einmal müde und setzte sich nieder. Da erwachte der Herzog und erklärte sogleich, höchlich verlegt, sie solle an diese



Uebertretung des Decorums erinnert werden. Er hinterließ ihr wirklich nach seinem Testamente 150,000 Thlr. weniger als ihrer Schwester. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin verheirathete er sich 1725 zum zweitenmale mit Lady Charlotte Finch. Kurz nach der Vermählung klopfte ihn seine junge Gattin, um ihn auf etwas aufmerksam zu machen, neckend leise mit dem Fächer auf die Achsel; der Herr Gemahl wendete sich, höflich entrüstet über diese Freiheit, die man sich gegen ihn erlaubte, um und sprach mit finsterner Stirn: „Madame, meine erste Frau war eine Percy und sie nahm sich niemals eine solche Freiheit heraus.“

Diese seine erste Gemahlin, Elisabeth Percy, damals die reichste Erbin in England, war vor ihrem 16. Jahre dreimal Frau und zweimal Wittwe gewesen. Zuerst wurde sie mit dem dreizehnten Jahre verheirathet, aber wenige Monate darauf starb ihr Gemahl. Unter den zahlreichen Bewerbern um ihre Hand befand sich nun auch der bekannte Graf von Königsmark; aber ihre Verwandten gaben sie einem Andern, der jedoch durch drei von Königsmark gedungene Mörder ermordet wurde. Drei Monate nach diesem tragischen Ereignisse gab sie ihre Hand dem oben erwähnten Herzoge von Somerset.

(Treue einer Nonne gegen ihr Gelübde.) Kurze Zeit, nachdem eine gewisse Winifred Hill, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, den Schleier genommen und ihr Gelübde abgelegt hatte, fiel ihr eine große Besetzung in Irland zu. Diese in Besitz zu nehmen, ohne daß sie selbst nach Irland reiste, hielt man für fast unmöglich. Die Äbtissin des Klosters legte den Fall dem Patriarchen vor, der allein die Nonne von ihrem Gelübde zum Theil entbinden konnte. Dieser erlaubte ihr auf das Versprechen, daß sie in das Kloster zurückkommen würde, weltliche Kleidung anzulegen und nach Irland zu reisen. Das that sie; sie kam in Irland an, legte ihren Anspruch dar, nahm Besitz von dem Erbe und befand sich mit einem Male in der Lage, bequem und glänzend in ihrem Vaterlande leben zu können. Statt aber da zu bleiben, verkaufte sie das ererbte Gut so schnell als möglich und eilte, treu ihrem Gelübde und ihrem Versprechen, in das Kloster mit dem Gelde zurück, das sie zur Bequemlichkeit ihrer Gefährtinnen verwendete, die sie aus Dankbarkeit sofort zur Äbtissin erwählten.

(Napoleon und Haydn.) Französische Blätter, die neuerdings voll von napoleonischen Anekdoten sind, erzählen auch: an dem Tage, als Napoleon an der Spitze seines Heeres seinen Triumpheinzug in Wien hielt, sah Haydn diesem Schauspiel, das sein patriotisches Herz tief betrübte, vom Fenster aus zu. Nach einiger Zeit wurde an seine Thüre geklopft, so daß er aus seinem Sinnen erwachte; er öffnete und sah mit innerer Angst einen französischen Officier eintreten, der ihn fragte, ob er mit Joseph Haydn spreche. „Der bin ich,“ antwortete der Meister, „aber worin kann ich Ihren Kaiser beleidigt haben und was bedeutet dieser in dem jetzigen Augenblicke so beunruhigende Besuch?“

„Fürchten Sie nichts,“ antwortete der Officier, „der Kaiser ist weit entfernt, sich über Sie zu beklagen; ich habe im Gegentheile Befehl, eine Wache vor die Thüre eines Künstlers zu stellen, dessen Genie er bewundert, und speziell dafür zu sorgen, daß Ihre Person und Wohnung in jeder Hinsicht geachtet bleiben.“

Die Schilbwache befand sich wirklich regelmäßig an der Thüre des Hauses, das Haydn bewohnte.

(Ständische Wirksamkeit.) Der „Telegraph“ erzählt: „ein Ständemitglied kam einmal in den Ferien nach Hause und seine Bauern fragten ihn: „warum liefert man denn nie in der Zeitung, daß Ihr auch etwas gesagt habt?“ — „Ihr Leute,“ antwortete er, „das versteht Ihr nicht. Leset Ihr denn nicht öfters in der Zeitung: „allgemeines Gemurmel?“ — Nun da bin ich mit dabei.“

(Ludwig XVI. und Ludwig XVIII.) Ludwig XVI. liebte bekanntlich die Jagd sehr; sein jüngerer Bruder, der Graf von Artois, theilte diese Leidenschaft, der Graf von Provence aber (der nachmalige König Ludwig XVIII.) fand durchaus kein Vergnügen daran. Ludwig XVI. hatte ihm mehrmals darüber Vorwürfe gemacht und der Graf fand sich deshalb regelmäßig zu Anfang jeder Jagd ein, ritt aber, sobald der Hirsch verfolgt wurde, bei Seite und hielt sich mit einigen Freunden irgendwo verborgen, bis die Jagd vorüber war. Eines Tages nun, als die Jagd schneller als gewöhnlich aufhörte und der Hirsch in der Nähe des Hauses verenden sollte, in welchem sich der Graf von Provence befand, kam er eilig heraus, stieg zu Pferde und sagte: „mein Gott! wie ich aussehe; ich kann es nicht wagen, mich so vor dem Könige zu zeigen; ich habe nicht einen Schmutzleck an mir. Komm, Chabault, bewirf mich mit Erde!“ Ich zögerte, erzählt Chabault, er aber rief mir immer eifriger und unruhiger zu: „mach' schnell, schnell!“ „Was ich thue, thue ich nur auf Ihren Befehl,“ antwortete ich, nahm mir aber vor, ihn völlig zufrieden zu stellen. Ich griff also mit beiden Händen in den Schmutz und bewarf damit sein Pferd, seinen Anzug, seine Stiefeln, während er mir immer zurief: „noch mehr! noch mehr!“ Ich richtete ihn so zu, daß er dem Könige Ludwig XVI. aufsiel, der zu ihm sagte: „so, lieber Bruder, machen Sie mir Freude, Sie finden also doch endlich Geschmac an der Jagd.“ — „Ich verdanke dies Chabault,“ antwortete der Graf von Provence. — „Sehr gut,“ fuhr der König fort, „man gebe Chabault vierundzwanzig Livres. Ich freue mich sehr; die Flecken, die man auf dem Felde der Ehre erhält, sind ehrenvoll und Sie sehen aus, als hätten wir einen ganzen Tag den Wolf gehegt.“

(Comfort in Frankreich.) Alles, wobei Bequemlichkeit ins Spiel kommt, ist bei den Franzosen weit hinter England und auch hinter Deutschland zurück. Sie wohnen unter mannichfaltigem kleinen Schimmer, an sogenannter Etalage fehlt es so wenig, daß man gar oft ein Slave der Etalage und immer von Gefahr umgeben ist für jede unbedachte Armbewegung. Aber an



allem Comfort gebracht in ihren Zimmern wie in ihren Wagen. Der Italiener klagt, daß er in diesem kältern Lande viel weniger gegen die Hitze geschützt sei als in Italien und der Nordländer klagt, daß er in Frankreich mehr friere als im Norden. Im häuslichen Leben, im Reiseleben werden sie am spätesten oder niemals unsere Poesie des Comforts annehmen, da sie kein Bedürfnis nach behaglicherer Tagesexistenz fühlen. Sie sind weniger weichlich und bleiben Leute des Marktes. Sie ertragen viel leichter schlechtes Wetter und haben ein viel milderer Klima. Auch findet man durch alle Provinzen frogende Gesundheit und wohlgebildete Menschen. Der deutsche Reisende harret umsonst auf bequeme Dilligencen. Seine Klagen über engen oder schlechten Sitz sind dem Franzosen geradezu unverständlich. Daß zwanzig Personen oben und unten in einer Dilligence Raum finden, die bei uns nur zehn Personen faßt, findet er ganz in der Ordnung. Er zeigt sich keinen Augenblick beengt durch den Zubrang grober Blousen und dicker Weiberröcke, er braucht nur vier Hände breit Platz und ein leidlich Französisch zur Conversation. —

### Generalcorrespondenz.

In Paris hat Jemand eine originelle Speculation zum Nachtheile der Theaterdirectoren versucht. Ein Speculant wollte alle Straßenecken, an denen die Zettel gewöhnlich angeklebt werden, zu einem Monopole für sich machen. Er machte also die Kunde, ging zu den Hausbesitzern und stellte ihnen vor, wie man ihre Häuser ohne ihre Erlaubniß beklebe und daß dies eine Last sei, welche in bestimmte Grenzen beschränkt werden müsse. Ueberlassen Sie mir die Aufsicht und für meine Mühe und Sorgen werde ich Ihnen eine Rente von 20 Fres. zahlen. Man ging diesen Handel gern ein. Nachdem der Speculant die Straßenecken wohlfeil erworben hatte, wollte er sie theuer vermietzen. Die Theaterdirectoren meinten aber, diese indirecte Steuer werde ihnen ungeschicklich zugemuthet und weigerten sich, den Bedingungen sich zu unterwerfen. Sie verklagten den Speculanten und sind über eingekommen, wenn das Gericht sich gegen sie ausspricht, der List List entgegenzusetzen, nämlich die Anschlagzettel auf den Rücken gemietheter Männer zu kleben und sie auf diese Weise in der Stadt herumtragen zu lassen. —

Die neue Oper von Adam, „die Rose von Peronne,“ hat bei der ersten Aufführung in Paris sehr gefallen. Der Inhalt ist folgender: Die Spanier belagern Peronne. Der Cardinal Richelieu schickt die besten Truppen den Belagerten zu Hülfe. Unter den Offizieren befindet sich auch der Marquis von Chauny, der ein Duell gehabt hat und deshalb gehangen werden soll, wenn er nicht einen glorreichen Tod in der Schlacht findet. Ein Freund des Marquis, ein armer Teufel, der Ritter von Bertpignon, liebt Rosinen, „die Rose von Peronne,“ die ihn auch lieben würde,

wenn er nur Geld hätte. Der Marquis sieht seinen unglücklichen Freund und macht ihm folgenden Vorschlag: ich will Rosinen heirathen; ich muß ja binnen drei Tagen sterben. Meine Wittwe ist dann Marquise, beerbt mich und kann Dich dann heirathen. Rosine willigt in den Handel, denn der schöne Marquis gefällt ihr und als sie vermählt sind, geht es in die Schlacht. Die drei nehmen betrübt von einander Abschied; aber der Marquis stirbt nicht in der Schlacht und Richelieu mischt sich in den Liebeshandel; er verzeiht dem Marquis das Duell, der die Rose von Peronne behält. Der Ritter muß sich zu trösten suchen. Ein Mädchen hat ihn längst im Stillen geliebt und ihr giebt er dann endlich sein Herz. — Die Musik soll leicht, anmuthig und ansprechend sein wie die zum „Postillon.“ —

Fanny Esler, die aus New York abgefegelt und über deren Schicksal man besorgt war, da man lange nichts von ihr hörte, befindet sich, wie man jetzt erfahren hat, in Havanna, um spanische Dollars zu ertanzen; dann wird sie in die Vereinigten Staaten zurückkehren, um erst in dem Frühjahr nach Europa zurückzukommen. Man hat ihr nachgerechnet, daß sie aus America eine Summe von wenigstens 300,000 Fres. zurückbringen dürfte. —

Die Kirche der Invaliden, in welcher nun Napoleon ruht, ist in zehn Tagen von beinahe einer Million Neugieriger besucht worden. —

Ein Engländer will berechnet haben, daß die bekannte Mlle. Rachel für jeden Vers, den sie auf der Bühne spreche, ungefähr einen Franc erhalte. —

Eine englische Dame, die ihren Mann nach Indien begleitete, schildert ein Diner in Calcutta auf folgende Weise: hinter jedem Stuhle steht ein härtiger beturbanter Diener, der die Arme über der Brust übereinander schlägt, und vor jedem Stuhle ein Fußbänkchen. Die Tafel ist bis zum Brechen mit Speisen besetzt und über ihr hin wird fortwährend ein riesenhafter Fächer bewegt. Jedes Weinglas hat einen silbernen Deckel, um den Inhalt vor den Fliegen zu sichern und andern Insecten. Ich habe Tafeln mit kleinen Heuschrecken und andern kriechenden und fliegenden Geschöpfen so bedeckt gesehen, daß es schwer war, irgend etwas in den Mund zu bringen, ohne ein solches Wesen mit zu fassen. Gelegentlich verursacht auch eine Feuerfliege Besorgniß bei dem Fremden, wenn er ihre helle Gluth zwischen den Falten des dünnen Muslingewandes erblickt. Am schrecklichsten aber ist die Zeit, wenn die weißen Ameisen umherzufliegen anfangen, dann kann man sich vor denselben fast nirgends und zu keiner Zeit retten. — Die glänzendste Speculation machen die amerikanischen Schiffe, welche Eis nach Indien zum Verkaufe bringen. Sie verkaufen dasselbe, aber nur vor Sonnenaufgang, sehr theuer, und das Verlangen darnach ist ungeheuer. Merkwürdig ist, daß die Eingebornen, wenn sie das kalte Eis anrühren, sprechen, „das Eis,“ oder wie sie sich ausdrücken „das englische Glas“ brenne. —



# Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N<sup>o</sup> 5.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Alviso Emo.

(Beschluß.)

Da es herkömmlich war, daß ein von der Novizza gewählter Jüngling mit ihr nach ihrem Bräutigam tanzte, so stellte sich Alviso Emo in den Weg Formosa und brachte es wirklich dahin, daß sie ihn zu ihrem Tänzer erkor. Das Herz des Jüngling klopfte gewaltig; seit zwei Jahren hatte er diese Hand nicht berührt, seit zwei Jahren in Padua geschmachtet.

Es giebt ein Schweigen, das beredt ist; die Seufzer Alvisos verriethen ihn trotz der Maske; Formosa erkannte, daß der Geliebte zurückgekommen. Die Arme hatte, seit drei Wochen besonders, ein trauriges Leben geführt. In diesem stillen ernstern Palaste des Procurators, ihren Gefährtinnen im Kloster entrisen, hatte sie keine andere Freude, als während der Abwesenheit Coronellis an das Fenster zu treten; sie beobachtete die Herren und schönen Damen, die sich an den schönen Abenden in Menge auf dem großen Marcusplatze bewegten. Aber Alviso erschien nicht unter denselben und das war Formosas tiefster Schmerz.

Was hatte er verbrochen? In dieser finstern düstern Stadt, der Heimath aller Geheimnisse, in der seltsamen Stadt, in welcher die Mauern jedes Palastes eine geheimnißvolle Geschichte bewahren, einen Ruhm oder eine Schande, hätten es nur zwei Personen sagen können. Der junge Mann selbst erinnerte sich nur eines Flacons von eiselnem Golde, das die Spione der

Zeihn ihm in dem Rathe am Tage seiner Verhaftung vorgehalten hatten, damit er es als das seinige anerkenne. „Es ist mein,“ hatte Alviso Emo geantwortet. Noch gestern lag es auf meinem Tische. Wie kommt es in Euere Hände?“

„Dieses Flacon, junger Mann, ist in der Hand der Margarita Cicogna, der Nichte des Dogen und Gattin des Procurators Coronelli, gefunden worden. Es enthält ein feines Gift und zwar noch so viel, daß Du Dich damit hättest umbringen können. Wer hatte Dir dieses Gift gegeben und wie kam es aus Deiner Hand in die der Gattin des Procurators?“

„Ein griechischer Alchemist, Zeno mit Namen, hat mir dieses Fläschchen verkauft,“ antwortete Alviso; „Ihr wißt so gut wie ich, daß in Venedig kein Edelmann ohne Dolch und Gift ausgeht.“

— „Du bist angeklagt, die Frau des Procurators Coronelli vergiftet zu haben; Du kennst das Gesetz; was hast Du zu antworten?“

Alviso Emo hatte bei dieser schrecklichen Anklage seine Unschuld so kräftig behauptet, daß das Herz der Richter, vielleicht zum erstenmale, gerührt worden war. Er bewies so bestimmt ein Alibi, er unterstützte seine Vertheidigung mit so unabweislichen Gründen, daß die Zeihn sich unter einander ansahen, als wollten sie sich durch diesen gegenseitigen Blick gegen ihre eigene Milde schützen. Plötzlich war der Procurator Coronelli eingetreten und die Scene hatte sich geändert. Dieser Mann beschuldigte Alviso Emo so ungestüm und trug seinen



Schmerz so sehr zur Schau, daß der Angeklagte unfehlbar verurtheilt werden mußte. Er nahm in seiner Verzweiflung rasch das Fläschchen und führte es an seine Lippen. Eine Hand entriß es ihm glücklicherweise und ein Gemurmel des Erstaunens lief über die Bank der Richter. Diese Hand war die des Dogen Páscal Cicogna, der hinter einem Vorhange dem ganzen Auftritte beiwohnte. Das Erstaunen und die Freude des jungen Mannes erreichten den höchsten Grad, als er den Beherrscher Benedigs erklären hörte, daß er selbst bei dem Rathe sich zu Gunsten des Angeklagten verwende. Er setzte selbst hinzu, er glaube, man habe dem jungen Manne das Fläschchen gestohlen, das er unvorsichtigerweise auf dem letzten Maskenballe mehreren Freunden gezeigt habe.

Trotz dem Einschreiten des Dogen und der Verteidigung Alvisos hatte die Stimme Coronellis das Uebergewicht; da aber Páscal Cicogna geliebt und der Procurator gehaßt war, so wurde der junge Mann nur auf zwei Jahre von Benedig, und zwar nach Padua, verbannt.

## II.

Formosa hatte den Zurückgekehrten zu ihrem Tänzer erwählt und dadurch eine große Unvorsichtigkeit begangen, da der Procurator Coronelli der eifersüchtigste Mann in ganz Benedig war; zum Glück meldete man diesem eben, daß eine Fremder unten in dem Vorhause sei und ihn zu sprechen wünsche. Er ging hinaus und fand unten einen Mann, der von der venetianischen capa verhüllt war, und ihm ein versiegeltes Briefchen reichte. Coronelli erbrach dasselbe schnell und las:

„Alviso Emo ist wieder in Benedig. Während der ganzen Zeit seiner Verbannung hat er Liebesbriefe mit Formosa Beldonne gewechselt, mit der Du Dich vermählst. Er hat eine große Gondel an der Thüre dieses Hauses, um Dir sie zu entführen. Da ich Dir vor zwei Jahren in der Sache diente, welche Du nicht vergessen hast, und ich eben an Geldmangel leide, so denke ich, meine Geschicklichkeit und mein Plan dürften nicht überflüssig sein. In einer Stunde werde ich alles vorbereitet haben, ohne daß Du Dich darum kümmerst, vorausgesetzt, daß Du dem Ueberbringer dieses 1000 Ducaten übergiebst, die ich brauche. Geschieht es nicht, so muß ich dem Dogen gewisse Dinge anzeigen. Dein nützlicher Freund.

Der Ritter Drio.

Dieser Brief versetzte den Procurator in große Verlegenheit. Die Gefahr war dringend; in den Ballsaal zurückzukehren und Alviso ergreifen zu lassen, kam ihm gefährlich vor, denn die Zeit der Verbannung des jungen Mannes war vorüber und außer diesem Billet zeigte nichts, daß er strafbare Absichten hege. War es eine List Drios, des leidenschaftlichsten Spielers in Benedig, um ihm die 1000 Ducaten abzulocken, oder sprach er die Wahrheit? Ein Blutband vereinigte Coronelli mit Drio; der Procurator hatte das Stillschweigen dieses Mannes über die Vergiftung seiner ersten Gattin, der Gräfin Margarita Cicogna, erkaufte. Derselbe Drio war, während Alviso schlief, in die Wohnung desselben geschlichen, um das Fläschchen zu holen, das ihm der junge Mann unvorsichtiger Weise gezeigt hatte. Einige Tropfen dieses Giftes gaben den Tod und Drio hatte gewandt den halben Inhalt des Fläschchens auf das Taschentuch der Gräfin geschüttet. Coronelli hatte seine Frau nur darum bei Seite geschafft, weil er das unermessliche Vermögen seiner Nichte Formosa Beldonne zu besitzen wünschte, die er im Kloster erziehen ließ.

An einer der Säulen der Vorhalle gelehnt, wartete der Bote Drios, der die Kapuze über das Gesicht gezogen hatte, auf die Antwort des Procurators. In der Seele Coronellis war ein entsetzlicher Kampf entstanden; er erinnerte sich besonders mit Schrecken an die Macht, welche bei dem Prozesse gegen Alviso denselben geschützt hatte, denn das Einschreiten des Dogen war ohne Beispiel in Benedig. Dieselbe fürstliche Hand konnte sich wohl noch einmal erheben, um den Jüngling zu schützen. Coronelli wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte, als der Bote seine Kapuze zurückschlug und Drio selbst vor dem Procurator stand.

„Du bedenkst Dich zu lange,“ murmelte dieser, indem er auf das Zimmer des Dogen zeigte, in welchem durch die seidenen Fenstergardinen ein schwaches Licht schimmerte. „Der Doge Páscal Cicogna wacht diese Nacht .. wegen Staatsangelegenheiten ohne Zweifel .. Er wird mich vor sich lassen, denn ich habe ihm zu berichten.“

— „Still, Drio!“ unterbrach ihn der Procurator, indem er ihm die Hand auf den Mund legte; „still! Da ist meine Kette, die wohl tausend Dukaten werth ist. Laß nur das Medaillon daran einschmelzen, wenn Du sie tragen willst; man darf den Namen der Coronelli nicht an so schlechtem Orte sehen und da Du einen guten Theil der Nacht in den Wirthshäusern und den Schlafstätten der Gondoliere umhergehst ...“



„Du bist sehr empfindlich, erlauchter Freund, in dem, was Deine und meine Ehre betrifft. Doch ich habe Dir eine Gefälligkeit versprochen. Alviso Emo ist unternehmend, er wird mit Formosa an den Canal herunterkommen; ich weiß es von dem Gondolier Daniel, den ich in einem Wirthshause Wein einschenkte. Dort ist er noch und ich habe also einen Vorsprung vor ihm voraus; meine Gondel wird statt der seinigen zur bestimmten Zeit für die beiden Flüchtigen erscheinen. Du gehst nicht wieder in den Ballsaal: verbirg Dich hinter diesem Pfeiler und auf Deinen Wink werde ich Alviso beseitigen.“

Drio stieg dabei auf eine Bank, stieß ein Fenster in der Vorhalle auf, das auf dem Canal ging, und zeigte dem Procurator zwei Barken, die an der Thüre dort lagen. Sie befanden sich in geringer Entfernung von einander.

„Diese da gehört dem Alviso Emo,“ sagte er; „die andere ist mein.“

— „Weißt Du gewiß, daß Formosa mit Alviso auf diesem Wege entfliehen will?“ fragte Coronelli.

„Auf diesem, denn er ist der einzige .. Unter dieser Gondolierkapuze und in dem Dunkel wird er mich nicht erkennen; übrigens hat er Eile, um nach Fusine zu kommen.“

— „Du schwörst bei Gott, daß der junge Mann Formosa liebt?“ Woher weißt Du es?“

„Von ihm selbst. Ich habe ihn in Padua gesehen und selbst mehrmals auf die Promenade daselbst begleitet. Er hielt mich bloß für einen Spieler und da ich alle Monate nach Venedig ging und nach Padua zurückkehrte, so trug er mir, Drio, auf, ihm Nachrichten von seiner Geliebten zu überbringen. Vor kaum acht Tagen bat ich ihn um Geld, das er mir gegen seine Gewohnheit abschlug. Es kam zu einem Wortwechsel und ich fühlte mich beleidiget. Ich bin ihm einiges schuldig und da ich weiß, daß er den Degen gut zu führen versteht, so würde ich es gar nicht ungern sehen, könnte ich ihn in meiner Barke auf den Canal Drifano bringen ... Daß Du Dich nicht sehr über Formosa grämen wirst, bin ich überzeugt; sie ist zwanzigmal gefährlicher für Deine Ruhe als Margarita und auch zwanzigmal reicher. Du hast ihr Vermögen und, beim heiligen Theodor! wir werden beide ein gute Anwendung davon machen.“

Drio unterbrach sich in diesem Augenblicke selbst, ein leises Geräusch ließ sich in einer der Gondeln hören, die er dem Procurator gezeigt hatte und an dem

Hintertheile des Fahrzeuges erschien eine dunkle Gestalt.

„Das ist Daniel,“ murmelte Drio, „er lauert wie wir auf den Augenblick, daß Formosa und Alviso diese Stufen heruntersteigen. Er zieht seine Kapuze über den Kopf zurück, unstreitig wegen des Nebels, denn man sieht kaum in dieser Nacht. Lösche, wenn Du mir glaubst, die Lichter in der Vorhalle aus. .. Still, da kommt unser Paar.“

Drio hatte nur so viel Zeit, in die Gondel zu eilen. Flüchtige Tritte schlüpfen über die hallenden Steinplatten hin; sie wurden aber durch den Atlas der Schuhe gedämpft, welche die beiden Flüchtigen trugen. Drio trat ihnen mit dem Ruder in der Hand entgegen. Der Ball dauerte noch fort; er war nur einen Augenblick durch das Fortgehen Coronellis gestört worden, den man in den Rath beschieden wählte. In dem Dunkel der Vorhalle glich Formosa einer weißen Erscheinung. Alviso führte sie an der Hand.

„Bist Du es, Daniel?“ fragte der Verliebte leise, ehe er in die Barke trat.

Drio machte ein bejahendes Zeichen und zog seine Gondel an die Marmorstufen des Palastes heran. Alviso wollte eben einsteigen, aber in demselben Augenblicke erlitt die Gondel Drios einen gewaltigen Stoß, denn die andere war pfeilschnell herangekommen.

„Ritter Drio,“ sprach der Mann, welcher die zweite Gondel lenkte, „Du bist ein Bösewicht und wirst den Lohn für Deine Schändlichkeit bekommen. Meine Schwarzen, steigt mit ihm ein und haltet ihn geknebelt.“

Und aus der Gondel erhoben sich zwei Mohren, die sich bis dahin verborgen gehalten hatten; mit dem Dolche in der Hand stiegen sie in Drios Fahrzeug, wo sie ihm den Mund verbanden.

Der Procurator Coronelli, der in der Vorhalle geblieben war, sah alles dies, ohne zu wagen, um Hilfe zu rufen. Er hatte die Livrée des Dogen erkannt; die beiden Schwarzen gehörten dem Dogen Pascal Cicogna.

Am meisten aber überraschte es ihn, als er sah, daß die Gondel des Mannes, der offenbar Daniel nicht war, sich vorsichtig näherte; der Mann bückte sich, schlug seine Kapuze von dem Gesichte und sagte Alviso einige Worte ins Ohr. Der junge Mann stieg alsbald mit Formosa in die Gondel und der Procurator, dessen Knie wankten, stieß einen Schrei aus, der indes nicht gehört wurde.



„Ins Meer!“ rief der Mann; „nach Fusine!“

Die beiden Barken glitten in der kalten Nacht schnell über die Wasser hin; die des Unbekannten trug die Flagge der Republik und der geflügelte Löwe des heiligen Marcus krönte das Vordertheil.

In dem Canale Orsono gab der Mann seinen beiden Mohren einen Wink. Plötzlich öffnete sich die Gondel, in welcher sich Drio befand, mit entsetzlichem Krachen und ein schwerer Körper schien in das Wasser zu fallen.

„Dasselbe wollte Drio Euch geschehen lassen, meine geliebten Kinder,“ sprach eine Stimme; „aber ein Auge wachte über ihm. Alviso und Emo, Ihr habt nichts mehr zu fürchten, Ihr seid frei. Aber Venedig ist Euch untersagt, wie ich Euch nie wiedersehen darf, ob ich gleich Euch über Alles liebe. Alviso Emo, der, welcher mit Dir spricht, kann nur unter der Maske mit Dir sprechen. Lebe wohl, edeler Jüngling; lebe wohl, Formosa, Du Perle dieses Meeres; lebe wohl, meine Kinder! Fragt nicht, wo ich bin und begnügt Euch damit, daß Ihr fern von dem venetianischen Gebiete Reichthum und Sicherheit finden werdet; ich habe dafür gesorgt. — Und nun,“ fuhr er fort, als er die Glocke am Dogenpalaste läuten hörte, „gebe Gott, daß die Anklage mich nicht strafe für das, was ich unternommen habe. . . Noch einmal, lebet wohl!“

Die Thränen dessen, der sprach, erstickten die Stimme unter der Maske. Er stieg wieder in die Gondel, die sich geöffnet hatte, um Drio den Fluten zu übergeben, warf einen letzten Blick auf die, von welchen er sich für immer trennte und kehrte zurück.

Zwei Tage nachher verkündeten die Wappenherolde auf allen Plätzen Venedigs den Tod des Dogen.

Der Tod war ein Glück für Pascal Cicogna, denn der Procurator hatte ihn der Rache der Inquisition bezeichnet. Alviso Emo war der Sohn des Dogen, und dieser Sohn eines Edeln von Venedig und einer Sclavin von Zara ein gnügendes Thema für eine Anklage auf Todesstrafe nach den Gesetzen des Senates und den strengen Despotismus, den Venedig über jenes Phantom übte, das es seinen Fürsten nannte.

### M o r g a n .

Eine wahre Begebenheit.

Es hatte die ganze Nacht in Strömen geregnet und als der Morgen erschien, bedrohte der noch immer

mit schweren Wolken bedeckte Himmel das kleine Thal Vane und die grünen Wiesen mit einer neuen Sündfluth. Die von einem heftigen Südwinde gejagten Wolken zogen niedrig und rasch nach dem Horizonte und umhüllten mit ihrem bleichen Scheine die hohen Pappeln der Comthurei und den Kirchturm des kleinen Dorfes Noe.

Außer dem eintönigen Geklapper einer Mühle und dem Rieseln der Regentropfen, welche durch die Strohdächer der Häuser drangen, oder auf die kahlen Baumzweige fielen, störte noch nichts die Ruhe der Bewohner von Theil, die wegen des Sonntags und wegen des schlechten Wetters minder früh aufstanden als gewöhnlich.

Ein Fensterladen aber, der mit kräftiger Hand aufgestoßen wurde, öffnete sich plötzlich am Ende des kleinen Platzes, wo die gabelförmig sich spaltende Straße das Dorf in zwei gleiche Hälften theilt. Bald darauf öffnete sich schreiend die Thüre des Hauses, das wegen seiner Lage rechts von eisernen Gittern des Parkes und noch mehr wegen der an die Mauer genagelten Eberfüße leicht als die Wohnung des Jägers und Parkaufsehers zu erkennen war. Fast in demselben Augenblicke erschien ein großer Mann in grüner Mütze und grünem Rocke, mit übergehangenem Gewehre auf der Schwelle und sah sich nach dem Wetter um wie Jemand, der ausgehen will, sich verspätiget hat und sich selbst wegen seiner Faulheit schilt.

„Du gehst, Karl?“ fragte im Hause und im Tone freundschaftlichen Vorwurfs die besorgte Stimme einer Frau; „thu' es nicht. Glaube mir, guter Mann, warte noch ein wenig. . . Das Wetter ist noch gar nicht sicher. Im Walde ist es feucht und wenn Du so früh ausgehst, wirst Du durchnäßt werden wie ein Schwamm.“

— „Naß oder nicht nicht naß, ich sollte eigentlich schon weit weg sein,“ antwortete der Mann, indem er einen blauen Kittel überwarf, den er aus der Jagdtasche nahm. „Bergiß Du, Frau, daß es heute Sonntag ist, und die zweibeinigen Füchse von Bawilles und Gerister an diesem Tage noch zeitiger sich aufmachen als gewöhnlich? . . . Daß ich so lange blieb und auf Deine Träume hörte! Du bist ein Narrchen mit Deinen Besorgnissen und Schrecken. Lebe wohl, Marie, küß die kleine Madeleine. Zwischen elf und zwölf komme ich zum Frühstück zurück; aus der Biegelei werde ich wo möglich das Häschen für die Kinder mitbringen.“

Bei diesen Worten stieg der Jäger die drei Stufen vor seiner Thüre hinunter, die er hinter sich zuzog,



öffnete das Gitterthor des Parkes und ging, ohne auf die lärmenden Aeußerungen eines prächtigen Spürhundes zu achten, der aus seiner Hütte hervorkam und schweißwedelnd zu bitten schien, daß man ihn von der Kette losmache und ihm erlaube mitzugehen, nach dem nahen Walde zu.

„Dein Herr will Dich nicht mitnehmen, armer Morgan?“ sprach da am Fenster dieselbe Frauenstimme, die wir schon einmal gehört haben. „Du möchtest ihn auch nicht so allein, so zeitig in den Forst gehen lassen, wo es immer gefährlich ist. Nun, halt' nur Ruhe. Es ist ein Wetter, in dem man keinen Hund hinausshickt.“

Die letztere Bemerkung war richtig, aber sie überzeugte den Hund nicht, und da sie mehr in einem mitleidigen als gebieterischem Tone gemacht worden war, gehorchte er nicht, sondern heulte nur noch lauter als vorher. Trostlos, außer sich lief er in steigender Unruhe hin und her; bald kroch er in seine Hütte, bald sprang er mit Gewalt heraus und zerrte an der Kette, und dazu heulte und wehklagte er so jämmerlich, daß bald die ganze Hundemeute am andern Ende des Schlosses einstimmte, was ein ohrenzerreißendes Concert gab.

„Das ist eine Höllenmusik für Sie, Madame,“ sagte der alte Schäfer Pornic, als er mit seiner Heerde aus dem Parke und vorüberkam: „der Hund da verdient Prügel. — Die Gule, die man seit dem Tode des Herrn Grafen nicht gehört, hat die ganze Nacht am Schwanenteiche gekrächzet; das ist schon ein übles Zeichen, und wenn ein Hund ohne Ursache heult, so ahnt er, wie man sagt, ein Unglück. Man braucht nicht abergläubisch zu sein, ein solches Zeichen ist leider immer untrüglich; es bedeutet immer einen Sterbefall.“

Der alte Schäfer konnte den Hund Morgan überdies nicht leiden, weil er ihm einmal einen Hasen, den er auf dem Felde gefangen, aus der Hirtentasche genommen hatte; um sich dafür jetzt zu rächen, erhob er seinen Stab und versetzte dem Hunde damit einen solchen Schlag, daß der Stab in Stücke zersprang.

Der Hund that auf diesen unerwarteten Schlag einen ungeheuern Sprung rückwärts, während er laut heulte; dabei sprang der Ring am Halsbande, der ihn an der Kette festhielt und schon schickte sich der Schäfer aus Vorsorge an, Fersengeld zu geben, weil er fürchtete, der Hund würde über ihn herfallen; aber zu seiner großen Freude kam er mit der Angst davon, denn Morgan merkte kaum, daß er frei war, als seine Freude den Schmerz überwältigte. Er schüttelte sich triumphirend,

gleich als wolle er zeigen, er verachte den, welcher ihn geschlagen, war mit einem Satze über das Parkgitter hinweg und jagte davon.

„Wohin läuft er, als jage ihn der Böse?“ fragte der Schäfer, der sich von seiner Angst erholt hatte.

— „Seinem Herrn nach und das ist mir doch auch lieb,“ antwortete die Frau des Jägers. „Aber Ihr hättet das arme Thier nicht so schlagen sollen; es ist gut, daß mein Mann es nicht gesehen hat.“ —

Es waren seit diesem Vorfalle etwa zwei Stunden vergangen und die Frau des Jägers war bei ihrem Vieh beschäftigt, während Marie, ihr jüngstes Kind, neben ihr spielte, als ein Mann vor dem Parkgitter erschien und heftig klingelte.

„Herein,“ rief die Frau, „das Thor ist ja offen.“

Der Mann trat herein; es war ein schlecht gekleideter Bauer, der einen alten Leinwandkittel, Beinkleider von Manchester, deren ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen war, und alte Holzschuhe trug.

— „Nichts für ungut, wenn ich störe,“ sagte er mit nicht ganz sicherer Stimme, während er eine alte Mütze, die einmal roth und blau gestreift gewesen war, zwischen den Fingern herumdrehete.

„Du bist es, Polette?“ fiel die Jägersfrau ein, nachdem sie über die Achsel sich umgesehen hatte. „Komm hierher; wenn die Leute mit mir reden, muß ich ihnen in das Gesicht sehen können.“

Da der Mann unbeweglich stehen blieb, so drehte sich die Frau auf ihrem Melkschemel um.

„Wie blaß Du aussiehst,“ fuhr sie fort, während der Mann den forschenden Blick, mit dem sie ihn musterte, kaum ertragen zu können schien. „Bist Du krank?“

— „Das nicht,“ antwortete der Mann, der einen ungezwungenen Ton anzunehmen schien, welcher aber zu der Verlegenheit in seinen Zügen nicht zu passen schien; „mit der Gesundheit möcht's, Gott sei Dank! gehen; aber im Beutel sieht's schlimm aus. Die Arbeit ist heuer selten, aber 's Brod wird immer theurer, und Ihr Mann ist schuld, daß der Pächter mich nicht wie gewöhnlich zur Ernte angenommen hat. 's wird unserm Einem schwer, sein Bißchen Brod zu verdienen.“

— „Was willst Du, Polette?“ fragte die Frau des Jägers; „Du bist selbst schuld und darfst nur Dich allein anklagen. Weißt Du, im vorigen Jahre, stahlst Du, wenn die andern arbeiteten, die Fasaneneier. Später machtest Du Jagd auf die Hasen und Rebhühner



und ließe sie in der Stadt verkaufen. Es bleibt in der Welt nichts verborgen, Polette."

(Fortsetzung folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Die Damen in New-York.) Die ganze große Masse der Menschen ist in New-York wohlgekleidet und reinlich. Die allermeisten Männer tragen schwarze Fracks und Beinkleider, schwarze Atlaswesten, blendend weiße Vorhemden und schwarzseidene Halstücher. Die Damen tragen sich reich in Seide von dunkler, meist schwarzer, Farbe, und schwarze gestickte Schleier. Fashionable Damen gehen nie zu Fuße durch die Stadt. Eigene schöne Equipagen oder elegante Fiaker bringen sie gegen elf Uhr Vormittags nach Broadway (der größten und schönsten Straße). Hier kauft alles, was reich ist oder reich scheinen will. Sie durchziehen alle Pug- und Modewaarenläden, oft ohne etwas zu kaufen. Was sie auswählen, wird zusammengepackt. Sie geben ihre Karte ab und der Kaufmann sendet das Packet ihnen in's Haus. Die Rechnung folgt nach sechs Monaten und wird, wenn nach mehrmaliger Erinnerung die Dame selbst nicht zahlt, nach 1½ bis 2 Jahren endlich auf das Comptoir gesendet, wo sie, der Herr Gemahl müßte denn schon insolvent sein, bezahlt wird, obwohl sie oft Tausende beträgt. Dergleichen Rechnungen bringen oft Bankerotte hervor. Der Eheherr wird bei solchen Käufen durchaus nicht berücksichtigt. Um dergleichen Geschäfte dreht sich die Hauptforge der Damen. Auch die Töchter der arbeitenden Bürger gehen in Seide mit Schleier; selbst die Köchinnen und Mägde, doch diese meist in bunten Farben. Auch sie benutzen die Omnibus und wer sie nicht kennt, hält sie für Damen aus den ersten Häusern. Alle diese kaufen ebenfalls nur in Broadway, wo daher alles drei bis viermal theurer ist, als in andern Theilen der Stadt. Ein Laden in Astorhouse kostet aber auch 2—4000 Dollars und mehr jährlich Miethen. Wie die Männer, so sind auch die Frauen dort schön, aber die Schönheit der Männer ist männlich, die der Frauen dagegen nicht weiblich, sondern weichlich. Schöne dunkle Augen, schöne Gesichtsbildungen, aber alles wie von Wachs. Auch die Kinder haben in New-York diese Wachsgeichter.

(Kecker Betrug in Petersburg.) Wenn ein kleiner Prinz in einer vornehmen Familie geboren wird, so zeigt man es dem Bischöfe an, der an dem zur Taufe angeetzten Tage sich mit seinem Vicar in den Palast begiebt, wo er erwartet wird. Die Taufhandlung wird verrichtet und nach der Ceremonie folgt ein glänzendes Festmahl; dann nimmt der Bischof Abschied. In dem Augenblicke, als der Prälat in seinen Wagen steigt und ehe der Kutschenschlag zugeschlagen wird, übergibt ihm der Haushofmeister ein mit dem Wappen des Fürsten versiegeltes Packet,

so wie dem Vicar ein anderes dergleichen. Diese beiden Packete enthalten eine mehr oder minder bedeutende Anzahl von Banknoten als Gratification für die beiden Geistlichen. Eines Tages nun fand eine Laufe bei einem Fürsten G. statt; der Bischof hatte sein versiegeltes Packet erhalten und sein Wagen entfernte sich schnell, als der laute Ruf: „Halt, Kutscher!“ sich vernehmen ließ. Der Bischof sah aus dem Wagen heraus und sah einen Diener in der Livree des Fürsten in eiligem Laufe nachkommen. „Was giebt es?“ — „Der Herr Fürst bittet tausendmal um Entschuldigunq. Der Haushofmeister hat sich geirrt und Ihnen das Packet übergeben, welches für Ihren Vicar bestimmt war. Hier ist das, welches der Fürst für Sie selbst bestimmt hatte.“ Dabei hielt der Diener dem Bischöfe ehrerbietig ein weit umfangreiches Packet hin, das derselbe mit dem vorher erhaltenen vertauschte. Zu Hause erbrach er das Siegel und fand darin .. einige alte Zeitungen.

(Zwei Jagdanecdoten.) Drei Freunde gingen mit einander spazieren, sprachen von ihren Angelegenheiten und auch von der Jagd. Mit einemale bemerkten sie ein Volk wilder Enten über ihnen und der eine Herr sagte: „Schade, daß ich mein Gewehr nicht bei mir habe.“ — „Sie sind zu weit.“ — „Man könnte sie doch wohl erreichen.“ Damit nahm er seinen Stock, zielte mit demselben wie mit einem Gewehre und rief sodann laut: Puff! In demselben Augenblicke schwankte oben in der Luft eine der Enten, als wäre sie verwundet worden und fiel endlich etwa zehn Schritte weit von den verblüfften Spaziergängern nieder. Sie wurde aufgehoben, mitgenommen und mit großem Appetite verzehrt. — Man konnte sich die Sache nicht anders erklären, als daß die Ente vorher durch irgend einen Jäger angeschossen worden, aber fortgeflogen war und nun zufällig in demselben Augenblicke stürzte, als der Mann mit dem Stocke: „Puff!“ sagte. —

Ich war mit mehreren Freunden auf der Jagd; hundert Schritte von diesen, die mir voraus waren, flog ein Rebhuhn auf. „Schießt Ihr!“ sagte ich. — „Sie ist zu weit.“ — „So schieße ich selbst.“ Die Freunde lachten; unterdeß war das Rebhuhn natürlich noch weiter geflogen. Ich legte an, schoß und das Rebhuhn stürzte zu unserer Aller Verwunderung; denn ich war wenigstens zweihundert Schritt entfernt gewesen. Sie war dabei noch stark zerrissen. Erst später erklärte sich der wunderbare Schuß. Statt des rechten Laufes meiner Doppelflinte, der mit Schrot geladen war, hatte ich in der Eile den linken abgeschossen, in welchem ich eine Kugel hatte. Der Zufall hatte übrigens das seine dabei gethan.

(Ruinen von Cusco, der Hauptstadt der Incas.) Cusco kann wie Rom eine ewige Stadt genannt werden; die Bauwerke, mit denen sie von den alten Incas geschmückt worden ist, haben bis jetzt der Zeit, wie dem noch verderblichern Bandaltesmus der Spanier widerstanden. Die Materialeen sind unverwüstlich; es sind nicht Steine, sondern wahrhafte Felsblöcke,



die man auf einander thürmte und so gut in einander fügte, daß es schwer halten würde, eine Nadel in der Verbindungsstelle dazwischen zu bringen. Wenn man bedenkt, daß die Indianer weder den Hebel noch andere Maschinen, weder Eisen noch Mörtel kannten, so begreift man diese Bauwerke nicht. Und es giebt dergleichen nicht bloß in Cusco; man findet noch staunenswerthere in den benachbarten Thälern. In Hallay Lambo, wohin die spanische Habsucht nicht gedrungen, sieht man noch viele fast unverlegte Häuser dieser Art, die meist am Rande entsegliger Abgründe stehen. Die Besitzer scheinen, wie die alten Feudalherren in Europa, die sichersten Orte gewählt zu haben, um vor den Angriffen der Nachbarn gedeckt zu sein.

(Englisches Schauspiel in Paris.) Vor einigen Tagen führte man bei der Gemahlin des englischen Botschafters in Paris ein Schauspiel auf und zwar ein großes Spectakelstück mit Donner, Flintenschüssen etc. Da man aber mit den Verwandlungen der Bühne nicht so gut umzugehen wußte, wie auf einem wirklichen Theater, so ließ man bei jedem Decorationswechsel den Vorhang fallen. Ein Zuschauer, der das Englische wohl nicht so recht verstand, hielt alle diese Unterbrechungen für Zwischenacte. Da er noch einen Besuch zu machen hatte, verließ er das Theater vor Beendigung des Stückes. „Wie fanden Sie das englische Theater?“ fragte man ihn da, wo er erschien. „Ich kann es nicht beurtheilen,“ antwortete er, „da ich nur die ersten funfzehn Acte gesehen habe.“

(Merkwürdiger Fund.) Die nachstehende Begebenheit ist eben so wahr als seltsam. Vor einigen Jahren fanden zwei Herren, die in dem Testamente eines Freundes zu Testamentsvollstreckern ernannt worden waren, in der Wohnung desselben einen Zettel mit der Bemerkung „700 Pf. Sterl. in Till.“ Sie suchten im ganzen Hause nach diesem Gelde, aber vergebens, da sie nicht wußten, was das „Till“ bedeuten sollte. Die Büchersammlung des Verstorbenen verkauften sie an einen Buchhändler; sie sprachen häufig über jene seltsame Bemerkung und erinnerten sich dabei auch einmal, daß unter den Büchern eine Folioausgabe von Tillotsons Predigten sich befunden habe. „Vielleicht hat er dieses Buch mit dem „Till“ gemeint,“ sagte der eine, ging sogleich zu dem Buchhändler, der die Bibliothek gekauft hatte und fragte, ob er Tillotson noch habe. Da ihm dies bejaht wurde, kaufte er das Buch zurück, und als man dasselbe genau durchsuchte, fand man zwischen den Blättern wirklich Banknoten im Betrage von 700 Pf. Sterl. Noch merkwürdiger dabei ist folgendes. Der Buchhändler erzählte, ein Herr in Cambridge, der den Catalog durchgesehen, habe ihm aufgetragen, ihm jene Ausgabe von Tillotson zu schicken. Dies sei geschehen, da aber das Buch den Erwartungen des Bestellers nicht entsprochen, habe es derselbe zurückgeschickt und seitdem habe es wieder in dem Laden gestanden.

(Ein merkwürdiger Gefangener.) James Swan, ein amerikanischer Kaufmann, wurde am 28. Juli 1808 wegen

einer Schuld von 625,640 Frchs. in Paris in das Schuldbgefängniß gebracht und verließ dasselbe zum erstenmale wieder, als es am 28. Juli 1830, nach zwei und zwanzig Jahren, von dem Volke geöffnet wurde. Dieser Mann, der ein Vermögen von mehr als 4 Millionen Frchs. besaß, leugnete die Richtigkeit jener Forderung und hatte sich vorgenommen, lieber im Gefängnisse zu bleiben, als zu bezahlen, was er nicht schuldig zu sein glaubte. Seiner Frau und seinen Kindern ließ er anzeigen, daß er sie völlig enterben würde, wenn sie die Schuld bezahlten, dann richtete er sich in dem Gefängnisse fürstlich ein und miethete diesem gegenüber eine große Wohnung für seine Freunde, Dienstleute etc. Auch hielt er für die ersten zwei Wagen, in denen sie spazieren fahren durften. Nach den drei Tagen wollte er in sein Gefängniß freiwillig zurückkehren, als ihn ein Schlaganfall traf und er starb. —

(Melancholie der Komiker.) Man erzählt viele Anekdoten von der Melancholie früher berühmter komischer Schauspieler; derselbe merkwürdige Umstand zeigt sich auch bei den neuesten französischen Komikern; Potier, der vor kurzem gestorben ist, war außer dem Theater der finsterste Mensch und von häuslichen Sorgen niedergebeugt; Perlet, der seines Humors wegen so berühmt ist, kämpfte fortwährend mit dem ärgsten Spleen. Verneet wird selbst auf der Bühne seine Leiden nicht los und er jammert nicht selten fast hörbar, während das ganze Haus von Lachen über sein Spiel erschüttert wird. Auch Arnal, der Liebling aller Lachlustigen in Paris, ist außer dem Theater ein ganz ernster, oder gar finsterner, mürrischer Mann.

(Alte Juwelen.) Bekanntlich zeichnen sich die Geräthe und Schmucksachen, die man in den etruskischen Gräbern etc. findet, durch treffliche, höchst geschmackvolle Arbeit aus und werden deshalb von allen Liebhabern von Alterthümern sehr gesucht. Lucian Bonaparte soll eine besonders große und reiche Sammlung von Schmucksachen von Gold und Juwelen dieser Art besessen haben, und als die Fürstin von Canino vor einigen Jahren in Rom mit einem solchen etruskischen Juwelenschmucke erschien, erregte sie allgemeines Aufsehen, denn derselbe übertraf alles, was Wien oder Paris in Schmucksachen gegenwärtig liefern, ob er gleich tausende von Jahren in der Erde gelegen hatte.

### Generalcorrespondenz.

Die neuesten Nachrichten über den Krieg in China haben auch einige Schilderungen der Einrichtungen und Lebensweise der Chinesen mitgebracht. So klagen die Engländer, daß sich in keinem Hause eine Vorrichtung finde, durch welche sie sich vor der Kälte schützen könnten. Die Chinesen ziehen, wenn es kalt wird, so lange einen Rock oder Mantel über den andern, bis sie nicht mehr frieren; wird es ihnen in dieser Mantelmenge zu warm,



so ziehen sie so viele ab, bis sie sich behaglich fühlen. Sie brauchen also keine Kamine oder Defen. — In den Fenstern der Häuser befindet sich kein Glas, sondern eine Art ganz dünnes Papier. —

Daguerre hat der franz. Akademie durch Herrn Arago anzeigen lassen, daß es ihm durch fortgesetzte Bemühungen gelungen sei, den Hauptmangel an seiner bekannten Erfindung zu beseitigen. Bekanntlich konnten bisher durch den Daguerrotyp nur unbewegliche Gegenstände dargestellt werden, nicht aber unbewegliche. Dies ist nun beseitigt, indem Daguerre ein Mittel gefunden hat, ein vollständig treues Bild auch jedes beweglichen Gegenstandes in weniger als einer Secunde herzustellen. —

In Hannover wird durch eine Vorrichtung, die der Oberhofbaurath Laves angegeben hat, das Theater seit einiger Zeit so gut geheizt, daß man sich behaglich darin fühlt, wenn auch außen eine Temperatur von 20° Kälte sein sollte. Man hat vier große massive Defen aufgestellt. Die Räume, von denen aus die Defen geheizt werden, sind vom Theater völlig getrennt, so daß die Flammen mit keinem Theile desselben oder der Maschinen in Verbindung kommen. Ein den Herd völlig umgebender Mantel von Gusseisen wird in Gluth gesetzt, um diesen Mantel streift die aus dem Maschinenkeller gezogene kalte Luft, die dadurch erhitzt und durch Röhren in das Theater geleitet wird, wo sie natürlich nach oben steigt; die so immer nachfolgende warme Luft senkt sich aber allmähig auch tiefer, zumal die in dem Hause befindliche kalte Luft durch Oeffnungen im Fußboden und Orchester nach unten gezogen wird, und so werden alle Räume mittelst dieses Kreislaufes der Luft vollkommen behaglich erwärmt. —

Ein Mann in Boston wurde vor einiger Zeit in eine Geldstrafe verurtheilt, weil er an einem Sonntage hatte Karten spielen — sehen, da es nicht bloß verboten ist, an diesem Tage Karte zu spielen, sondern sogar, dabei zuzusehen. —

Die Cochinchinesen, die sich, wie bereits gemeldet, gegenwärtig in Paris befinden, machen dort großes Aufsehen. Ihr König hat sie bloß in der Absicht nach Frankreich geschickt, damit sie die dortigen Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen studiren. Sobald ihnen etwas auffällt, ziehen sie aus ihrem Gürtel ein Täfelchen mit chinesischem Papiere, Dinte und einem Pinsel und schreiben ruhig ihre Beobachtungen nieder, ohne sich im mindesten durch irgend etwas stören zu lassen; befinden sie sich auch zufällig gerade auf der Straße. —

Die Zeitungen erzählen aus Algier einen sonderbaren Vorfall. Bei einer der letzten Expeditionen der Franzosen daselbst fand einer der reitenden Jäger bei den Zelten eines der Volksstämme einen ziemlich umfanglichen Sack. Ohne sich um den Inhalt desselben zu kümmern, hob er ihn auf sein Pferd; da er aber ziemlich schwer war, konnte er ihn nicht leicht handhaben. Zur großen Verwunderung des Soldaten ließ sich nach einiger Zeit eine menschliche Stimme in dem Sack hören. Derselbe wurde also geöffnet und der Jäger fand darin eine Frau von

sechszehn bis siebzehn Jahren, nebst einem Päckchen, das eine Geldsumme von 10 bis 12,000 Fres. enthielt. Der Soldat ließ die Frau, wo er sie gefunden hatte und behielt nur das Geld. Der Eigentümer der Frau und des Geldes scheint bei der Flucht sein Theuerstes in dieser Welt, die Frau und den Schatz, zusammengepackt und versteckt zu haben, um es bei der Rückkehr wo möglich wieder zu erhalten. —

Das neue Bühnenstück *Bulwers*, das in London fortwährend mit großem Beifall aufgeführt wird und wahrscheinlich auch bald auf den deutschen Bühnen erscheint, heißt „Geld“ und behandelt den Conflict der beiden gewaltigsten Kräfte auf der Erde, des Geldes und der Liebe. Evelyn, ein trefflicher junger Mann, dem nichts als Geld fehlt, befindet sich im Hause eines Verwandten, Sir John Wesley, der für sehr reich gilt, zugleich mit einer andern armen Verwandten, Clara Douglas. Die beiden jungen Leute lieben einander, Clara weigert sich aber, dem Geliebten ihre Hand zu geben, weil sie weiß, daß man nicht bloß von Liebe leben kann. Da stirbt ein alter reichlicher Oheim und setzt Evelyn zu seinem Erben ein unter der Bedingung, daß er entweder Clara, oder die Tochter Wesleys, Georgiana, heirathe. Die erstere hat ihm schon einmal ihre Hand versagt und er ist zu stolz, um sie nochmals darum anzugehen; aus Großmuth schenkt er ihr aber 20,000 Pf. St., wie er sagt, nach einer Bestimmung des Testaments. Georgiana ist ein pugsüchtiges, kokettes, geist- und gemüthloses Mädchen; er bietet ihr aber seine Hand, sagt ihr jedoch, daß er sie nicht liebe. Sie aber meint, das würde sich in der Ehe schon finden und die Verlobung erfolgt. Clara wird dadurch tief erschüttert; es zeigt sich, daß sie Evelyn wirklich liebte und dieser sucht nun auf gute Manier von seiner Braut wieder los zu kommen. Was thut er? Er stellt sich als spiele und verspielt er sein ganzes Vermögen und stürzt sich in Schulden. Er soll verhaftet werden, wenn er nicht 10,000 Pf. zahlt und er bittet seine Braut, diese Summe für ihn zu zahlen, um ihn und seine Ehre zu retten. Sie bleibt aber kalt und bricht jede Verbindung mit ihm ab, während Clara in der Stille die 10,000 Pf. zahlt. Das ist die Wendung, welche der Held wünschte, der sich nun mit seiner Clara vermählt. —

Welcher Aberglaube in England noch besteht, geht aus folgendem Beispiele hervor. In Holly Lodge, das dem berühmten Bankier Coutts gehörte, befinden sich auf der obersten Stufe der prachtvollen marmornen Vortreppe noch heute zwei alte verrostete und zerbrochene Hufeisen, die er mit seiner Gattin, welche kürzlich als Herzogin von St. Albans starb, auf der Straße fand, und vor dem Thore des Schlosses aufnageln ließ, um dasselbe vor dem Einflusse der Hexen und vor anderm Uebel zu schützen. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 6.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Morgan.

Eine wahre Begebenheit.

(Fortsetzung.)

Der Wilddieb schwieg und die Frau des Jägers fuhr fort:

„Armer Mann! Vier Kinder und eine Frau und keine Arbeit! Es ist freilich hart; denn leben müßt Ihr doch. Was bringst Du?“

— „Ich wollte mit dem Herrn Jäger reden; Sie wissen, er will mich vor ein Paar Monaten im Dunkel draußen im Walde gesehen haben.“

„Auf dem Anstande? Ich weiß es.“

— „'s ist nicht wahr, Madame.“

„Mein Mann hat aber gesehen, daß Du im Gebüsch hintrochst, wie eine Blindschleiche.“

— „Das kann ich nicht läugnen.“

„Dein Gewehr war mit zwei Kugeln geladen.“

— „Auch wahr.“

„Und als mein Mann auf Dich zu trat und Dir drohete, Dich anzuzeigen, legtest Du auf ihn an und drohdest, Du würdest schießen, wenn er Dich anrühre.“

— „Wer? Ich? Bewahre mich der liebe Gott! Ich bin kein böser Mensch; ich kann keinem Hunde was zu Leide thun, viel weniger auf einen Familienvater, der thut, was seines Amtes ist, schießen wollen wie auf einen Hasen! Das ist Verläumdung. Ich wollte h'm Manne nichts zu Leide thun, aber als er die Verläumdung in seinen Bericht gesetzt, hat er gelogen.“

„Gelogen?“

— „Ja, schändlich gelogen, vor Gott und den Menschen.“

„Polette! Polette! Bedenke, was Du sagst. Karl ist keiner schlechten Handlung fähig.“

— „Der Schein hat ihn vielleicht verführt; aber wenn man mich auch mit dem Gewehr getroffen hat, so war ich doch so unschuldig wie ein ungetauftes Kind.“

„Nun, das wird sich wohl sünden; jetzt ist aber mein Mann nicht zu Hause.“

— „Nicht zu Hause?“ wiederholte der Wilddieb mit so trefflich erheuchelter Bewunderung, daß er den gewandtesten Untersuchungsrichter getäuscht haben würde.

„Wissen Sie, wann er wieder kommt?“

„Vor Mittag erwarte ich ihn nicht. „Und wer weiß, ob er da kommt.“

— „Schade; nächsten Dienstag kommt meine Sache vor Gericht und ich wollte Ihrem Mann gute Worte geben. Reden Sie ihm doch zu, daß er nicht zu hart mit mir verfährt. Sie wissen,“ fuhr er fort und er wußte Thränen in seine Augen zu bringen, „ich habe vier Kinder und erwarte das fünfte.“

„Nun, ich werde mit meinem Mann reden; jetzt warte einmal einen Augenblick.“

Die Frau rief Madeleinein, ihre Tochter von etwa zehn Jahren und sagte derselben etwas ins Ohr. Das Kind ging fort, kam bald zurück und gab der Mutter etwas.



„Da, Polette,“ sagte diese zu dem Wildddiebe, „nimm diesen Thaler für Deine arme Frau mit. Mehr habe ich nicht.“

Der Wildddieb hielt die Hand hin und als die Frau des Jägers ihm das Geld gab, bemerkte sie frische Blutflecken an dem Hemd des Mannes vorn an der Hand.

„Blut!“ rief sie unwillkürlich aus.

Polette zog erschrocken die Hand zurück und verbarg sie unter seinem Kittel.

— „Ach,“ sagte die Frau halb ernst, halb lachend, „Du hast wieder einen Mord begangen.“

„Einen Mord!“ wiederholte der Mann bleich und verstört, „wer spricht von einem Morde? Ich kann es beschwören...“

— „Schwöre nicht falsch, ich habe genug gesehen. Mach, daß Du fort kommst, ehe mein Mann heimkehrt. Du bist ein unverbesserlicher Dieb.“

Der Wildddieb ließ es sich nicht zweimal sagen, nahm Abschied von seiner Wohlthäterin, schritt schnell nach dem Parkgitter zu und wollte eben durch die Thüre hinausgehen, als er durch einen unerwarteten heftigen Anstoß über den Haufen geworfen wurde. Es war Morgan, der mit Schaum vor dem Rachen, wüthend und außer Athem sich auf ihn stürzte, ihn an der Kehle packte und ohne das wollene Tuch, das er um den Hals geschlungen hatte, unfehlbar augenblicklich erwürgt haben würde.

Auf das Hilferufen des Unglücklichen kamen mehrere Nachbarn herbei; die Frau des Jägers war eine der ersten auf dem Plage, aber weder ihre Stimme, noch die Drohungen der Anwesenden konnten den Hund zurückhalten, der den Wildddieb sicherlich zerrissen haben würde, hätte ihm nicht einer der Anwesenden eine Eisenstange in den Rachen gesteckt und ihn so genöthiget, von seinem Opfer loszulassen.“

Als man Polette wieder aufhob, war er mehr todt als lebendig und konnte in seinem Schreck kaum ein Wort hervorbringen. Den Hund konnte man kaum an seine Kette legen und da fing er in seiner ohnmächtigen Wuth, mit flammenden Augen und starrendem Haar so entsetzlich zu bellen und zu heulen an, daß alle Anwesende erschrafen und in der Besorgniß, er möge die Kette zerreißen, um sich von neuem auf den Bauer zu stürzen, den er noch immer im Auge hatte, denselben aufforderten, er möge sich entfernen, um das Thier nicht noch mehr zu reizen, das wirklich auch ruhiger und gelassener wurde, als der Mann fort war.

Da nahm die Frau des Jägers eine Peitsche, um den Hund zu züchtigen, aber sie hatte denselben noch nicht ganz erreicht, als eine beredte Geberde ihren Zorn entwaffnete; er legte sich demüthig auf die Erde, wedelte vor Freude mit dem Schweife, kroch dann zu ihren Füßen und leckte sie unter so kläglichen Tönen, daß die Frau sich gegen ihren Willen gerührt fühlte. Es war nicht der gewöhnliche Ton eines reuigen Hundes, der um Verzeihung eines Fehlers bittet; die Frau glaubte Schluchzen in dieser klagenden Stimme, Thränen in den noch eben zornglühenden Augen zu erkennen. Der Hund sah die Jägerin mit einem so eigenen Blicke, mit einem so seltsamen Ausdruck von Verzweiflung und zugleich von Liebe an, daß sie, statt ihn zu züchtigen, wie sie die Absicht gehabt hatte, ihn streichelte.

„Was hast Du gethan, Morgan?“ fragte die Herrin in sanftem Vorwurfe. „So über den armen Teufel herzufallen? Und was hast Du gegen den Mann?“

Der Hund kroch in seine Hütte, als er aber sah, daß seine Herrin sich entfernte, kam er sogleich wieder heraus und saßte sie am Saume des Kleides. Er schien sie zu bitten, ihn nicht verlassen zu wollen und er sah sie mit einem so flehentlichen Blicke an, daß ihm nur die Sprache fehlte.

„Nun,“ sagte die Frau, die glaubte, der Hund wolle sich noch mehr demüthigen, „diesmal soll Dir verziehen sein, aber nun laß mich.“

Der Hund ließ sie nicht los und betrachtete sie fortwährend mit demselben Blicke.

„Was soll denn alles das bedeuten?“ murmelte die Frau vor sich hin.

Morgan sah sie still an.

„Wo ist Dein Herr?“

Bei dieser Frage zuckte ein Bliz in den Augen Morgans und er heulte leise.

„Du hast ihn verlassen, Deinen guten Herrn?“

Derselbe Ausdruck des Schmerzes, nur ließ der Hund jetzt das Kleid los, ging nach dem Gitter zu und zog seine Herrin so weit nach, als es die Kette ihm erlaubte; er schien ihr sagen zu wollen: r. los, folge mir, ich will Dich führen.“

Diese stumme, aber so beredte Sprache konnte mißverstanden werden und eine schreckliche Ahnung griff das Herz der jungen Frau; es kehrten ihr nemmale alle ihre Besorgnisse, ihre Angst, ihre zurück, in welchen sie ihren Mann blutig, ent- im Walde liegen sehen. Sie schrie in diesen



blicke mit einemmale laut auf, denn sie hatte jetzt die Ueberzeugung, daß etwas Entsetzliches geschehen sei. Sie nahm indeß allen ihren Muth und ihre ganze Entschlossenheit zusammen und ließ ohne Zögern Morgan los, der sogleich vor ihr her sprang. Er lief zwischen dem Gitter und dem Wege in immer wachsender Unruhe hin und her und forderte deutlicher als je seine Herrin auf, ihm zu folgen. Er lief — und die Angst der Frau war bereits fast unerträglich geworden, offenbar nach dem Walde zu, auf dem Wege hin, den der Jäger sicherlich eingeschlagen hatte. Die Unglückliche durfte nicht länger zögern; weinend ging sie dem Thiere nach und bald schlossen sich ihr mehrere Bewohner des Dorfes aus Neugierde und Mitleiden an.

Auf der Höhe des Berges von Baumorans, da, wo der Wald sich amphitheatralisch auszubreiten beginnt, kam noch ein Mann dazu, Anton Notte, der Bruder des Jägers, welcher bei dem nächsten Gutsbesitzer ebenfalls Jäger war. Er nahm den Hund an die Leine und begann die Nachsuchungen in dem Walde zu leiten, den er vollkommen genau kannte. Man brauchte nur Schritt für Schritt dem klugen Hunde zu folgen, dessen Ungebuld sich kaum mehr mäßigen ließ und der jede Spur seines Herrn auf dem schlüpfrigen Wege anzeigte.

Schon war man ziemlich weit gegangen, und vor der Biegelei vorüber, wo man erfahren hatte, daß der Jäger vor drei Stunden da gewesen sei und in seiner Jagdtasche den jungen Hasen mitgenommen habe, von dem er bei dem Fortgehen aus seinem Hause gesprochen. Nachdem man einen weiten Umweg um die Fasanerie herum gemacht, gelangte man endlich in den Grund des Schwarzen Felsens, die ödeste und wildreichste Stelle in der ganzen Gegend. Hier riß der Hund mit einemmale stark an der Leine, entkam dadurch den Händen, die ihn festhielten und verschwand am Ende eines schmalen Fußweges, auf welchem drei Wege zusammentreffen.

„Bleibt hier, Freunde,“ sagte Anton zu denen, die ihm schweigend folgten; „es ist unnöthig, daß Ihr in die Schlucht hinunterklettert.“ Aber während er stehen geblieben, war eine Frau ohne Verzagen, rasch entschlossen, den gefährlichen steilabschüssigen Weg hinuntergegangen, die Frau des Jägers, Fanchette und kaum langte sie unten an, so durchbebte alle Anwesende ein langgedehnter Schrei des Entsetzens mit eisigem Schauer.

Der Jäger war gefunden .. aber in welchem Zustande, allmächtiger Gott! Als Leiche lag er in einem

Blutteiche am Boden. Der Unglückliche war ermordet von zwei Schüssen, an die rechte Achsel und in das Herz, getroffen. Sein Gewehr lag nicht neben ihm; seine Jagdtasche enthielt das Häschen nicht, das er in der Biegelei mitgenommen hatte und sein metallenes Aufseherzeichen, das mit einem Theile seines Rockes in die Brust hineingedrückt war, bewies, daß der zweite Schuß, der tödtliche, durch den Mörder, dessen Opfer er war, ganz in der Nähe auf ihn abgebrannt worden sein mußte. Die Frau mußte man halbtodt forttragen. Morgan lag auf dem todten Körper seines Herrn und war von demselben nicht hinwegzubringen. Als einige Stunden darauf die Gendarmen und der königliche Procurator, bei dem man sofort Anzeige gemacht hatte, auf dem Schauplatz des Verbrechens erschienen, lag der Hund noch immer dort und leckte die blutenden Wunden seines Herrn.

Man hob den Leichnam nach den gewöhnlichen Förmlichkeiten auf. Noch denselben Tag stellte man Nachforschungen an, aber wer war der Mörder? Leider lenkte kein Verdacht, keine Spur die Nachforschungen der Behörde, um dieselben zum Ziele zu bringen. Das einzige Beweisstück, das man gefunden, war ein Pfropf neben dem Leichname. Obgleich halb verbrannt, konnte man doch in dem vom Pulver ganz geschwärzten Papierstücke ein gedrucktes Blatt erkennen, das aus einem der kleinen Kalender gerissen war, die man in jener Gegend häufig kauft. Die Seitenzahl war noch zu erkennen.

Unterdeß trat die Nacht ein und die Wittve des Jägers sammelte, obgleich in der heftigsten Verzweiflung und vom tiefsten Schmerze erschüttert, ihre bis dahin verworrenen Gedanken. Da sie Niemanden kannte, der ein persönlicher Feind ihres Mannes gewesen war, so mußte ihr Verdacht auf irgend einen Wilddieb fallen und sie musterte nun alle die, welche sie in dem Orte selbst und der Umgegend kannte.

An der Spitze derer, welchen sie am wenigsten traute, befand sich ganz natürlich jener Polette, der am Vormittage bei ihr gewesen war. Er war ein Taugenichts, ein träger Mensch von ziemlich zweideutigem Rufe, der den ganzen Tag in der Schenke und einen Theil der Nacht auf dem Anstande zu verbringen pflegte, wo er mehrmals getroffen worden war. Sein verlegenes Aussehen bei dem Besuche, das Blut, das sie an seinem Hemd bemerkt hatte, die Wuth Morgans, der gewöhnlich so gutartig war, als er den Mann getroffen, alles erweckte in ihr Zweifel, die durch genauere Unter-



uchungen zur Gewissheit gebracht werden konnten, und als am andern Tage die Reihe des Verhörs an sie kam, zögerte sie nicht, ihren Verdacht in Bezug auf Polette vor dem Richter auszusprechen.

Es wurde sofort ein Haftbefehl gegen Polette erlassen und vorläufig eine Haussuchung bei ihm angeordnet unter der Leitung eines Gendarmen und des Jägers Anton Rotte, des Bruders des Ermordeten.

Als man in dem Häuschen Polettes ankam, war derselbe abwesend. Man stellte vergebens die sorgfältigste Nachsuchung an und schon sprach man vom Fortgehen, als Morgan, den Anton mitgenommen hatte, plötzlich und höchst zufällig einen Fund machte, der Anfangs ohne alle Bedeutung zu sein schien, bald aber zur Entdeckung des Mörders führte.

Während man in allen Ecken suchte, ohne den geringsten Beweis von dem Verbrechen zu finden, und die Frau des Wilddiebes durch ihre Thränen die Unschuld ihres Mannes behauptete, spürte auch Morgan überall herum. Als man sich endlich aus dem Hause bereits entfernte, sah der Gendarme, daß er an der Thüre eines kleinen dunkeln kellerartigen Winkels scharrete. Er kehrte um und machte diesen Winkel auf, in welchem man allerdings noch nicht gewesen war.

Der Hund fuhr hinein und brachte ein frisch abgezogenes Hasenfell heraus.

„Du sagtest ja,“ wendete sich der Gendarme an die Frau, „daß Dein Mann nicht auf den Anstand gehe. . . Herr Rotte, sehen Sie da, was Ihr Hund gefunden hat.“

Der Jäger nahm das Hasenfell, das ihm Morgan apportirte und trat mit dem Gendarmen wieder in das Haus hinein.

„Ist der Hase geschossen oder gefangen?“ fragte der Gendarme.

— „Weder das eine, noch das andere,“ antwortete der Jäger, indem er das Fell mit fieberhaftem Zittern in den Händen herumdrehete.

„Wie seid Ihr zu diesem Felle gekommen?“ fragte er sodann die bestürzte Frau.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete sie und zitterte an allen Gliedern.

— „So weiß ich es, und ich will es Euch sagen,“ sprach Rotte, der vor Wuth zitterte, . . . „diesen Hasen hat Dein Mann gestern aus der Jagdtasche meines Bruders gestohlen, den er in der Schlucht am schwarzen Felsen meuchelmörderisch erschossen hat. Dieses Fell

ist von dem Häschen meiner Tochter, so gewiß, als ich ihm selbst das linke Ohr abgeschnitten habe, um ihn wieder zu erkennen, wenn er zufällig entkommen sollte. Polette mag nun um seinen Kopf auf der Hut sein, denn er sitzt ihm nicht mehr fest zwischen den Achseln. . . Bewahre ihn Gott, daß er mir nicht in die Hände geräth, denn ich würde nicht für mich stehen können und ihm vergelten, wie er es verdient, der Meuchelmörder.“

Noch denselben Abend wurde der Wilddieb in einer Schenke verhaftet und durch den erwähnten Anstand überführt, zu welchem bald noch ein anderer nicht minder schwerer Beweis kam. Man fand nämlich in seinem Hause bei einer zweiten noch sorgfältigern Durchsuchung einen Kalender, in welchem gerade das Blatt fehlte, das man halb verbrannt als Pfropfen gefunden hatte. Wenige Tage nach dieser Entdeckung erklärte er denn auch wirklich, daß er der Mörder des Jägers sei.

Nur ein wichtiger Umstand blieb noch zu erörtern; der Wilddieb behauptete nämlich auf den Jäger nur aus Nothwehr geschossen zu haben, nachdem dieser zuerst von seiner Waffe Gebrauch gemacht habe. Um diese Angabe zu beglaubigen, mußte das Gewehr des Ermordeten aufgefunden werden, das wie der junge Hase verschwunden war. Polette gestand, daß er dasselbe im Walde versteckt, um es zu brauchen, wie er geradezu sagte, da er am nächsten Tage wieder habe auf den Anstand gehen wollen. Nach den Angaben, die er machte, fand man das Gewehr wirklich unter einem großen Holzhaufen.

Beide Rohre waren noch geladen. Als man dies dem Angeklagten vorhielt, schien er nicht in Verlegenheit gesetzt zu werden; er antwortete vielmehr, er habe, um sein Pulver und Blei zu schonen, das Gewehr, nachdem dasselbe abgeschossen worden, ohne daß er eine Verletzung erhalten, mit der Munition des Jägers wieder geladen. Er wurde nun aufgefordert, die Ladung genau anzugeben und sagte, sie bestehe aus gewöhnlichem Pulver, und Schrotten zwischen Nr. 6 und 4; die Pfropfen dagegen wären von Papier; ob das Papier weiß oder grau, Schreib- oder Druckpapier sei, könne er sich nicht erinnern.

Nachdem man diese Angabe zu Protocoll genommen hatte, zog man die Ladung aus dem Gewehre; das rechte Rohr enthielt zwei Kugeln, das linke fünf Rehpfeile. Die Sachverständigen, welche das schon vom Roste oridirte Pulver untersuchten, erklärten, der Schuß befinde sich bereits wenigstens vierzehn Tage



in dem Gewehre. Die Propfe endlich waren von Korkeblättern.

Hierauf konnte der Wilddieb nun unmöglich bei seinem Leugnungssysteme beharren; er widerrief also seine erste Angabe, deren Unrichtigkeit dargethan war und entschloß sich, in der Hoffnung, das Mitleid der Richter zu erregen, zu einer ausführlichen und getreuen Erzählung. Er sei, sagte er, am Sonntage früh vor Tagesanbruche von Vareilles weggegangen, um sich auf den Anstand zu begeben und habe sich in der Schlucht versteckt gehalten, als er auf dem Wege herab den Jäger habe kommen sehen, der die Hände in den Taschen, das Gewehr untem Arme, mit Morgan, gerade auf ihn zugekommen sei. Er habe auf den Unglücklichen angelegt, der ihn erst bemerkt, als er nur noch zehn Schritte von ihm gewesen; der Schuß sei ihm unwillkürlich losgegangen und um nun von den Verwundeten nicht angezeigt zu werden, habe er sich genöthiget gesehen, das zweite Rohr auf den Jäger abzuschießen, obgleich derselbe blutend, auf den Knien ihn gebeten habe, er möge ihm das Leben lassen. Er verschwiege nichts, auch die Wuth des Hundes nicht, dem er nicht anders habe entgehen können, als daß er auf einen Baum geklettert sei.

Die Verhandlungen vor den Assisen von Yonne währten nicht lange und der von den Geschworenen für schuldig befundene Wilddieb Polette wurde von den Richtern zum Tode verurtheilt. Damals kannte man die „mildernden Umstände“ noch nicht, welche in der neuesten Zeit mit so entsetzlichem Mißbrauche angenommen werden, wie z. B. bei der Vergiftung des Lafarge durch seine Frau, wie bald darauf sogar bei einem Menschen, der seinen Vater „unter mildernden Umständen“ ermordet hatte. Polette ging festen Trittes auf das Schafot und erlitt seine Strafe unerschüttert.

Die arme Frau des Jägers war in einem halben Jahre um zehn Jahre älter geworden. Bei einer Jagdpartie im vorigen Herbst fragte ich Notte, den Bruder des Ermordeten, was aus Morgan geworden sei, für den ich mich sehr interessirte.

„Er hat seinen Herrn nur ein Jahr überlebt.“

— „Wie so?“

„Ich pflegte ihn wie einen Freund. Nach einem Jahre aber kam er sterbend mit einem Schusse im Leibe nach Hause.“

— „Und Sie haben nie erfahren, wer ..“

„Nie bestimmt, aber ich muthmaße ..“ antwortete er und seine Faust ballte sich unwillkürlich.

Die Jagd brachte uns an die Stelle, wo der Mord begangen worden war. Man hatte daselbst ein schwarzes hölzernes Kreuz mit einer Aufschrift in weißen Buchstaben aufgerichtet, welche den Vorfall berichtete.

Eben als wir in schmerzlichen Gedanken an diesem Kreuze standen, sprang mit einem Male ein Mann durch das Dickicht und entfloh. Es war ein anderer Wilddieb von Vareilles, der genau an derselben Stelle auf dem Anstande war, wo zwei Jahre vorher sein Gefährte Polette das schreckliche Verbrechen begangen hatte. Ich wußte nun auch, unter wessen Kugel der fluge treue Hund Morgan gefallen war.

### Miscellen.

(Aufforderung zum Tanze.) Wenn ein Herr eine Dame um einen Tanz ersucht hat, den sie eines frühern Engagements wegen nicht mit ihm tanzen kann, und er wendet sich an eine andere, so ist er, wie es scheint, gegen beide unartig. Der ersteren sagt er gleichsam: „ich wendete mich zufällig, ohne besondere Wahl, an Sie, ohne Ihnen einen Vorzug zu geben; da ich nicht mit Ihnen tanze, nun so tanze ich mit einer Andern.“ Zur zweiten aber sagt er gewissermaßen: „ich wende mich an Sie, weil ich nichts Besseres habe; wäre die Dame, die ich zuerst aufforderte, frei gewesen, so würde ich an Sie nicht gedacht haben; sie ist hübscher, eleganter, geistreicher als Sie.“ Um dies zu vermeiden, tanzen Einige nicht, wenn die Dame, welche sie wählten, nicht frei ist, — aber da kann es geschehen, daß man die ganze Nacht nicht zum Tanzen kommt, wie gern man auch tanzen möchte. — In mehreren Städten des südlichen Frankreich verfährt man auf folgende Weise. Jeder Herr wählt sich beim Eintritte in den Ballsaal aus einem Körbchen eine künstliche Blume aus und wenn er eine Dame zum Tanze auffordert, reicht er ihr, statt der so ziemlich stehenden Redensart, die bei dieser Gelegenheit an andern Orten angewendet wird, die Blume. Diese Blume behält sie in ihrem Gürtel, bis sie den zugesagten Tanz getanzt hat. Ist dies geschehen, so giebt sie ihm die Blume zurück, welche er nun einer Andern anbietet. Auf diese Weise setzt man sich der Unannehmlichkeit nicht aus, eine bereits engagirte Dame aufzufordern, da jede Dame, die keine Blume im Gürtel hat, noch frei ist und auf einen Tänzer wartet.

(Die Damen in Cairo.) Vergebens, sagt ein neuerer Reisender, vergebens würde man sich bemühen, den Eindruck zu schildern, den Cairo beim ersten Eintritte macht. Kein Maler in der Welt vermöchte in ein Bild alle diese fremdartigen Gestalten, Gruppen und Aufzüge zu fassen, die sich hier dem Beschauer entgegen drängen, bei jedem Schritte wechseln, in jeder



Sträße sich erneuern, Kommen, gehen und verschwinden. Das Erste, was mir auffieß, war eine Gesellschaft reitender Frauen. Die Frauen von Cairo sitzen rücklings auf dem Esel, ein weißes seidenes oder musselines Tuch bedeckt sie von der Stirn bis auf die Steigbügel und läßt nur die Augen frei. Ueber die ganze Gestalt herab und über das Haupt gezogen waltet eine große seidene schwarze Mantille. Die Erscheinung hat etwas sehr Fashionables. Gewöhnlich reiten mehrere Damen mit Kindern und Sclavinnen in einem Zuge und so groß auch das Gedränge ist, so weicht ihnen doch alles ehrerbietig aus. — Der Reisende erlangte später Eintritt in ein angesehenes Haus und er fährt fort: auf rother, rings um einen Salon laufender Ottomane saßen acht bis zwölf Damen, deren reicher fremder Anzug mit den schönen Arabeskenverzierungen der Wände und Decke ein harmonisches Ganze bildete; ich wunderte mich aber nicht wenig, als alle diese Damen sich in übergewöhnlicher Lebensgröße vor mir erhoben. Erst als sie sich in Bewegung setzten, um mir entgegen zu gehen, merkte ich an dem allgemeinen Klappern, daß sie auf einer Art kleiner Stelzen von Holz standen, welche ihnen diese übernatürliche Höhe gaben. Ich habe bereits früher in Soiréen in hiesigen europäischen Häusern denselben allgemeinen Auffand beim Eintritt jedes Ankömmlings bemerkt. Eine alte Dame sagte mir, sie alle freuten sich, daß ich Vergnügen fände, sie zu sehen und sie würden deshalb alle Ceremonie bei Seite setzen und mich unverschleiert empfangen. Die ganze Gesellschaft begab sich unter gewaltigem Geklapper der Holzpantoffeln in einen anstößenden Saal und ich wurde eingeladen, auf dem Sopha neben der alten Dame und deren Tochter Platz zu nehmen. Ich ging an das Mustern des Puzes und konnte an dem reichen sorgfältigen Anzuge leicht erkennen, daß man dem neugierigen Fremden hatte eine glänzende Augenweide verschaffen wollen. Alle waren gleich gekleidet, nur in den mannichfaltigsten Abstufungen schöner heller Farben. Der Kopfsuß mit dem allerliebsten rothen Zerbusch, auf dem das reiche Geschmeide, die Diamantkrone, Kloors genannt, glänzt; diese seidenen bunten, über die Stirn gewundenen Tücher, durch welche Perlengeflechte malerisch gezogen sind, deren Endquasten, mit Gold durchwebt, an einer Seite mit der Locke sich vermengen, über welche der brillante Halbmond mit Berlocken gesteckt wird; dann die prächtigen langen Haare, wie sie in künstlichen Flechten breit über den Rücken hinabhängen und mit den goldenen Spangen durchzogen sind, neben der geschmackvollen Juwelenarbeit an Ohrringen, Halsbändern, Diabemen, — Alles ist ganz geeignet, die Schönheit des Profils zu heben. Die Tüchchen, welche sie Alle tragen, sind in der Art wie die ungarischen Husarenspenzer gestickt. Besonders geschmackvoll kleidet der Shawl, der um die Hüften geschlungen wird und vorn nachlässig geschürzt in Knoten herabhängt. Ueber dem Hemd und den Beinkleidern tragen die Frauen hier den Yeld von gleichem Stoffe mit den Beinkleidern. Dieses Gewand ist an beiden Seiten von der Hüfte an offen und so lang es ist, verbirgt es keine Form. Eine reizende Blondine brachte ein Paär Kleider herbei, um auch ihren Anzug zum Ausgehen sehen zu lassen. Zuerst warf sie ein

weites seidenes rosa Gewand über, das man Lob nennt und das lachende Mädchen in diesem rothen Hemde kam mir vor wie die wächsernen kleinen Engel zu Weihnachten. Sodann folgte die weiße Leinwandbinde, welche wie ein über das Gesicht gelegter chirurgischer Verband aussieht, dieses verhüllt und bis herab zu den Füßen reicht. Ueber alles dieses, die ganze Figur vom Scheitel zur Ferse bedeckend, kommt das schwarzseidene Habarah, ein alles bedeckender Domino, aus dem nichts hervorsteht, als der weiße Schleierstreif und ein Paar schöne Augen. Das blühendste Mädchen von Cairo war in die breite Matrone verwandelt. Ich erkannte jetzt meinen Irrthum, der mich bisher in jeder Dame, der ich zu Esel auf der Straße begegnete, eine alte Frau vermuthen ließ. Sie sehen aus wie reitende Särge, schwarz und weiß überhängen. Es war gar reizend zu sehen, wie das hübsche Mädchen ein Stück um's andere an und wieder ablegte. („Morgens und Abendland.“)

(Wellington ein treuer Diener.) Der große Wellington war, nachdem er in Indien bereits Armeen en chef commandirt hatte, in eine Art Ungnade gefallen und in Folge dieser auf das Commando einer Brigade beschränkt worden. Ein Freund bezeugte ihm seine Verwunderung darüber, wie er sich einer solchen Zurücksetzung unterwerfen und fortwährend noch mit demselben Eifer dienen könne. „Ich habe des Königs Brot gegessen,“ erwiderte dieser edele Diener, „und bin fortan verpflichtet, dem Könige nach dem ganzen Umfange meiner Kräfte zu dienen, wie es ihm auch beliebt, sie anzuwenden.“

(Die italienischen Sänger.) Das Theaterjahr wird in Italien meist in drei Saisons eingetheilt: das Frühjahr, den Herbst und den Carneval. Jede dieser Saisons besteht aus ungefähr drei Monaten. In jeder Saison, die auf einander folgt, wechselt nun die Gesellschaft von Sängern und höchst selten sieht man einen Künstler sechs Monate hinter einander in einer und derselben Stadt bleiben; man ruft ihn dahin zurück, aber höchstens in einem Jahr einmal. In Mailand ist die Winter- oder Carnevalsaison die wichtigste in Bezug auf die Wahl der Sängern. Die ersten Künstler Italiens kommen gewöhnlich um diese Zeit hier zusammen. Da ist die Gesellschaft immer doppelt, das heißt, man läßt eine Oper durch verschiedene Künstler aufzuführen: Es giebt zwei erste Tenoristen u. Nach Beendigung dieser Saison reisen die besten dieser Künstler nach irgend einer andern Stadt ab, in welcher der Frühling die wichtigste und glänzendste Theaterpoche ist. Im Herbst wenden sie sich endlich wieder in eine andere Stadt, nicht in Masse, sondern einzeln und schließen sich andern beliebten Sängern auf den verschiedenen Theatern an, die eine wichtige Saison haben. In der Zwischenzeit von einer oder einigen Wochen, welche die Saisons von einander trennen, kommen die neuen Künstler an, probiren das Werk, mit welchem das Theater eröffnet werden soll und gehen, sobald dasselbe aufgeführt worden ist, zum Einstudieren eines zweiten über und so fort. Man sieht daraus, daß die italienischen Sän-



ger ein sehr bewegtes und mühevoll, arbeitsames Leben führen; sie sind immer auf der Reise begriffen und immer mit dem Einstudieren einer Oper beschäftigt. Man giebt ihnen acht bis zehn Tage zum Einstudieren einer Oper und da Opern ausdrücklich in vielen Städten geschrieben werden, so genügt es nicht, daß sie die Werke der großen Meister inne haben, sie müssen sich auch fortwährend mit neuen beschäftigen, die weniger reich an Resultaten sind, indem die Oper eines Componisten zweiten Ranges selten auf einem andern Theater als auf dem aufgeführt wird, für das sie componirt wurde. Nur vier Componisten haben den Vorzug, in Italien und überall, wo italienisch gesungen wird, überall und immer gehört zu werden, nämlich Rossini, Bellini, Donizetti und Mercadante.

Die Costüme sind sehr reich und glänzend. Ein Schauspieler, der eine vornehme Person darstellt, würde nicht wagen, ohne alle Arten von Stickereien und Farben zu erscheinen, wenn sie auch durchaus nicht passen. Die Primadonnen sehen aus, als wären ihre Sammetkleider in den Pactolus, den goldführenden Fluß, getaucht worden und das geringste Kammermädchen funkt wie ein italienischer Nachthimmel. In Neapel u. s. w. haben die Fischer in der „Stummen von Portici“ Goldtressen an ihren phrygischen Mützen. Nach einem eigenthümlichen Herkommen erscheinen die Choristen, die Comparfen, das ganze subalterne Personal in gleichförmiger Bekleidung. In einer Herrengruppe z. B. gleichen einander alle nach der Farbe des Wamfes, des Mantels und des übrigen Puges. Die Damen haben alle gleiche Kleider mit oder ohne Schleppe, so daß an ihnen nichts verschieden ist als die Figur. Keine darf sich die Farbe wählen, welche ihr gefällt; sie muß die tragen, welche gerade vorgeschrieben ist.

(Der Schachspielerkönig.) Der größte Schachspieler unserer Zeit, der Herr von Labourdonnaye ist vor Kurzem gestorben. Er war der Enkel jenes durch „Paul und Virginie“ unsterblich gewordenen Gouverneurs dieses Namens und übertraf alle seine Vorgänger und Zeitgenossen durch die Kunst der Berechnungen und Combinationen; jede Partie, welche er spielte, war für ihn ein neuer Triumph. Dieser Napoleon des Schachspiels hat nicht einmal sein Waterloo gehabt; er folgte einer Herausforderung der ersten Schachspieler in London und begab sich dahin. Er soll dort sein Ende durch ein Krastflüß beschleunigt haben, das seit Philidor nicht wieder vorgekommen war; er gewann mit von dem Tische abgewendeten Gesichte eine Schachpartie ohne irgend ein anderes Hilfsmittel als seine Fähigkeit, sich im Kopfe das Schachbret und die Figuren darauf fortwährend deutlich vorzustellen. Nach einer auf diese Weise gewonnenen Partie spielte er eine zweite und selbst zwei auf einmal, was wohl das Höchste sein dürfte, was ein Schachspieler zu erreichen vermag.

(Hof und König.) Vor Franz I. gab es keinen Hof in Frankreich. Er schuf ihn mit allem Luxus, mit allem klugen Despotismus, mit allem Reize, so daß alles Leben und alle Welt des

Landes nur um den König her zu finden ist. Seine Mutter führte diesen großen Reigen an; sie suchte die schönen Mädchen aus, die Schwester Margarethe gab eine andere Würze, das Spiel der Phantasie und des witzigen Geistes, und Franz breitete über alles den Glanz der Formen im Raum und Feste und brachte die Bewegung mit dem Begehren und Wechseln. So entstand mit den Damen die Intrigue und der Luxus und die Galanterie. Was ist Galanterie? Montesquieu sagt: sie ist die Lüge der Liebe. Ist sie nicht auch der Witz der Liebe? Der König war von allem dem der Mittelpunkt, das Herz der Galanterie, einer französischen Welt, die von ihm herkam. Dem Könige gefallen wurde höher gestellt, als jede Pflicht. So entstand die tragikomische Erscheinung in Frankreich, daß das Wort Unnade der Gipfel des Unglücks wurde, daß ein Exil vom Hofe soviel wurde als Tod. Natürlich entstanden damit auch die Zeichen des Vorzuges, die Unterscheidungen und alle die kleinen Zeichen und Vorschriften, welche man Etikette nennt. Der König allein hat beim Zubettgehen einen goldenen Leuchter mit zwei Armen; dies ist eines der ältesten Kennzeichen.

(Der Adel in Frankreich.) Der Verkauf von Adelsbriefen war ein Kroneinkommen, aber schon unter Heinrich III. ging der Abfall dieser Adelsbriefe so schlecht, daß deren tausend ohne Käufer vorrätzig dalagen. La Roche in seinem „Traité de la noblesse“ erzählt die Geschichte von einem Ochsenhändler, die allein hinreicht, um das Ansehen des französischen Adels zu beleuchten; er sollte durchaus einen Adelsbrief kaufen und wollte nicht; zuletzt wurde er ausgepöndelt, damit der Adelsbrief bezahlt werde und der Ochsenhändler von Adel sei. Als dies Unwesen 1789 so stark zur Sprache kam, hat man ausgerechnet, daß es 15,000 adelige Familien in Frankreich gebe, von denen 13,000 auf diese oder ähnliche Weise geabelt worden. Unter den noch übrigen 2000 seien 1400 alte verdiente Familien gewesen, ausgezeichnet in Kriegsdienst u. s. w., also wirklicher Adel, und 600 alter Erbadel. Man setzt hinzu, daß von diesen, die wirklich dem Lande einverleibt, nur sehr wenige ausgewandert und die Emigrirten meist Hof- oder erkaufte Adel gewesen. Der Prinz von Artois, nachmals Karl X., sagte in Coblenz zu jedem neuankommenden Emigranten: „nicht wahr, Sie sind Edelmann?“ — „Ja, Sire.“ — „Ich wußt es.“ Sagte der Angekommene: „nein, ich bin nicht Edelmann“, so erwiderte der Prinz: „Sie sind aber werth, es zu sein.“

### Generalcorrespondenz.

Mlle. Kathinka Heinesetter, die als „Jüdin“ zum erstenmale in der großen Oper in Paris auftrat, hat den größten Beifall gefunden; Mlle. Löwe ist ebenfalls in Paris angekommen. Meyerbeer hat der Oper seine neue Partitur, „der Prophet“



überreicht und diese neue Schöpfung des Meisters wird mit der größten Ungeduld erwartet. —

Der Prinz Albert soll einen grauen Papagei besigen, der nicht bloß deutlich und viel spricht, sondern sogar ein englisches Nationallied singt. —

Vor etwa zwanzig Jahren ließ ein gewisser D. ein ihm geborenes Kind in der Matric zu Paris einschreiben. Der Schreiber dort achtete aber nicht genau auf die Namen, die man ihm sagte und verwechselte die der Kelttern und der Pathen. Man entdeckte auch den Irrthum nicht und der junge D. erhielt erst kürzlich davon Kenntniß. Er wollte sich verheirathen und ein Alterszeugniß von der Matric für sich ausstellen lassen. Da ergab es sich, daß er nicht als D., sondern als Bourdin eingetragen war. Seine Kelttern waren gestorben, er konnte also nicht beweisen, daß er wirklich so und nicht anders heiße und besann sich nicht lange, sondern nahm, da von Vermögen gar nicht die Rede war, den ihm fälschlicher Weise beigelegten Namen an und unter demselben ist er getrauet worden. —

Ein seltsamer Vorfall beschäftigt die Garnison von Valenciennes. Ein Musiker vom 2. Lancierregimente starb in der eben genannten Stadt und die von ihm hinterlassene Habseligkeiten gehörten seinen natürlichen Erben. Nun wer machte bei dem Oberst des Regiments darauf Anspruch? Zwei verschiedene Mütter, eine in Algier, die andere in Paris. Eine zweifelhafte Vaterschaft ist wohl vorgekommen, eine doppelte Mutterschaft aber sicherlich seit dem Urtheile Salomons nicht. Das Gericht, vor welchem dieser merkwürdige Fall verhandelt werden wird, kann nicht einmal das letzte Mittel des Königs der Juden ergreifen, weil der von zwei Müttern beanspruchte Sohn nicht mehr existirt. —

In Petersburg ist die Kubersche Oper: „Der Feensee,“ wie man sagt, nach der Angabe des Kaisers selbst, in ein Ballet umgeändert worden. —

Ein Theater in Paris hatte den seltsamen Einfall, seinen Vorhang in einen ungeheuern Anschlagzettel zu verwandeln. Die Verwaltung gedachte von dieser neuen Speculation sicherlich bedeutenden Gewinn zu ziehen. Aber die Polizei widerlegte sich derselben. —

Die chinesische Insel Schusan, welche in dem Kampfe der Engländer mit den Chinesen von den erstern besetzt worden, ist der nördlichste Punkt im Lande, an welchem Thee gemacht wird. Die ganze Insel soll mit Theepflanzen bedeckt sein, selbst bis an die Spitze der Berge hinauf. —

Auf den großen Maskenbällen in den Pariser Theatern begeistert besonders der „Höllengalopp vom jüngsten Tage“ die Menge der Tanzenden. Es soll dieser Galopp wirklich einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen, wenn die dreißig Trompeten und Posaunen des Orchesters schmetternd einfallen. —

Ein sogenannter englischer Ingenieur ist in Frankreich angekommen, um dasselbe zur Annahme seines Planes zu bewegen, einen Weg über den Canal zu bauen, so daß man trockenen Fußes

von Dover nach Calais gehen könnte. Er meint es ganz ernstlich, will nämlich in den Canal 20,000 steinerne Regel versenken und auf diesen die Pfeiler einer riesenhaften Brücke von sieben Stunden Länge auführen. Er hat einen Riß davon entworfen und denselben in Paris öffentlich ausgestellt. Die Ausführung dieses Unternehmens soll die Kleinigkeit von 1800 Millionen kosten. — Sollte der Plan mit dem Steinlegen keinen Beifall finden, so hat der Erfinder noch einen andern vorrätzig, der auf andere Weise den Zweck erreichen soll. Er will nämlich gußeiserne Röhren von drei Fuß Dichte und 18 F. im Durchmesser an einander befestigen und so quer über den Canal, unter dem Wasser hin, führen. „Der Plan,“ sagt der Erfinder, „ist höchst einfach und die Ausführung desselben auch so leicht, daß ich gar nicht wage, seine Entdeckung mir zum Verdienste anzurechnen.“ Der Tunnel unter der Themse hätte seiner Ansicht nach auch von Gusseisen gemacht werden sollen. Sein metallischer Tunnel über den Canal würde höchstens tausend Millionen kosten. —

In dem Cirque olympique hat man bereits die ganze Feier der Kaiserbestattung auf die Breter gebracht; im ersten Tableau sieht man die Insel Helena; die abgeordnete Commission kommt an und der Sarg wird aus dem Grabe genommen.

Im zweiten Tableau sieht man das Zwischenstück der Fregatte und die Ceremonien, die am Bord stattfanden.

Das dritte Tableau stellt die Fahrt der Fregatte über den Ocean vor, auf welchem auch noch andere Schiffe fahren, dann die Fahrt auf der Seine, Cherbourg, Havre, Rouen, den Triumphbogen und den Zug des Leichenwagens bis zu den Invaliden.

Das vierte Tableau zeigt die Invaliden in ihrer Wohnung und man sieht den hundertjährigen Soldaten, der die Kanone abbrennen will, welche die Ankunft des Kaisers verkünden soll.

Das fünfte Tableau stellt das Innere der Invalidenkirche dar; man bringt den Sarg etc. — Dieses Gelegenheitsstück ist ein Zeugniß von dem, was die Kunst des Maschinisten und Decorateurs gegenwärtig vermag. Die Inszenierung soll aber auch über 600,000 Fres. gekostet haben. —

Ein neuer Beweis, daß die Sitten in Frankreich und namentlich in Paris immer schlaffer werden, ist auch der Umstand, daß selbst bei den Bällen in der dortigen großen Oper, welche noch vor wenigen Jahren die Muster des Anstandes und der guten Sitten, der Sammelplatz aller Eleganz waren, in dem jetzigen Winter auf so unanständige Weise getanzet wird, daß die Polizei einzuschreiten und Tänzer zu verhaften genöthiget war. —

Ein Herr Boucherie hat die wichtige und interessante Entdeckung und Erfindung gemacht, das Holz, das man zum Bauen oder zur Verfertigung von Meubles braucht, Stoffe einsaugen zu lassen, die es unverbrennlich und sehr hart machen; ja er kann demselben eine beliebige Färbung geben. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 7.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Das Bielliebchen.

Erzählung.

Im Gasthaus zum goldenen Löwen in ... saßen eines Abends mehrere jüngere und ältere Herren, meist Offiziere beisammen, die bei der Flasche sich hauptsächlich von den Schönen der Stadt, von ihrem Liebesglück und seit einiger Zeit besonders von einer Unbekannten unterhielten, welche im Theater durch ihre Schönheit großes Aufsehen gemacht hatte. Niemand wußte, wer sie sei und woher sie gekommen, bis ein alter Oberstlieutenant erschien, der erzählte, die Schöne sei die Frau des Generals von Linsdorf und ein Musterbild der Tugend. Diese Bemerkung veranlaßte mancherlei Ausfälle gegen das weibliche Geschlecht im Allgemeinen; es bildeten sich zwei Parteien unter den Anwesenden, deren eine die Frauen ritterlich vertheidigte, während die Andere in ihren Angriffen gegen dieselben immer rücksichtsloser wurde. Unter den letztern zeichnete sich besonders ein Lieutenant Edgar von Wolfsburg aus, der keck behauptete, er wolle sogar die Liebe der tugendreichen Frau von Linsdorf gewinnen. Da erhob sich ein Unbekannter, der bis dahin keinen Antheil an dem Gespräche genommen hatte und versicherte, es sei leichter, die Vendomesäule umzublasen, als die Frau von Linsdorf zu verleiten, ihrer Pflicht untreu zu werden. Der Lieutenant nahm endlich ein Briefcouvert aus der Tasche, schrieb einige Worte darauf und reichte das Papier dem Unbekannten, der dasselbe in der Hand zusammendrückte

und dann ruhig sprach: „ich nehme es an, aber unter einer Bedingung; wenn es Ihnen nicht gelingt, müssen Sie mir Rechenschaft von den Reden geben, die Sie hier über eine Dame fallen ließen, welche Sie nicht kennen. Ich lasse Ihnen drei Wochen Zeit und gebe Ihnen mein Ehrenwort, die Frau von Linsdorf vor der Gefahr nicht zu warnen. Die Frau Generalin, dies muß ich hinzusetzen, um zu erklären, warum ich mich zu ihrem Ritter aufwerfe, sonst Mlle. de Villers, ist die Tochter eines Freundes meines Vaters; als Waise wurde sie unter den Augen meiner Mutter mit meiner Schwester erzogen, die gestorben ist; sie hat unser Haus erst verlassen, als sie ihre Hand dem Generale Linsdorf gab. Seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen, sie weiß nicht, daß ich hier bin, wie ich ihre Anwesenheit nicht kannte. Sie sehen wohl, daß ich ein Recht habe, sie zu vertheidigen.“

„Sehr wohl,“ entgegnete der Lieutenant von Wolfsburg, „aber vor allem muß ich wissen, wer mein Gegner ist.“

Der Fremde stand auf, nahm aus seinem Portefeuille eine Karte und legte dieselbe auf den Tisch: „Gustav de Launay, Stabscapitain.“

„Der Teufel!“ rief Wolfsburg, nachdem er die Karte gelesen, mit einem Blicke auf den Fremden, der höchstens 25 Jahre alt zu sein schien und doch die Offizierrossette der Ehrenlegion im Knopfloche trug.

„Nun bitte ich um den Ihren Namen,“ sprach der Franzose.



— „Edgar, Baron von Wolfsburg,“ antwortete der Gefragte; „wenn Sie mehr über mich zu wissen wünschen, so fragen Sie nur den Ersten Besten; mich kennt hier Jedermann.“

— Am andern Tage gab die Fürstin von D. ein großes Diner; unter den Geladenen befanden sich der Baron von Wolfsburg und der General Linsdorf mit seiner Gemahlin. Der General war ein großer, hagerer Mann, der wenigstens sechs bis siebenundfünfzig Jahre alt zu sein schien, dünnes weißes Haar und die Brust voll Orden hatte. Bei Tafel fand der Baron seinen Platz neben der Generalin. Er sprach sehr gut Französisch, sie vollkommen Deutsch. Er unterhielt seine Nachbarin von der glücklichen Zeit, die er in Paris verbracht und nannte ihr mehrere Personen, deren Bekanntschaft er gemacht hatte. Die junge Frau ging, entzückt von den Erinnerungen ihrer Jugend, höchst erfreut in diese Unterhaltung ein, denn sie war, wie sie erzählte, ihrem Gemahle gleich nach ihrer Verheirathung nach Curland gefolgt und hatte daselbst in vier Jahren kaum sechs Landsleute gesehen.

Beim Dessert fand Wolfsburg eine Doppelmandel, wendete sich an seine Nachbarin und sagte lächelnd:

„Kennen Sie dieses deutsche Spiel?“

— „Ach, geben Sie her!“ fiel sie lebhaft ein; „ich bin glücklich mit meinen Vielliebchen, ich gewinne sie fast alle.“

„Ich wette, daß Sie dieses verlieren,“ sprach der Baron heiter, indem er ihr die eine Mandelhälfte gab, während er die andere behielt.

Nach aufgehobener Tafel wußte die junge Frau ihren Nachbar nicht genug zu rühmen gegen den General.

Gegen Abend, als sie nachdenkend in ihrem Zimmer saß, wurde mit einemmale die Thüre geöffnet und ein Diener meldete den Herrn de Launay. Bei diesem Namen sprang sie auf und flog dem Eintretenden in die Arme. Sie weinte und lachte zu gleicher Zeit; er konnte nichts sprechen, als: „Mathilde, meine theuere Schwester!“

Die lange Getrennten hatten eine jener wonnigen Stunden, in denen das Herz zum Herzen spricht und man sich ohne Zwang und ohne Rückhalt mittheilt. Auf der einen Seite war es die Erzählung einer geräuschvollen, thätigen Existenz, auf der andern die Geschichte eines abgeschlossenen häuslichen Lebens, in welchem die Gedanken an die Stelle der Leidenschaften treten und die Empfindungen als Ereignisse gezählt wer-

den. Nach einer halben Stunde wußte Mathilde, was Gustav gethan, dieser, was Mathilde war. Sie sprach mit ihm von ihrem langen Aufenthalte in Curland und schilderte ihm mit Begeisterung die Schönheiten des Landes, in welchem sie, fern von jeder Gesellschaft, die vier Jahre ihrer Ehe verbracht hatte. In ihrem sechs- zehnten Jahre der Welt entzogen, sich gleichsam selbst überlassen inmitten einer düstern Natur, war das junge sanfte, schüchterne Mädchen zu einer muthigen, selbstständigen Frau geworden. Die Phantasie nahm bald ihren Aufschwung und ihr sinnendes Wesen steigerte sich bis zur Begeisterung; sie schuf sich eine ideale Welt, in welcher sie ein ganz besonderes, gleichsam verzaubertes Leben führte. Bei ihrer steten Verbindung mit den ewigen Stimmen der Natur und deren unbeweglicher Schönheit, schlang sie ein immer festeres Band um sich und die leblosen Dinge. Die schneebedeckten Berge, die düstern Wälder waren Freunde für sie, denen sie die Geheimnisse ihrer Gedanken anvertraute. Im Rauschen der Bäche, in der Klage des Nachtwindes hörte sie geheimnißvolle Worte, deren Sinn sie allein verstand. In der unaufhörlichen Betrachtung ihrer selbst, welche die Einsamkeit mit sich brachte, lernte sie ihre eigenen Gefühle analysiren und kannte sich selbst endlich vollkommen, ausgenommen ihr Herz.

Gustav de Launay hatte bald erkannt, daß diese stolze Schülerin der Natur nicht mehr das junge Mädchen war, welches er gekannt hatte; er sah ein, wie verderblich ihr die gänzliche Unkenntniß der Welt und der Menschen werden könnte. Er ahnte auch, daß in der herrlichen Harmonie dieser schönen Natur eine Saite noch nicht angeklungen war und bei der moralischen Entwicklung dieses poetischen, exaltirten Wesens die Liebe ihren Theil nicht gehabt hatte. Er faßte sie an der Hand, betrachtete sie aufmerksam und fragte in dem Tone zärtlicher Besorgniß:

„Bist Du glücklich, Mathilde?“

— „Das ist eine Frage, welche eine verheirathete Frau nie an sich richten darf.“

„Mathilde,“ fuhr er leiser fort, indem er ihr die Hand stärker drückte, „Mathilde, antworte mir offen, liebst Du Deinen Mann?“

Die Frau von Linsdorf schlug die Augen nieder; es trat eine Pause ein, dann sah sie Gustav stolz wieder an und antwortete:

— „Glaubst Du, daß eine Frau, um glücklich zu sein und ihren Pflichten treu zu bleiben, ihren Mann lieben müsse?“



„Wenn sie nur zwanzig Jahre alt ist und ein Köpfschen hat, wie das Deinige geworden ist, dürfte es sehr gut sein, daß das Herz beschäftigt sei.“

— „Du meinst also, es sei unmöglich zu leben, ohne zu lieben?“

Der Herr de Launay ging besorgt im Zimmer auf und ab.

„Das ist eine Bestimmung, welcher sich wenige Frauen entziehen,“ antwortete er.

— „Ich glaube, die Beispiele vom Gegentheile sind minder selten als Du glaubst. Ich,“ fuhr sie mit Wärme fort, „meine Lage als verheirathete Frau bei Seite gesetzt, ich möchte mich einem so unerbittlichen Despotismus nicht unterwerfen.“

„Mathilde, Du sprichst von der Liebe wie ein Kind. Du weißt es nicht, wie schön, wie liebenswürdig Du bist; aber nicht die Eitelkeit, nicht die Koketterie werden Dir gefährlich werden, sondern Dein Mangel an Erfahrung. Du kennst die Schlingen nicht, kannst sie nicht kennen, welche man Dir legen wird; Du kennst die Feinde nicht, welche Du zu bekämpfen haben wirst, ohne es zu ahnen und denen Du nicht Kraft genug wirst entgegensetzen können, sobald Du weißt, daß sie Feinde sind.“

— „Sei überzeugt, lieber Gustav,“ fuhr die Frau von Linsdorf fort, „eine Frau kann bleiben, was sie sein soll, wenn sie es recht will. Wann ihr das Herz den bezeichnet, den sie fürchten muß, so möge sie ihn nicht zu vermeiden suchen, nicht feig vor ihm fliehen; im Gegentheile, sie soll ihm muthig in das Gesicht sehen, ihn mit ihrer ganzen Würde messen und tapfer mit ihm kämpfen; nichts adelt mehr als ein solcher Kampf. Ihr Männer, die Ihr Euch für einen König, für ein Prinzip, für eine Idee unter einander ermordet, sagt mir, wird Euer Eifer nicht verhundertfacht, wenn es gilt, das Vaterland zu vertheidigen, für Euer Altäre zu kämpfen, Euer Heerd dem Unterdrücker Schritt für Schritt streitig zu machen? Wird Euer Kraft nicht eine übernatürliche? Sterbt Ihr nicht tausendmal lieber, ehe Ihr Euch ergebt? Nun, unser Vaterland, unser Heerd, unsere Altäre, das ist unsere Ehre und glaubst Du, wir könnten sie nicht um den Preis unserer Thränen, unseres Blutes, selbst unseres Lebens rein und unberührt erhalten? Wenn alles die Frau verläßt, die Schwäche sie beschleicht, und ihre Tugend wankt, gedenkt sie noch der Achtung, die sie sich selbst schuldig ist; wenn Gott sie verläßt, bleibt ihr der Stolz. Du wirst nie die Allmacht des Gefühles kennen, das sagt:

ich will den Himmel ansehen können, ohne zu erröthen.“

„Armes Kind, das an die Möglichkeit glaubt, mit dem Blitze spielen zu können!“ sprach Gustav seufzend.

Sie plauderten noch lange mit einander und als sie sich trennten, setzte de Launay, während er die Freundin umarmte, hinzu: „Mathilde, im Namen unserer Freundschaft, im Namen Louisens, im Namen Deines Glückes, beschwöre ich Dich, suche Deinen Mann zu lieben.“

Da ihn sein Ehrenwort band und er die Gefahr nicht andeuten konnte, in welcher sie schwebte, so verließ Gustav die Frau von Linsdorf mit schwerem Herzen. Es war ihm klar, daß sie in den vier Jahren ihres einsamen Lebens langsam und ohne es zu wissen, ihr Herz und hauptsächlich ihre Phantasie zur Ausnahme des ersten Funkens vorbereitet hatte, den die Liebe hineinwerfen würde. Er fand sie lebenskräftig und enthusiastisch, ohne die Leidenschaften anders als dem Namen nach zu kennen, ohne von den Menschen etwas anderes zu wissen, als was sie in den Büchern gelesen hatte. Sie trat in die Welt ein mit unbegrenztem Selbstvertrauen und mit unerschütterlichem Glauben an sich selbst; sie war schön, sie zählte nur zwanzig Jahre und liebte ihren Gemahl nicht.

Die Frau von Linsdorf blieb nach dieser Unterhaltung mit Gustav de Launay unruhig und nachdenkend; sie ging ohne Zweck und Plan hin und her, blieb bald an dem Fenster stehen und schlug bald ein Buch auf, in dem sie doch nicht lesen wollte. Endlich setzte sie sich vor das Piano und fing an die Romane Desdemona's zu singen; aber kaum war sie einige Tacte weit gekommen, als ihre Stimme versagte, die Thränen ihr in die Augen traten, sie den einen Arm auf das Instrument und den Kopf auf die Hand stützte, während die andere Hand gedankenlos über die Tasten glitt. Sie dachte an alles, was sie eben gehört und erkannte in ihrer Seele die Wahrheit mancher Dinge, welche ihr de Launay gesagt hatte. Sie war nicht ganz offen, nicht ganz ehrlich gegen ihn gewesen. In ihrer vierjährigen Einsamkeit hatte sie oft von der Liebe geträumt, bei ihren Spaziergängen im Schatten der Wälder oder am Ufer der Flüsse hatte ihre Phantasie häufig ein Wesen neben sie gestellt, ein anderes Sie selbst, das wie sie dachte und fühlte, zu dessen Füßen sie alle Schätze ihrer jungen Seele niederlegte, alles, was ihr Herz an Poesie und Leidenschaft, an Begeisterung und Liebe erhielt, und das ihr dafür sagte: o



wie groß und schön ist die Welt, wenn man liebt! Dann war sie traurig in ihr Schloß zurückgekommen und hatte geseufzt: ach! niemals!"

Mathilde blieb lange in dieses Sinnen versunken; endlich stand sie zusammenschauernd auf, schloß das Piano zu und trat an den Tisch, um die Karten zu lesen, welche der Bediente dahin gelegt hatte. Eine der ersten, die ihr in die Hand fielen, war die des Baron von Wolfsburg, die sie lange betrachtete. Sie hatte denselben fast vergessen, so sehr hatte der Besuch Gustavs sie beschäftigt. Jetzt meinte sie, er habe auch selbst kommen können. Sie gedachte des Bielliebchens und sprach: „es scheint ihm nicht viel daran zu liegen.“ —

Am nächsten Tage war Ball bei der Fürstin. Mathilde machte großes Aufsehen und Jedermann fragte, wer die schöne Fremde sei. Seit einer Viertelstunde etwa saß sie auf einem Sopha am obern Ende des Saales, in welchem man tanzte; sie stützte ihr Haupt auf die Hand und ihre großen schwarzen Augen blickten sinnend vor sich hin. Gott weiß, an was sie dachte, aber sie war in diesem Augenblicke unbeschreiblich schön. Mit einemale stützte sich eine Hand auf die Lehne des Sophas und eine Stimme flüsterte ihr zu:

„Guten Tag, Bielliebchen.“

Sie erschrak, richtete sich plötzlich auf und hohe Röthe überflog ihr Antlitz.

— „Sie haben gewonnen,“ sprach sie endlich.

Es würde unmöglich sein, den Eindruck zu beschreiben, den diese drei so einfachen Worte machten. Nach einigen gewöhnlichen Fragen und Antworten setzte sie endlich hinzu: „und was verlangen Sie für Ihr Bielliebchen?“

„Ich ersuche Sie um wenigstens vier Walzer.“

Sie gestand, daß sie so lange nicht getanzt habe, daß sie fürchte, gar nicht mehr walzen zu können, der Baron überredete sie aber doch, mit ihm anzutreten und bald wiegten sie sich mit höchster Anmuth auf den be rauschenden Strauß'schen Walzertönen in dem Saale herum. Alle Anwesende betrachteten das schöne Paar; die junge Generalin war nicht bloß die schönste Dame im Saale, sondern auch die reizendste Tänzerin und sie selbst fand an dem Tanze unerwartet großes Vergnügen. —

Der General, der in den nächsten Tagen sein ererbtes Gut Einsdorf besuchen wollte, lud den Baron von Wolfsburg zur Jagd dahin ein. Dieser ließ sich nicht zweimal bitten und man führte dort acht Tage

lang das angenehmste Leben. Wolfsburg hielt es jedoch nach acht Tagen für gerathen, dieses ruhige Leben zu unterbrechen. Eines Morgens bei dem Frühstück kündigte er dem Generale an, daß er sich genöthiget sehe, nach . . zurückzukehren. Mathilde erschrak darüber; sie schmolte mit dem Gaste und rief ihren Gemahl zu Hilfe, der jedoch, nachdem er alles aufgeboten hatte, den Baron zum Dableiben zu bewegen, zu seiner Frau sagte: „aber, liebes Kind, der Baron kann doch Gründe haben, die ihn nöthigen, abzureisen, und es wäre Unrecht, wollten wir ihm entgegen-treten.“

— „Du nimmst es sehr leicht, lieber General,“ entgegnete sie; „aber was sollen wir anfangen, wenn er fort ist? wer wird Dich auf die Jagd begleiten? Wer soll mit mir tanzen? Wer begleitet mich auf meinen Spazierritten?“ Sie stand auf, blickte auf den Baron herab, der neben dem General saß und ruhig seine Cigarre rauchte, und sprach in scherzend-feierlichem Tone: „Herr Baron, wenn Sie darauf bestehen, uns zu verlassen, so erkläre ich Ihnen den Krieg auf Leben und Tod!“ Und sie verließ das Zimmer.

Als später der Baron wieder mit ihr allein war, wendete sie ihm den Rücken zu und stellte sich als behandle sie ihn mit stolzer Geringschätzung.

— „Wollen Sie mir eine kleine Audienz von einer halben Stunde erlauben?“ fragte er mit lächelndem Ernst.

Sie drehete sich um, sah ihm in das Gesicht und sagte: „nein, das will ich nicht.“

Der Baron verbeugte sich und fragte: „wollen wir tanzen?“

— „Nein.“

„Wollen wir Frieden machen?“

Die Frau von Einsdorf warf ihm einen zornigen Blick zu und entgegnete: „nein, ich will mit Ihnen nicht Frieden machen.“ Dann, als sie sah, daß er sie verwundert anblickte, setzte sie hinzu: „ich bin sanft und gut wie ein Engel, wenn man thut, was ich haben will; aber, Herr Baron, wenn man nicht Alles thut, was ich verlange, werde ich eigensinnig und zornig und große lange. Auch bin ich ganz aufrichtig und gestehe Ihnen, daß ich mit Ihnen nicht Frieden machen will, weil ich Sie hasse.“

„Das thut mir sehr leid, gnädige Frau,“ entgegnete von Wolfsburg, mit einer Miene, als glaube er an das, was er eben gehört. Dann verbeugte er sich und ging nach der Thüre zu.



Mehr bedurfte es nicht, um Mathilden zu zwingen, ihre angenommene Rolle aufzugeben.

„Nun, zürnen Sie mir nicht,“ sagte sie, indem sie ihm den Weg vertrat.

Der Baron betheuerte, daß er durchaus nicht erzürnt gewesen sei.

— „Sie wollen mich also zwingen, Ihnen zu gestehen, daß ich Unrecht hatte; nun wohl; wir wollen Frieden schließen, jetzt bitte ich darum.“

Wäre der Baron nicht erfahrener gewesen, so würde er diese Versöhnungsscene anders benützt haben; aber er wußte, daß der rechte Augenblick noch nicht gekommen sei. In kalter Galanterie führte er die kleine Hand, die sie ihm reichte, an die Lippen.

„Nun sind wir wieder Freunde,“ sprach sie, „und nicht wahr, Sie bleiben?“

Als sie sah, daß er antworten wollte, setzte sie hinzu: „ich will keine Entschuldigungen hören; man hat mir diesen Morgen von Ruinen einer Abtei erzählt, die zwei Stunden von hier liegen sollen; ich habe befohlen, die Pferde zu satteln und Sie werden mich dahin begleiten. Sie können mir dies nicht abschlagen.“

— „So werde ich .. wenigstens heute noch bleiben.“

Der Spazierritt war höchst angenehm, das Wetter prächtig (in den ersten Tagen des Juni) und Mathilde noch heiterer als gewöhnlich. Auf dem Rückwege jedoch umzog sich der Himmel mit finstern Wolken und bald fielen einzelne große Regentropfen. Die Frau von Einsdorf sah sich um und hielt an.

„Wissen Sie, daß wir uns verirrt und den Reitknecht verloren haben?“ sagte sie lächelnd zu ihrem Begleiter.

— „Ich sehe da unten Jemanden,“ antwortete Wolfsburg und sie ritten in starkem Trabe in der angegebenen Richtung hin.

Sie holten einen Bauer ein, der ihnen sagte, daß sie eine Stunde weit vom rechten Wege wären und ihnen beschrieb, wie sie wieder auf denselben kommen könnten.

Mathilde ritt an diesem Tage ohne Vorwissen des Generals ein rasches Pferd. Bis jetzt war alles gut gegangen; aber bei dem ersten Donnerschlage wurde es so unruhig, daß es Wolfsburg an dem Zügel fassen zu müssen glaubte. An einem schmalen Stege rieth er der jungen Frau, sie möge lieber absteigen und hinübergehen. Mathilde weigerte sich, aber sobald ihr Pferd den hohlen Ton unter seinen Hufen auf der hölzernen

Brücke hörte, wurde es noch weit unfügamer; Wolfsburg mußte das gräßlichste Unglück fürchten; er sprang deshalb von seinem Pferde herunter, umfaßte die Reiterin und hob sie mit kräftigem Arme herunter. Das Pferd schlug gleich darauf aus, zerbrach die morsche Brückenlehne, verlor dabei das Gleichgewicht und stürzte in den Abgrund hinunter, in welchem ein wilder, vom Regen angeschwollener Felsbach brausete.

Mathilde erschrak über die Gefahr, der sie entgangen war, so sehr, daß sie in Ohnmacht sank.

Noch hielt der Baron die besinnungslose Generalin in seinen Armen, ohne zu wissen, was er in der Waldeinsamkeit und dem Toben der Elemente beginnen sollte, als der vermiste Reitknecht in Galopp herangesprengt kam. Der Diener kannte eine Hütte in der Nähe, in welcher die Holzhauer ihr Geräthe aufzubewahren pflegten. Wolfsburg ließ sich dahin führen und legte die noch immer Ohnmächtige auf einen Haufen frischen Haidekrautes, während er den Reitknecht nach dem Schlosse schickte, damit er einen Wagen hole.

Zwanzig Minuten lag Mathilde, ehe sie sich zu bewegen begann und die Augen halb aufschlug. Sie kam dann allmählig wieder zu sich, aber es währte lange, ehe sie begriff, was um sie her vorging; es war, als erwache sie aus einem schweren, peinlichen Traume. Der Baron hielt sie in seinen Armen; mit einemmale endlich besann sie sich vollkommen; sie machte sich los, stand auf und eilte an die Thüre. In demselben Augenblicke kam der Wagen an. Sie stieg ein, ohne ein Wort zu sagen und der Baron folgte ihr zu Pferde. Im Schlosse schügte Mathilde Unwohlsein vor und blieb den Abend unsichtbar.

Am andern Morgen ersuchte den Baron das Kammermädchen der Generalin, er möge um zehn Uhr in dem Arbeitszimmer derselben erscheinen. Er begab sich zehn Minuten früher dahin und betrachtete ein unvollendetes Portrait, als Mathilde eintrat. Sie war leichenblaß; offenbar hatte sie eine schlaflose Nacht gehabt.

„Sie erzeigten mir die Ehre, mich rufen zu lassen,“ sagte Wolfsburg, indem er sich ehrerbietig verbeugte.

Sie trat näher, sah ihm in das Gesicht und sagte leise aber fest:

„Herr von Wolfsburg, ich habe Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten. Verlassen Sie uns.“

(Beschluß folgt.)



## Miscellen.

(Die Aussprache des Französischen.) Es ist nach dem Zeugnisse verschiedener alter französischer Schriftsteller bekannt, daß die Worte Anglois, François, j'aimois, j'étois u. s. w. sonst wie die Sylben moi, toi &c. ausgesprochen wurden. Als aber Heinrich II., der Nachfolger Franz I., sich mit Katharine von Medici vermählte (1533), kam eine Anzahl Italiener mit derselben an den französischen Hof. Diese Leute konnten das oi nicht aussprechen, machten ein ai daraus und es wurde Mode unter den Hofleuten, diesem Beispiele zu folgen, um der Königin zu folgen. Von ihnen aus verbreitete sich die Sitte in der Stadt, von der Stadt in die Provinzen, obgleich Boileau, Racine und Molière sich immer der alten Methode bedienten. Voltaire führte das ai zuerst in seinen Schriften ein und seitdem ist es allgemein geworden.

(Ein neuer Joseph.) In Welbe-Frede (auf Java) lebte vor ungefähr 20 Jahren ein alter Franzose, Duval, ein trefflicher Mann, der von einer seiner Sclavinnen vier Knaben hatte, Creolen, von denen nur drei ihre Freiheit erhalten. Diese drei arbeiteten mit Eifer und Klugheit und nach einigen Jahren hatten sie ihr Vermögen verzehnfacht; Philogène, der jüngste, konnte ihnen noch nicht helfen. Der Vater starb plötzlich und da er diesem seinem jüngsten Sohne die Freiheit nicht selbst geben konnte, empfahl er den andern Söhnen, dies zu thun. Sie versprachen es und der Greis starb ruhig. Der arme Philogène war nun das Eigenthum seiner drei Brüder geworden, die, da sie ihn nicht theilen konnten, ihn zu verkaufen beschloßen. Eines Tages, als eine Sclavenauktion stattfand, brachten die drei Elenden auch ihren jungen Bruder dahin. Als die Reihe an denselben kam, weinte der Knabe und erinnerte seine Brüder an das Versprechen, das sie dem sterbenden Vater gegeben. Dieser Auftritt empörte die Anwesenden, aber die Brüder hatten das Recht, den Knaben zu verkaufen; das Gesetz stand ihnen zur Seite. Unter denen, welche auf den Knaben boten, befand sich Einer, der besonders eifrig war und dem derselbe für 500 Thlr. endlich zugeschlagen wurde. Sobald der Knabe sein war, sprach er zu den Brüdern desselben: „ich habe Euern Bruder nicht gekauft, um ihn zum Sclaven zu machen; von diesem Augenblicke an ist er frei und da er kein Vermögen besitzt, werde ich auch für seine Erziehung und seine Zukunft sorgen.“

Das grausame Verfahren der Brüder Duval wurde bald bekannt; sie verloren alle Achtung und damit sank auch ihr Credit. Zehn Jahre darauf waren sie verarmt; ihre Besitzungen brannten ab, man wußte nicht durch welche Veranlassung, und sie sahen sich genöthiget, Fischfang an der Küste zu treiben. Hier überfiel sie im J. 1832 ein fürchterlicher Dreck und sie verloren alle drei dabei ihr Leben. Philogène beweinte sie; nach einem Jahre verheirathete er sich mit einer reichen Erbin, konnte den Kaufpreis zurückzahlen, welchen sein Wohlthäter für ihn gegeben und lebt noch jetzt geachtet in Welbe-Frede.

(Ein neues Reinigungsmittel.) Das Mauerkraut, (*parietaria officinalis*) wird von nun an häufig in den Wirthschaften benutzt werden, denn man hat werthvolle Eigenschaften an ihm erkannt. Man kann mit demselben und zwar kalt alles Geschirr der Küche von Zinn oder Silber, so wie die verschiedenen Gefäße reinigen, die Del oder irgend etwas Fett enthalten haben. Es giebt überdies dem Glase Glanz und nichts puht schneller die Spiegel, die Wasserflaschen, die Fensterscheiben als dieses Kraut. Selbst lederne Handschuhe wurden bereits vollkommen damit gereinigt.

Man verwendet den ganzen Stengel, hauptsächlich aber die Blätter, macht die zu reinigenden Gegenstände naß und reibt sie dann leicht mit einer Handvoll dieses Krautes; in die Flaschen thut man Blätter mit Wasser hinein und schüttelt dies um; bei dem Puzen der Spiegel und Fensterscheiben macht man nur etwas von diesem Kraute naß und fährt damit auf dem Glase hin und her. Das Kraut, das sehr gemein ist, ist auch völlig unschädlich.

(Sonstige Lebensweise in Frankreich.) Zur Zeit Ludwigs XIV. und XV. kamen sehr häufig ungemein schnell eintretende Todesfälle vor, die man oft Vergiftungen zuschrieb, die sich aber vielleicht natürlicher durch die damalige völlerische Lebensweise erklären lassen. Man war ganz das Gegentheil von den jetzigen Franzosen; man aß sehr oft und man aß sehr viel. Schokolade, Früchte, spanischer Wein war das Frühstück. Zeitig folgte ein starkes Diner. Schon um vier Uhr ward wieder eine kleine Mahlzeit genommen; um acht Uhr wurde üppig soupiert und gab's ein Fest oder sonst eine festliche Veranlassung, woran es selten fehlte, so kam noch eine Nachtmahlzeit, la media noch genannt.

(Familienjustiz in Montenegro.) Seit einigen Jahren lebte in Belgrad ein sehr reicher russischer Kaufmann, Sakarof mit Namen, dessen zwei Söhne in der russischen Armee dienten, seit einigen Monaten aber bei ihrem Vater lebten und einen jungen Montenegriner, Milan Dukowitsch kennen lernten, der sie in das Haus seines Vaters einlub. Die Offiziere wurden von dem alten Hausherrn, dessen sieben andern Söhnen, sowie der schönen Tochter und einer nicht minder hübschen Verwandten, die mit im Hause lebte, freundlich aufgenommen und gesielen besonders den jungen Mädchen sowohl, daß das Haus bald zwei Liebespaare sah. In einer Nacht hörte einer der Söhne des Montenegriners mehrere Bären in der Nähe des Hauses umherstreifen; er weckte seine Brüder und eilte auch in das Zimmer der Russen, wo er zu seinem Entsetzen die beiden Mädchen traf. Sofort zeigte er die seinem Hause geschehene Schande dem Vater und den Brüdern an; man hielt Familienrath und die vier Schuldigen wurden vor denselben gebracht. Sie gestanden sämmtlich ihre Schuld, die Officiere aber erklärten, sie hätten die redlichsten Absichten gehabt und baten um die Hand der Mädchen. Der alte Montenegriner wollte sogleich einen Priester rufen lassen, die Russen



aber meinten, sie müßten vor allem die Einwilligung ihres Vaters haben. „Geht,“ antwortete da der Alte, „Ihr seid frei; wenn Ihr aber binnen zwanzig Tagen nicht wieder hier seid, werden wir Euch auffuchen und Euch Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Die jungen Officiere reiseten ab, hielten den Vorfall für ein gewöhnliches Abenteuer und sprachen in Belgrad nicht davon; indess als die 20 Tage um waren, gedachten sie der Drohungen des alten Montenegriner und nahmen sich vor, zu ihren Regimentern zurückzukehren. Am Tage vor ihrer Abreise gab ihr Vater ein glänzendes Festmahl, mitten in der Freude aber öffnete sich plötzlich die Thüre des Zimmers und der alte Montenegriner erschien mit sechs seiner Söhne, während die beiden jüngern die Pferde in dem Hofe hielten. Blühschnell waren die beiden Officiere von den kräftigen Bergbewohnern ergriffen und hinausgezogen. „Ihr habt Euer Wort nicht gehalten,“ sprach der alte Duka, „ich werde das Meinige nicht brechen.“ Kaum war dies gesprochen, als alle zu Pferde saßen und davon jagten. Die beiden ältesten Söhne hatten die Russen quer auf den Sattel genommen.

Der alte Sakarof entschloß sich in seiner Verzweiflung, selbst seine Söhne zurückzufordern. Er brach mit einer Bedeckung von Belgrad auf; aber sein Blut erstarrte, als er das Haus des alten Duka erreichte und da an einem schnell errichteten Galgen vor dem Thore die todtten Körper seiner beiden Söhne hängen sah.

Daneben lagen die Leichname der beiden jungen Mädchen, die enthauptet worden waren. Der alte Duka antwortete auf die schmerzlichen Klagen des Russen: „es ist Gerechtigkeit geschehen. Weine und nimm die Leichname Deiner Söhne mit Dir; wir behalten von denselben nur die Haut, die über den Sarg meiner Tochter und Richte gebreitet werden muß, denn so will es das Gesez.“ Sakarof begab sich zu dem Bladika, um die Bestrafung der Mörder seiner Söhne zu erlangen. Der Rath der Alten versammelte sich, aber er erklärte, daß unter solchen Umständen der Familienrath Recht gehabt habe zu richten, zu verurtheilen und die Todesstrafe zu vollstrecken. Der alte Duka habe sich vollkommen innerhalb der Grenzen des Gesezes gehalten.

(Eine Gespenstergeschichte.) „Diesen Sommer,“ erzählt Walpole in einem jetzt zum erstenmale gedruckten Briefe, „wurde der alte Bischof von Chichester früh um vier Uhr in seinem Palaste durch das Geräusch geweckt, mit welchem man die Thüre seines Schlafzimmers öffnete. Es trat eine ganz weiß gekleidete weibliche Gestalt herein, die sich an seinem Bette niedersezte. Der Prälat, welcher behauptet, er habe sich nicht gefürchtet, fragte in gebietendem Tone, aber nach vorgängiger Beschwörungsformel: „Wer bist Du?“ Keine Antwort; die geheimnißvolle Person seufzte bloß tief. Der Bischof klingelte nun, aber seine Diensteute schloßen so fest, daß ihn Niemand hörte. Er wiederholte seine Frage an die Gestalt, die wiederum keine Antwort gab, sondern tief seufzte. Darauf nahm die Erscheinung einige Papiere aus dem Schatten ihrer Tasche und fing an zu lesen. Der Bischof klingelte ununterbrochen fort, ohne daß Je-

mand kam; endlich stand die Gestalt auf und entfernte sich so langsam und ruhig, als sie gekommen war. Auch die Diener kamen nun und der Bischof fragte sie, ob sie das Weib gesehen hätten, das eben fortgegangen wäre. Alle verneinten es und wagten dem Prälaten vorzustellen, er möge wohl geträumt haben. Der ehrwürdige Greis hatte jedoch nicht geträumt und betheuerte, alles deutlich gesehen zu haben. Nachdem die Geschichte im ganzen Lande ruckbar geworden war und die Ungläubigen den Prälaten verlacht hatten, kam die Sache auch dem Aufseher eines Narrenhauses zu Ohren, der sogleich meldete, ein verrücktes junges Mädchen habe die Aufseher zu täuschen gewußt und sei entflohen. Sie habe die Thüre des Palastes offen gefunden und sei hinein bis in das Schlafgemach des Prälaten gegangen. Sie habe das Eigenthümliche, daß sie immer in einem Päckete von Briefen lese.

### Generalcorrespondenz.

In diesen Tagen ist die längst erwartete neue komische Oper von Scribe und Halévy, „El Guittarero“, in Paris zum erstenmale aufgeführt worden und hat ungeheures Glück gemacht. Der Inhalt ist folgender: Riccardo, der Sohn eines tapfern portugiesischen Soldaten, dem der Vater im Sterben verboten hat, die Waffen unter spanischer Herrschaft zu tragen, durchzieht mit der Guitarre singend Portugal. In Lissabon verliebt er sich in Sarah de Billareal und folgt ihr bis Santarem. Hier wird er unter dem Balcon der Schönen von spanischen Herren überrascht, die von der Dame verschmähet werden und, um sich an derselben zu rächen, den armen Guitarrspieler für einen Don Juan de Guymareas ausgeben, der aus Mexico kommen und Sarah heirathen soll. Riccardo, der nur den einen Gedanken hat, die Geliebte zu sehen, läßt sich in reiche Kleider stecken und als Bräutigam aus Mexico vorstellen. Sarah erkennt ihn; Riccardo fühlt Reue, wird aber stets gehindert, den Betrug zu gestehen und die Vermählung wird vollzogen. Dann erst zeigen die spanischen Herren der Dame an, daß sie betrogen worden. Riccardo vertraut sich einem Freunde an, sieht sich aber bald von demselben angezeigt und als Sohn des Herzogs von Braganza verhaftet. Er leugnet auch diesmal nicht. Der Gerichtshof verurtheilt ihn zum Tode. Aber die Liebe Sarahs erwacht; sie will mit ihm sterben. Unterdeß ertönt in der Stadt gewaltiges Getöse; Lissabon hat die Spanier vertrieben; der Herzog von Braganza wird zum Könige ausgerufen. Die Einwohner von Santarem befreien den angeblichen Sohn desselben, der nun noch einmal gemeiner Guitarrspieler, bald aber durch den neuen König zum Lohne für seine Aufopferung zum Grafen von Santarem erhoben und nun der glückliche Gatte Sarahs wird. —

Das große Opern-Theater in Paris wäre in diesen Tagen beinahe abgebrannt; das Feuer wurde zum Glück noch zeitig genug bemerkt und gelöscht. —

Wie die englischen Zeitungen erzählen, wird nächstens eine



Frau vor Gericht gestellt werden, die angeklagt ist, ihre sechs Ehemänner vergiftet zu haben. —

In Griechenland kann die Regierung trotz allen Bemühungen weder unter den Griechen, noch unter den Türken einen Mann finden, der das Amt eines Nachrichters übernehmen will. Diejenigen Personen, welche provisorisch mit diesem blutigen Amte beauftragt wurden, sind sämmtlich eines gewaltsamen Todes gestorben. Jetzt hat sich endlich ein Franzose gefunden, der dieses Amt übernehmen will für einen monatlichen Gehalt von 400 Fres. und eine Gratification von 100 Fres. für jede Hinrichtung. —

In der Türkei ist neuerdings ein sehr großer Fortschritt geschehen; der Sultan hat die Erlaubniß zu Leichenöffnungen gegeben. Anfangs werden freilich nur Leichen der Franken geöffnet; sobald aber die Türken einigermaßen daran gewöhnt sind, wird auch der Befehl folgen, Leichen aus den türkischen Hospitälern an die chirurgische Schule abzuliefern. Wenn man bedenkt, welchen großen Abscheu die Türken bisher, aus religiösen Gründen, vor der Leichenöffnung gehabt haben, so muß man die gegebene Erlaubniß für ein bedeutsames Zeichen der Schnelligkeit ansehen, mit welcher das ottomanische Reich auf der Bahn der Civilisation fortschreitet. —

Der Schnee, welcher acht Tage lang auf den Statuen und Verzierungen der großen Brunnen auf dem Plage Ludwigs XV. in Paris gelegen, hat eine chemische Erscheinung bewirkt, welche gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Künstler beschäftigt. Fast alle Vergoldung ist nämlich verschwunden und die Statuen befinden sich in einem ungemein häßlichen Zustande der Drydation, ob sie gleich erst vor acht Monaten mit der größten Sorgfalt neu bronziert worden sind. —

H. Laube schildert in seinen „Luftschlößern“ die Wohnung der Frau eines Juden in Algier also: das Haus war prachtvoll überladen eingerichtet, vor allem das Prachtzimmer, in welchem das reiche Ehebett steht, allein außer einem Divan und einer Kommode. Die Wände waren mit Stickereien in Gold und Seide behangen; auf dem Divan lagen Goldkissen; eine goldbrochirte Gardine fiel vor den karmoisinseidenen Kissen des Bettes herab. Die schöne Frau des Juden hatte ihre Augenbrauen und die innern Augenwinkel fein schwarz bemalt. Ihre Tracht war kleidsam, ja ebenfalls schön, ein Mittel Ding zwischen griechischem und — ja ich weiß es nicht anders zu nennen, altdeutschem Geschmack. Ein enges seidenes Gewand liegt ohne Gürtel straff an den Formen; ein goldgesticktes Nieder mit schmalen Achselbändern faßt in kurzer Taille die Brust; weite weiße griechisch gefasste Kermel lassen den ganzen Arm bloß; eine Art Spizenhemdchen macht halbhoch den Kleidausschnitt. Von hinten vor um die Hüfte war ein seidenes Tuch gebunden, was gar nicht unschön aussieht. Ueber dies alles fällt nun an Fest- und Pustagen ein buntsidener Zeugstreif, in Gold und Perlen gestickt, in der Weise, wie der katholische Priester zur Messe überhängt. Die Mädchen tragen geschlungene seidene Tücher auf dem Kopfe, die Frauen eine

lange schwere Drahthaube, an welcher ein weißer oder schwarzer Schleier fliegt, so daß Gesicht, Arm und Hals offen bleiben, auch auf der Strafe. —

Der berühmte Operateur Dieffenbach in Berlin hat bereits wieder eine neue höchst wichtige Erfindung gemacht; er heilt nämlich durch einen Schnitt unter der Zunge sicher und vollkommen das Stammeln. Bekanntlich war Dieffenbach der erste, welcher auch das Schielen durch eine einfache Operation heilte, wie er schiefe Hälse durch Durchschneidung einer Sehne, Klumpfüße etc. glücklich und leicht entfernt. —

Cornelius verläßt nun bestimmt München und geht mit 4000 Thlr. Gehalt nach Berlin; er wird jedoch, wie englische Blätter versichern, vorher nach London gehen, um dort einige Säle des neuen Parlamentsgebäudes auszumalen. Mit dem Meister werden sich ohne Zweifel mehrere jüngere Künstler nach Berlin wenden, wo sich bereits W. Kaulbach niedergelassen hat. — In Nürnberg erregt eine Glasmaterie von J. J. Keller und dessen drei Söhnen großes Aufsehen. Es ist ein großes Glasfenster und für eine geschichtlich merkwürdige Capelle in Portugal bestimmt, die gegenwärtig restaurirt wird. — Der Maler Ingres hat den Auftrag erhalten, die Decke im Thronsaal der Pairskammer in Paris zu malen, wofür ihm 10,000 Francs ausgesetzt werden. — Der Kupferstecher Laverino in Florenz beabsichtigt zehn Bilder altitalienischer Meister von Raphael zurück bis auf Giotto in Kupfer zu stechen. Der erste Stich, die Grablegung Christi von Perugino, ist bald vollendet; ihm wird der Eschiel von Raphael folgen und das Ganze soll in drei Jahren beendet sein. —

Noch war die berühmte Lafarge nicht mit ihrem Casusfatiogefuche abgewiesen, als ein ähnlicher Vergiftungsprozess die Aufmerksamkeit der Franzosen erregte. Ein Herr Michel, Gutsbesitzer in Orgon, ward angeklagt, seine Frau mit Hilfe seiner Magd durch Arsenik umgebracht zu haben. Die Magd ist freigesprochen, Michel aber zum Tode verurtheilt worden, jedoch entflohen. Wenn irgend etwas den traurigen Zustand der Sittlichkeit in Frankreich beweist, so sind es diese häufigen Gattenmorde. Im Jura departement wurde eben so vor kurzem ein gewisser Robin zum Tode verurtheilt, weil er mit seiner Geliebten seine Frau durch grausame Absperrung und Entziehung der Nahrungsmittel zu tödten versucht hatte. Das Gericht kam eben zu rechter Zeit, um das verlöschende Leben der mishandelten Frau zu retten. (Aus: Rosen, herausg. von dem beliebten Novellisten) Rob. Helzer, einer Zeitschrift, die sich durch Frische und ehrenwerthe Gesinnung, wie durch Mannigfaltigkeit auszeichnet. Neben meist sehr gut gewählten Erzählungen ist sie namentlich reich an interessanten Notizen, welche die Tagesbegebenheiten und besonders die neueste schongeistige Literatur besprechen.)



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 5.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsverpeditoren und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Das Vielliebchen.

Erzählung.

(Schluß.)

Dieser Schlag kam nicht ganz unerwartet; mehr als die Worte überraschte den Baron die Ruhe, mit welcher die Frau von Linsdorf sprach. Alles an ihr verrieth, daß der Kampf bereits vorüber war. Edgar begriff die Gefahr seiner Lage und versuchte durch ein kühnes Wagniß die frühere vortheilhafte Stellung wieder zu gewinnen.

„Ich soll Sie verlassen?“ wiederholte er im Tone der Leidenschaft; „Mathilde, Sie wissen nicht, was Sie verlangen. Noch gestern hätte ich es gekonnt; heute ist es mir unmöglich.“

Ohne Unwillen, wie ohne Rührung, mit milder, aber entschlossener Ergebung entgegnete sie: —

— „Ich weiß es wohl; ich kann nichts fordern von Ihnen. Es giebt zwischen uns kein Band, das mir das Recht gäbe, Ihnen Gehorsam zu befehlen; ich gebiete deshalb auch nicht; ich bitte wie um eine Gnade; ich wende mich an Ihren Edelmuth: Verlassen Sie uns!“

„Mathilde, sagen Sie mir, daß Sie mich lieben,“ unterbrach sie Edgar mit bewegter Stimme, indem er ihre Hand ergriff, die sie ihm sogleich entzog.

— „Ich kann nie die Ihrige sein,“ antwortete sie.

„Sagen Sie mir wenigstens, daß Sie in Gefahr sind.“

Mathilde blickte ihn lange an, dann sprach sie sehr kalt:

— „Herr von Wolfsburg, Sie zwingen mich, den Schritt, den ich gethan habe, zu bedauern; ich erkenne, daß ich zu offen gewesen bin; aber ich kann mich leider nicht verstellen. Ich glaubte, Sie fühlten eine uneigennütige Zuneigung, eine edele Freundschaft für mich; ich sehe, daß Sie nur Ihre Eitelkeit zu befriedigen suchten.“

Edgar erkannte die Unschicklichkeit, die er begangen hatte und sprach: „ach Mathilde, welches grausame Wort sprechen Sie da!“

Sie glaubte ungerecht gewesen zu sein, trat zu ihm, legte die Hand auf seinen Arm und sprach: „wenn ich Sie verlegt habe, so verzeihen Sie mir; aber versprechen Sie mir auch, uns zu verlassen. Herr Baron .. Edgar .. ich will vorwurfsfrei leben; stehen Sie mir bei.“

„Aber, Mathilde, ich kann nicht leben, ohne Sie zu sehen und zu hören; Ihre Gegenwart ist mein Leben; ich liebe Sie.“

— „Wenn Sie mich lieben, so verlassen Sie uns.“

„Ich werde gehorchen,“ entgegnete Edgar nach einer Pause.

Als der Herr von Wolfsburg das Schloß des Generals verließ, war ihm um seine Wette bange. Er erkannte zum erstenmale die Wahrheit der Tugend; die Frau von Linsdorf war die erste Frau, die ihm Achtung und Ehrfurcht einflößte; aber auch sie hörte nicht



auf, an ihn zu denken, als er fort war; Alles erinnerte sie an ihn. Sie machte allein die Spaziergänge, die sie mit einander gemacht hatten; sie betrachtete die Schönheit der Natur, sie bewunderte die Blumen, die Sterne, das Wasser; aber die Natur kam ihr matt vor, die Blumen hatten ihren Duft, die Sterne ihr Licht und das Wasser seine Klarheit verloren. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie den Baron zur Abreise bewogen, weil doch keine Gefahr zu fürchten gewesen sei. In jedem Falle, sagte sie, ist es edler, der Versuchung zu widerstehen, als ihr aus dem Wege zu gehen; ich würde der Liebe Edgars die Religion der Pflicht entgegengesetzt und ihn gezwungen haben, für mich jene reine und erhabene Freundschaft zu fühlen, die ich immer für ihn bewahren werde.

Es vergingen drei Tage; am vierten spät, als Mathilde sich zur Ruhe begeben wollte, übergab man ihr ein Briefchen. Sie kannte die Schrift nicht, aber sie errieth sie. Das Briefchen lautete:

„Gnädige Frau, wichtige Angelegenheiten rufen mich morgen nach W.; da ich auf dem Wege dahin vor Ihrer Thüre vorüber kommen muß, würde ich die lebenswürdige Aufmerksamkeit schlecht vergelten, mit welcher Ihr Herr Gemahl mich überhäuft hat, wenn ich ihm nicht einen Besuch auf einige Augenblicke machen wollte. Ich nehme mir die Freiheit, mich im Voraus anzumelden, um Ihnen eine unangenehme Ueberraschung zu ersparen. Genehmigen Sie, gnädige Frau, die Versicherung meiner größten Hochachtung.“

E. von W.“

Der General machte mit seinem Verwalter eine Rundreise auf seiner Besitzung und die Frau von Linsdorf war allein, als man den Herrn von Wolfsburg anmeldete. Die Unterhaltung war matt und gezwungen; kalt und ehrerbietig von Seiten des Barons, verlegen von Seiten Mathildens. Nachdem Wolfsburg eine halbe Stunde von den gleichgiltigsten Dingen gesprochen hatte, stand er auf und nahm Abschied von Mathilden; kaum aber hatte er einige Schritte nach der Thüre zu gethan, als er stehen blieb, sich umdrehete und mit bebender Stimme sprach:

„Frau von Linsdorf, ich kann Sie so nicht verlassen; vielleicht sehe ich Sie zum letztenmale in meinem Leben; sagen Sie, daß Sie mir meine Kühnheit von lezt hin verzeihen, daß Sie mir nicht mehr zürnen.“

Mathilde reichte ihm eine kalte und zitternde Hand; ihre Augen begegneten einander und einen Augenblick darauf lagen sie einander in den Armen.

„Mathilde, Du liebst mich.“

— „Sie wissen es wohl,“ sprach sie mit einem Blicke voll unaussprechlicher Zärtlichkeit.

Eine Stunde verflog schnell, in der sie einander jene kleinen Geheimnisse erzählten, welche das Herz zu Tausenden sammelt, wenn es liebt. Dann wiederholte Mathilde dringend die Bitte, der Baron möge, wenn er sie wirklich liebe, sie nicht wieder sehen.

Wolfsburg nahm wie auf ewig endlich Abschied; aber er konnte es sich nicht verheimlichen, er liebte die Frau von Linsdorf wirklich. Eine neue Welt ging vor ihm auf; er verwünschte seine Wette mit Launay, aber seine Eitelkeit widerstrebte, daß er dieselbe aufgebe. Mathilde ihrer Seite liebte zum erstenmale; sie hatte bis jetzt den Zauber eines glühenden Blickes noch nicht gekannt; diese gefährliche magnetische Kraft der Augen war ihr unbekannt geblieben; nie hatte sie ihre Hand unter dem Liebesdrucke einer andern liebenden Hand zittern gefühlt; obgleich seit vier Jahren verheirathet, hatte ihr keine Stimme gesagt: „ich liebe Dich!“

Eines Tages, nicht lange nach jener Erklärung, schlief längst alles in dem Schlosse. Mathilde war zu unruhig und aufgereg, als daß sie hätte schlafen können; sie löschte deshalb ihre Lampe aus und setzte sich an das offene Fenster. Ihr schönes aufgelöstes Haar floß frei um ihre Schultern, welche ein einfaches weißes Gewand vor der Abendkühle wahrte. Ihr Zimmer befand sich zu ebener Erde und ging in den Garten, so daß man, wenn das Fenster offen stand, mit einem Schritte auf den Rasen und die Blumen hinuntersteigen konnte. Es hatte halb zwölf Uhr geschlagen; es war eine herrliche Nacht; der Mond goß sein mildes Licht auf die Erde herunter und gab den Bäumen gleichsam einen silbernen Heiligenschein. Mathilde seufzete, als sie die laue duftige Luft um ihre Wangen spielen fühlte. Sonst erinnerte sie eine solche Zeit an den Allmächtigen; jetzt verkündeten ihr die Nachtigall, das Mondenlicht, der Blumenduft nur — Liebe.

Sie weinte vor Liebe und Sehnsucht, als mit einmal ein tiefer Seufzer sie aufmerksam machte.

„Wer ist da?“ fragte sie ganz leise.

— „Guten Tag, Bielliebchen!“ antwortete eine männliche Stimme und Edgar — denn er war es — erschien im Fenster. Ihr erstes Gefühl war grenzenlose Freude. In dem Entzücken, den Geliebten zu sehen, vergaß sie Alles und stürzte ihm in die Arme. Schon graute der Morgen am Horizonte und noch waren sie



bei einander. Als Edgar sich endlich losreißen mußte, sprach er: —

„Mathilde, Engel meiner Liebe, nun gewähre mir eine Bitte; gieb mir einen Handschuh, ein Band, eine Blume von Dir, irgend etwas, das Du getragen oder berührt hast, Geliebte, damit ich wenigstens einen Theil von Dir immer bei mir habe.“

— „Nimm dieses Tuch, das noch feucht von den Thränen ist, welche ich in Sehnsucht nach Dir vergoß,“ antwortete die Frau von Linsdorf, „und sage mir, wann Du morgen kommen wirst.“

„Zwischen elf Uhr und Mitternacht.“

Als er die Frau von Linsdorf verließ, war sein Entschluß gefaßt. Er liebte sie wirklich und wahrhaftig. Die Eitelkeit und Eigenliebe fanden keinen Platz mehr in diesem Herzen, das zum erstenmale wahre Liebe füllte.

Sobald Wolfsburg in ... angekommen war, ging er zu einem Freunde, Feldstadt, der noch schlief.

„Was zum Teufel willst Du schon?“ fragte dieser.

— „Gieb mir Papier, Tinte und Feder und stehe sogleich auf, denn Du mußt mir einen Gefallen thun.“

Feldstadt war in weniger als zehn Minuten mit seiner Toilette fertig und sobald dies geschehen war, sagte Wolfsburg zu ihm, indem er ihm einen Brief übergab: „thu' mir den Gefallen und übergieb dies dem Herrn von Launay selbst.“

— „Ach, dem französischen Offiziere? Wegen der Wette? Die Zeit kann doch noch nicht abgelaufen sein.“

„Es sind gerade heute drei Wochen.“

— „Und Du hast Deine Wette verloren?“ fragte Feldstadt laut lachend.

Wolfsburg legte die Hand auf die Achsel seines Freundes und sagte mit ernstem Tone und ernster Miene:

„Lieber Freund, es giebt Frauen, die rein wie Gold sind.“

— „Aus Deinem Munde hätte ich diese Bemerkung am wenigsten erwartet.“

Es schlug halb acht Uhr, als Feldstadt bei dem französischen Offiziere erschien, der das Billet nahm und laut die wenigen Worte las:

„Mein Herr,

„Ich habe meine Wette verloren und erwarte Sie an dem Thore ... um neun Uhr. Ihre Waffen werden die meinigen sein.“

Edgar, Baron von Wolfsburg.“

Diese Anzeige konnte für de Launay nichts Ueber- raschendes haben. Ob ihn gleich die Stellung und gewissermaßen auch der Charakter der Frau von Linsdorf sehr beunruhiget hatten, so durfte er doch nicht glauben, daß eine so willenskräftige muthige Frau in einer so kurzen Zeit von dem Wege der Pflicht verleitet werden könnte. Dieses Gefühl, verbunden mit der Eitelkeit, die sich selbst von den besten Naturen nicht trennen läßt und nach welcher er dem Herrn von Wolfsburg die Eigenschaften absprach, welche zum Gelingen bei einem solchen Unternehmen seiner Ansicht nach durchaus nöthig waren, hatten de Launay das Duell erwarten lassen.

Der Baron kam zuerst an der bezeichneten Stelle an, wo sich der Gegner bald ebenfalls einfand. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen, der Raum abgemessen und die Pistolen geladen waren, gab das Loos dem Herrn de Launay den Vortheil des ersten Schusses. Edgar rauchte eine Cigarre und sah ruhig den Pistolenlauf in einer Entfernung von zehn Schritten gegen seine Brust richten. De Launay schoß und fehlte. Die Geschicklichkeit, welche Wolfsburg im Schießen erlangt hatte, war bekannt; er verfehlte es nicht einmal, auf fünfzig Schritte eine Kerze mit der Kugel zu puzen; seine Kugel streifte den Hut des französischen Offiziers. Feldstadt, welcher den Vorsatz des Barons, seinen Gegner nicht zu verwunden, nicht kannte, konnte nicht umhin, seinen Freund verwundert anzusehen.

„Die Reihe ist wieder an Ihnen, Herr de Launay,“ sagte Wolfsburg artig mit einer leichten Verbeugung zu seinem Gegner.

Dieser zielte lange und diesmal traf er das Ziel. Kaum hatte er den Knall des Schusses gehört, als er seinen Gegner auch bereits am Boden liegen sah. Er eilte zu ihm; der Baron war in die Brust getroffen und gab kein Lebenszeichen mehr von sich.

„Sie würden wohl thun, so bald als möglich die Grenze zu erreichen,“ sagte der anwesende Arzt zu dem Herrn de Launay; „die Wunde ist tödtlich.“

Als Gustav de Launay die Uniform Edgars mit aufknöpfen half, bemerkte er einen Gegenstand, dessen er sich bemächtigte, während man die Wunde untersuchte. Es war ein mit Spitzen garnirtes Taschentuch mit einem gestickten M. v. L. in einer Ecke.

Man kam überein, daß der Herr de Launay das Pferd des Freundes, der ihm als Secundant gebietet hatte, nehmen und sogleich nach ... reiten sollte, wo



dieser Mittags mit einem Wagen anzukommen versprach. Nach zehn Minuten befand er sich bereits auf dem Wege dahin. Ein unabweisliches Gefühl von Neugierde trieb ihn zu Mathilden hin; er wollte sie noch einmal sehen und dadurch, daß er ihr das Taschentuch zurückgäbe, zu erfahren suchen, durch welchen Zufall oder durch welche List der Baron von Wolfsburg in den Besitz desselben gekommen sei. Das Schloß Linsdorf lag in der Mitte zwischen .. und ... In weniger als einer Stunde zog de Launay die Klingel an dem großen Thore daselbst. Mathilde fühlte bei diesem unerwarteten Wiedersehen ihres Jugendfreundes neben der freudigen Ueberraschung zugleich eine jener düstern und ihr unerklärlichen Ahnungen, die sich nur bei sehr reizbarer Organisation begreifen lassen. Seine ersten Worte, die er an sie richtete, war die Frage:

„Hast Du etwas in Paris zu bestellen? In vier Tagen werde ich dort sein.“

Nachdem er hinzugesetzt hatte, höchst wichtige und dringende Angelegenheiten riefen ihn nach Frankreich zurück, zog der Herr von Launay ein weißes Taschentuch hervor, das er Mathilden mit der Frage zeigte:

„Gehört dieses Taschentuch Dir?“

Die Frau von Linsdorf erblaßte und erbehte, doch bejahete sie die Frage.

Da fuhr der Herr de Launay langsam und fast ungerne fort: „hast Du es Jemandem gegeben?“

Mathilde blickte ihn starr an und ihre Lippen hauchten ein kaum verständliches „Ja.“

Gustav gab ihr das Tuch zurück, ohne ein Wort weiter zu sprechen. Die Frau von Linsdorf fühlte, was in dem Herzen ihres Freundes vorgehen mußte; aber keine Röthe überzog ihre Wangen; sie empfand zu große Angst, als daß sie hätte erröthen können und ein ganz anderes Gefühl als Scham erfüllte ihr Herz ganz und gar.

„Wer hat es Dir gegeben?“ fragte sie, indem sie das Taschentuch an sich nahm.

— „Ich habe es ihm genommen,“ antwortete er.

Mathilde sprang von ihrem Stuhle auf, als würde sie durch eine übermenschliche Macht emporgerissen. Diese Antwort und die eilige Abreise de Launays brachten sie auf einen schrecklichen Gedanken. Sie breitete das Taschentuch auseinander. Einige Blutsflecken, welche Gustav bei der Eile, mit welcher er es ergriffen und versteckt, nicht bemerkt hatte, enthüllten ihr die volle Wahrheit. Sie trat an de Launay heran und faßte

ihn am Arme. Auf ihrer Stirn glänzten Tropfen kalten Schweißes; ihr ganzer Körper wurde von convulsivischen Zuckungen geschüttelt.

„Gustav,“ sprach sie endlich mit übernatürlicher Anstrengung, „ich möchte Dir nicht fluchen ... Sage mir, daß Du ihn nicht umgebracht hast.“ ..

— „Ich habe Deine Ehre gerettet,“ antwortete de Launay.

Mathilde sank bewusstlos zu seinen Füßen nieder.

Sobald er sie ihren Dienerinnen übergeben hatte, verließ de Launay Linsdorf gequält von allen Foltern einer Eifersucht, die um so heftiger war, je plötzlich sie erweckt worden und weil sie aus einer Liebe hervorging, die er lange Jahre mit Gewalt niedergehalten hatte. Mit Mathilden erzogen, hatte de Launay frühzeitig eine Liebe für dieselbe empfunden, die an Anbetung grenzte. Da er nicht Vermögen genug besaß, um sich mit einem ganz vermögenslosen Mädchen zu verbinden, hatte er sie mit einem Andern verheirathet sehen müssen und geschwiegen, weil er sie zu hoch achtete, als daß er von einer Liebe hätte sprechen sollen, die nun nicht mehr gestanden werden durfte, aber diese Liebe doch nichts desto weniger in seinem Herzen treu bewahrt. Mit jener wunderbaren Fähigkeit, welche die Männer besitzen, unwillkürlich alle Ereignisse zum Vortheile entweder ihrer Eitelkeit oder ihrer Leidenschaften auszulegen, gewöhnte sich Gustav leicht an die Vermählung derjenigen, welche er liebte, ohne die geringste Eifersucht zu fühlen, weil er den Herrn von Linsdorf bloß als den Repräsentanten der Pflichten ansah, welche Mathilde gegen die Gesellschaft hatte. Die Frau von Linsdorf war für ihn gewissermaßen eine Heilige, der er fortwährend Altäre in seinem Herzen errichtete, während die Erinnerung und der Gedanke an sie alle seine Handlungen leiteten und sein Leben beherrschten. Jetzt hatte diese Heilige ihren Strahlenkranz verloren; sie erschien ihm nicht mehr in der unbesleckten frühern Reinheit. Er glaubte sie zu verachten und zürnte fast mit sich selbst, daß er sie doch noch liebe. Nicht zufrieden mit dem Schmerze, den er ihr bereitet hatte, beschuldigte er sie auch, die Ursache des Schmerzes zu sein, den er selbst fühlte. Mit der Ungerechtigkeit, die von dem menschlichen Herzen unzertrennlich zu sein scheint, warf er ihr seine verlorenen Jahre und seine Opfer, sein ganzes Leben, das er damit verbracht, sie still und hoffnungslos zu lieben, und selbst diese Liebe vor, welche die Dual und die Bonne seines Lebens gewesen war. Die Eitelkeit de Launays war zugleich so tief verlegt,



daß er an die Schmerzen und Leiden nicht denken konnte, welche die Frau von Linsdorf empfinden mußte; er achtete nur auf das Leid, das ihm geschehen war. Zwar mußte er erkennen, daß das eigentliche Opfer Mathilde sei, aber er bemitleidete nur sich selbst.

Als der General nach Linsdorf zurückkam, fiel ihm sogleich das betrübte Aussehen seiner Leute auf.

„Wo ist die Gräfin?“ fragte er endlich das Kammermädchen Mathildens. „Ist sie krank?“

— „Ach, Herr General, die gnädige Frau...!“ Das Mädchen konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen.

Der General ging höchst besorgt nach dem Zimmer seiner Gemahlin. Mathilde saß in dem offenen Fenster. Die letzten Strahlen der Sonne fielen auf ihr Haupt und übergossen mit goldenem Glanze ihr schwarzes Haar, das aufgelöst bis zur Erde fiel. Sie wendete ihrem Gemahle, der sie beim Eintritte bei ihrem Namen rief, den Rücken zu. Da er keine Antwort erhielt, trat er näher an sie und betrachtete sie aufmerksam. Sie sah stier ein Taschentuch an, das sie in der Hand hielt und auf welchem sich einige bereits vertrocknete Blutflecken befanden. Der General legte sanft eine Hand auf die Achsel seiner Frau.

„Kennst Du mich nicht mehr, Mathilde?“ fragte er mit tiefbewegter Stimme.

Sie drehte sich um, zog die Hand ihres Gemahls an ihre Lippen und sprach mit einem grauenvollen Lächeln.

„Guten Tag, Bielliebchen!“

Sie war wahnsinnig.

### Miscellen.

(Eine der kostbarsten Toiletten.) Niemand besaß eine Königin des Alterthums, nicht einmal Cleopatra, welche Perlen trank, keine Kaiserin des oströmischen Reiches, keine Herzogin des Mittelalters, keine venetianische Courtisane zur Zeit Titians eine kostbarere Juwelensammlung, einen reichern Kleidervorrath als die Mutter Gottes in der Kathedrale von Toledo besitzt. Man zeigte uns, erzählt einer der neuesten Reisenden, einige ihrer Gewänder. Eines davon ist völlig, so daß man den Grund des Stoffes nicht erkennen kann, mit Zweigen und Arazbesken ächter Perlen bedeckt, unter welchen sich mehrere von seltener Größe und unschätzbarem Werthe, auch mehrere Reihen schwarzer befinden, die ungemein selten sind. Ferner sieht man darauf Sonnen und Sterne von den theuersten Edelsteinen, deren

Glanz das Auge kaum zu ertragen vermag. Dieses eine Gewand allein ist viele Millionen werth und in der Garderobe befinden sich noch sehr viele fast gleich kostbare.

(Eine Soirée in Spanien.) Die Spanier tanzen leidenschaftlich gern wie die Polen. Die Gesellschaft, die wir besuchten, sagt ein Deutscher, bestand aus jungen Mädchen, deren Müttern, Vätern, Brüdern, sodann hauptsächlich aus spanischen Gardeoffizieren und polnischen Offizieren vom Lancierregiment. In einem Hause spielten zwei Geiger auf, in zwei andern, die wie später noch besuchten, saß der Musikant vor einem prächtigen Flügel, auch die Guitare wurde bisweilen zu Hülfе genommen. Man tanzte bis Mitternacht. Dabei wurde nicht das mindeste genossen, nicht Thee, nicht Wein, nicht Chocolate, nicht einmal Wasser, — nur getanzt, und Niemand schien sonst irgend ein Bedürfnis zu fühlen oder einer Erfrischung zu bedürfen. Solche Gesellschaften kommen dem Wirth wenigstens nicht hoch zu stehen; sie kosten nur einige Dienerschaft, die unten im Hause den Ankommenden zur Hand geht, ein Paar Duzend Wachlichter, welche in Spanien ungemein wohlfeil sind, und einige Artigkeiten. Die feingetäfelten Salons werden nicht geheizt; die jungen Leute tanzen sich bald warm und die ältern Damen setzen sich in den Zimmerecken um elegante Kohlsparnen, auf deren Rand sie ihre Füße stellen. Alles ging so ziemlich ohne Zwang und lebhaft her. Die schlanken zierlichen Mädchen waren überaus reizend, doch einfach gekleidet. Die Fülle des dunkeln Haares hatten sie in zierlichen Flechten geschmackvoll um das edele Haupt gewunden. Das oben wie angegossene Kleid reichte züchtig vom weißen Halse bis zu den Fußspitzen. Man tanzte französische, polnische, deutsche, schottische Tänze, aber keine spanischen. —

(Ein deutscher Brief in französischen Blättern.) Es ist bekannt, daß die französischen Zeitungen nicht ein deutsches Wort richtig abdrucken wissen und jede deutsche Phrase, die einmal vorkommt, auf das Gräßlichste verstümmeln. Das non plus ultra einer solchen Verstümmelung zeigt sich jetzt in vielen französischen Zeitungen; es ist dies ein Brief, den Kathinka Heinesfetter an den Baron Rothschild geschrieben haben soll, der für ihren Protector galt. Der Brief soll deutsch sein, ist aber von einem Spatzvogel wahrscheinlich absichtlich so unsinnig geschrieben, während die französischen Journalisten ihn in gutem Glauben abdrucken lassen. „Mein Herr, un der die für ihm riber morden besannt geite eignen Jediglich deutschen verbunden eingetreten nomentlich ergeht fordouernede. wihwohl enifernaunh.“ Das soll heißen: Mein Herr, da Ihre Gespräche mit mir meinen Fortschritten in der französischen Aussprache schaden, da Sie immer nur deutsch sprechen, so ersuche ich Sie, Ihre Besuche einstellen zu wollen. Ich habe die Ehre etc.“

(Lord Palmerston.) Unsere schönen Leserinnen haben gewiß schon mehrmals von diesem so einflussreichen englischen Mi-



nister gehört und es dürften deshalb folgende Nachrichten über ihn nicht uninteressant sein. Der Familienname des Lords ist Temple und er steht in seinem 53. Jahre. Er befand sich zu gleicher Zeit mit Sir Robert Peel und Lord Byron auf der Schule zu Harrow, und es erwartete ihn großes Glück in der Welt; man nannte ihn (zum Spott noch jetzt) seiner fast weiblichen Grazie und seines angenehmen Gesichts wegen, Cupido. In London fand alle Tage ein berühmter Ball statt, bei Almack's, den die ersten Modedamen zu besuchen pflegten. Lord Palmerston war der erste, welcher in London auf diesem aristokratischsten aller Bälle Walzer zu tanzen wagte, was vorher in England für unanständig gegolten hatte; die Fürstin Lieven war dabei seine Mitschuldige und die Sache machte in der großen Welt das größte Aufsehen; indefs der Heib von Almack's ließ sich nicht abschrecken und besiegte so allmählig das Vorurtheil. Auch ertanzte er sich hier seine Gemahlin, die verwitwete Lady Cooper, die ihm ein großes Vermögen zubrachte (50,000 Lthr. jährlicher Einkünfte). Während der Kriege mit Napoleon war er Kriegssecretair; unter Canning wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten, was er noch jetzt ist.

(Die Fürstin von Caramanico.) Im J. 1785 wurde in Previllers, in der Hütte des Schweinehirten Jean Gillier, ein schwächliches Kind geboren und Madeleine genannt. Das Mädchen wuchs in der tiefsten Armuth auf und mußte später kaum bekleidet die Schweine hüten, während sie im Winter bettelte. Madeleine war nicht gerade schön, ihr Blick aber verrieth Muth, Entschlossenheit und Ausdauer. Kaum war sie vierzehn Jahre alt, als ihre Kellern sie aus dem Hause schickten, damit sie sich ihr Brod anderswo verdiene. Sie wanderte fünf Stunden weit bis Beauvais, wo man sie in einem Landgute aufnahm und wo sie noch ein halbes Jahr das Vieh hütete, bis sie in Dienst bei einem Handwerker, dann bei einem Notar kam. Endlich begab sie sich nach Paris und nachdem sie eine Zeitlang bei einer Gräfin in der Küche gebient hatte, war sie der schweren Arbeit überdrüssig und lernte bei einer Pugmacherin nähen etc. Hier lernet sie eine Engländerin kennen, die sie als Kammermädchen mit nach Neapel nahm, wo sie, nach der Abreise der Engländerin in das Haus der Fürstin von Caramanico kam, deren Vertrauen sie bald gewann durch erprobte Rechtslichkeit und untadelhafte Sitten. Madeleine wurde fast zweite Mutter der fürstlichen Kinder, theilte alle Vergnügungen der Familie und schien mehr die Freundin, als die Dienerin der Fürstin zu sein. Als diese erkrankte, wurde sie von Madeleine aufopfernd gepflegt. Die Fürstin starb und empfahl ihr ihre Kinder. Sie entsprach diesem Vertrauen auf das vollkommenste und die Kinder liebten sie wie eine zweite Mutter; es sind der Herzog von Casoli, die Herzogin von Noilla und die Baronin Kimé. Das große Vermögen des Fürsten Caramanico war durch unordentliche Wirthschaft sehr zerrüttet; Madeleine führte eine sparsamere Verwaltung ein und wurde auch dadurch die Wohltäterin des Hauses. Schon waren vierzig Jahre über ihrem Haupte hingegangen, als

der Herr Francesco d'Aquila, Fürst von Caramanico, aus Liebe und Dankbarkeit sich entschloß, ihr seine Hand zu geben. So ist die ehemalige Schweinehirtin Fürstin geworden, die Gemahlin des Sohnes des letzten Vicekönigs von Sicilien, des ersten Kammerherrn des jetzigen Königs von Neapel, mit dem er sogar verwandt sein soll. Vor kurzem besuchte sie ihre niedrige Heimath, der sie schon vorher viele Wohlthaten hatte zufließen lassen und als sie erschien, wurden die Glocken des Dorfkirchleins geläutet und der Geistliche zog ihr mit dem Kreuze, dem Banner und allen Einwohnern ehrerbietig entgegen.

(Der Eisverbrauch in Rußland.) Die Russen haben sich daran gewöhnt, eine ungeheure Menge von Eis in ihren Haushaltungen zu verbrauchen. Sie kühlen alle ihre Getränke gern mit Eis, genießen gefrorene Säfte, die den ganzen Sommer über auf den Straßen ihrer Städte feil geboten werden, in Menge, und trinken nicht nur Eiswasser, Eiswein, Eisbier, sondern sogar Eisthee, indem sie statt des Zuckers Eisstückchen in die Theetasse werfen. Ihr kurzer aber erstaunlich heißer Sommer würde alle leicht verderbliche Victualien in Gefahr setzen, wenn ihnen nicht der Winter das Mittel gewährte, die von der Wärme beschleunigte Auflösung zu hemmen. Eiskeller sind daher in ganz Rußland eine Unentbehrlichkeit in jeder Wirthschaft und nicht bloß bei den Bürgern der Städte, sondern auch auf dem Lande bei den Bauern findet man sie allgemein verbreitet. In Petersburg lassen sich nahe an 10,000 Eiskeller zählen. Man kann sich denken, daß es kein unbedeutendes Geschäft ist, diese große Anzahl von Kellern mit dem nöthigen Eise zu versehen. Es ist gewiß kein zu hoher Satz, wenn man annimmt, daß jeder der 10,000 Keller an 50 Schlittenladungen zu seiner Füllung nöthig hat. Die Fischhändler, die Fleisch- und Kwasverkäufer u. s. w. haben oft so große Keller, daß mehrere hundert Fuhren für sie nicht hinreichen. Die Bierbrauereien und Branntweindrennerien verbrauchen ganz enorme Quantitäten von Eis. Es würden demnach jährlich in Petersburg 500,000 Ladungen Eis aus der Newa erfordert werden, was man indefs gewiß nur als das Minimum gelten lassen kann, und auf jeden Einwohner der Stadt kommt im Jahre der Verbrauch einer Schlittenladung Eis. Eis ist die Waare, welche man im Winter am meisten verfahren sieht. Ganze lange Reihen mit Eisschollen beladener Schlitten steigen aus der Newa auf und viele Tausende von Menschen sind auf allen Flußarmen beschäftigt, dieses kühle Product aus dem Wasser zu holen. Die Russen sind so sehr an die Eiskeller gewöhnt, daß sie gar keinen Begriff davon haben, wie eine Haushaltung ohne sie bestehen könne, und ihre Hausfrauen gerathen in die größte Sorge und Noth, wenn sie bemerken, daß sie für die Bedürfnisse ihres Hauses im Winter nicht Eis genug ansahren lassen und ihnen der Vorrath ausgeht. Man kann im Ganzen annehmen, daß die Vorrichtung der Eiskeller mit eingerechnet, der Stadt Petersburg ihr Eisverbrauch gewiß jährlich an 2 bis 3 Millionen Rubel kostet, — eine Ausgabe, welche unsere Städte nicht kennen. (Petersburg v. J. G. Kohl.)



(Spanische Eifersucht.) In Granada lebte noch vor einem Jahre ein glückliches Paar, Don Diego di Jacintho und Donna Ines, seine Gattin; aber alles Glück ist vergänglich. Donna Ines erkrankte im vorigen Herbst, ihre Kräfte verließen sie allmählig, sie welkte sichtbar dem Grabe zu. Kurz vor ihrem Scheiden rief sie ihre Tochter Brigitta zu sich, die erst zehn Jahre zählte, und alle Anwesende entfernten sich. Als das Kind von dem Sterbelager der Mutter kam, war es todtbleich und vergaß das Spiel. Warum? Weil es, zum erstenmale, erkannt hatte, was Schmerz und Sterben ist. Zwei Tage darauf war Donna Ines begraben... Jetzt, vor wenigen Wochen, erschien Don Jacintho, ihr Gatte, als Mörder vor dem Gericht. Man hatte zwei Leichname ausgegraben und in den Gerichtssaal gebracht. Aus der Anklage ergab sich, daß bereits zwei Monate nach dem Tode der Donna Ines Diego sich in eine Sängerin Juana verliebt und dieselbe in sein Haus genommen hatte. Einst in der Nacht wurde sie ermordet; Don Diego selbst zeigte das schreckliche Verbrechen an; kein Argwohn fiel auf ihn, aber alle Nachforschungen nach dem Thäter waren vergeblich. Einen Monat später hatte Don Diego bereits ein anderes Liebesverhältniß mit Caplana, dem schönsten Zigeunermädchen in Granada. Lange scheute sie sich, in das Haus des Mannes zu gehen, den sie leidenschaftlich liebte, weil sie eine schlimme Ahnung zu fühlen glaubte, aber die Liebe war stärker als die Klugheit. Sie blieb acht Tage in dem Hause Diego's. Am neunten fand man sie todt im Bette. Don Diego wurde verhaftet; man fand Blutflecken an ihm, sein Dolch paßte in die Wunden. — Die Zeugen wurden abgehört; Diego beschränkte seine Vertheidigung auf die Versicherung, daß er unschuldig sei. Schon sollte das Urtheil gesprochen werden, als ein Diener des Gerichtes meldete, es sei ein neuer Zeuge erschienen. Und herein trat die junge Brigitta, todtbleich. „Mein Vater ist unschuldig,“ sprach sie, „ich habe die beiden Mädchen umgebracht. Meine Mutter war eifersüchtig auf meinen Vater. Auf ihrem Sterbebette rief sie mich zu sich und ich mußte ihr einen schrecklichen Eid schwören, seine Geliebten zu ermorden, wenn er gegen sein Versprechen mit andern neue Verbindungen eingehe. Mein Vater war untreu; ich ermordete seine beiden Geliebten, denn ich bin Spanierin und halte meine Schwüre.“ Don Diego wurde frei gelassen, unter der Bedingung, daß er ein sorgfames Auge auf seine Tochter habe, die ebenfalls freigelassen werden mußte, da das Gesetz gegen ein so junges Kind nichts bestimmt. Brigitta ist heiter wie gewöhnlich; oft aber sagt sie zu ihrem Vater: Wenn Du eine dritte Geliebte hast, bringe ich sie auch um, denn die Mutter wollte es so und ein Kind, das Gott fürchtet, muß seiner Mutter gehorsam sein.

(Ein Andenken von Murat.) Ein russisches Journal erzählt: in der Verlassenschaft des verstorbenen Obersten Tschernozubow fand man eine goldene Repetiruhr, auf deren Gehäuse die Worte eingegraben sind: Joachim Murat, Capitain der reisenden Jäger. Auf einem Staubdeckel liest man: „Eleonore an Joachim. Vergißmeinnicht.“ Tschernozubow hatte diese Uhr

als gemeiner Kosak 1812 aus der Hand des Königs von Neapel selbst erhalten und zwar den Tag vor der Schlacht von Borodino. Murat, der an der Spitze einiger Escadrons den Weg nach Moskau recognoscirte, trieb einen Schwarm Kosaken vor sich her, ließ sich aber durch seinen Eifer so weit fortreißen, daß er sich bald nur noch eine halbe Pistolenschußweite von einem Haufen der Feinde befand. — Die Kosaken zielten auf ihn und wollten bereits schießen, als Tschernozubow, der den König an dem waltenden Federbusch erkannt hatte, ausrief: „Präsentirt's Gewehr! Hurrah! Es lebe der König der Braven!“ Die verwunderten Kosaken gehorchten; der König von Neapel aber setzte sein Pferd in Galopp, ritt an Tschernozubow hinan und reichte demselben eigenhändig seine Uhr. Der Hetman Platow ernannte den Kosaken dafür zum Offizier und zu seinem Adjutanten. Der Hetman Blawoff wollte diese Uhr jetzt kaufen, um sie dem Großfürsten Thronfolger zum Geschenke zu machen; er bot bis 20,000 Rubel dafür, aber nichts konnte die Familie Tschernozubow's bestimmen, sich von diesem ruhmvollen Andenken zu trennen.

### Generalcorrespondenz.

In Sevilla starb kürzlich eine Nonne, welche im Jahre 1725 geboren worden war und 90 Jahre lang das härene Gewand ihres Ordens getragen hatte. Sie lebte demnach unter folgenden Regierungen: Philipp V., Ferdinand VI., Karl III., Karl IV., Regentschaft von Cadix, Ferdinand VII. und Isabella II. —

In dem Saale der Repräsentanten der Vereinigten Staaten von Nordamerika stürzte neulich der Kronleuchter herunter und zersprang unter entsetzlichem Getöse in tausend Stücke. Zum Glück geschah der Unfall Vormittags, als Niemand sich in dem Saale befand; wären die Repräsentanten versammelt gewesen, so würden 20 bis 30 Personen gewiß verwundet oder getödtet worden sein, denn der Kronleuchter wog 7500 Pfund. Er hatte 5000 Dollars (Speziesthaler) gekostet, und trug 78 Lampen, deren jede 8 Loth Del enthielt. —

Nach einem neuen Werke über die Zigeuner soll dieses räthselhafte Volk noch immer in einer Anzahl von 600,000 Köpfen in Europa leben; die meisten davon kommen auf die Moldau und Wallachei — 200,000; eben so viele auf die Türkei, dann folgt Ungarn mit 100,000, Spanien mit 40,000, England mit 10,000, Rußland ebenfalls mit 10,000; in Frankreich, Deutschland und Italien sollen zusammen 40,000 zerstreut sein. —

Ein Eldorado für Aerzte muß Porto Rico sein; vor einigen Jahren ging ein junger französischer Arzt dahin; im ersten Jahre nahm er 60,000 Fres. ein; diese Einnahme steigerte sich jedes Jahr bedeutend höher und nach einem Aufenthalte von nur fünf Jahren ist er jetzt als Besitzer eines sehr großen Vermögens in sein Vaterland zurückgekommen. —



Ein englisches Blatt zählt in einem längern Artikel die reichsten Leute in alter und neuer Zeit auf; einiges minder bekannte theilen wir daraus mit. *Mazarin* hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von 50 Millionen *Thalern*, das größte vielleicht, das ein Mensch in neuerer Zeit besessen hat. — Der *Cardinal Wolfey* hielt nicht weniger als 500 Diener, worunter sich 10 Lords und 15 Ritter befanden. Sein Einkommen soll dem der Krone gleich gewesen sein. — Vor kurzem starb in *Lithauen* ein Herr von *Liskiewics*, der seinen drei Söhnen 2000 Dörfer und 10 Mill. baares Geld hinterließ; man erzählt, er habe dem Herzog *Alexander von Württemberg* die Hand seiner Tochter versagt; diese verheirathete sich später mit dem Fürsten *Sapieha* und erhielt eine Mitgift von 2 Mill. — Zu den reichsten Männern gehört auch der Herzog von *Medina Celi*; es giebt in ganz *Spanien* keine Stadt, in welcher er nicht einen Palast besäße und er könnte eine Reise durch *Spanien* machen, wie es der Fürst von *Butera* in *Sicilien* that, und jede Nacht in seinem eigenen Hause schlafen. — Der Anzug des Fürsten *Esterhazy* bei der Krönung der Königin von *England* kostete eine halbe Million Gulden; bloß die Schnuren vorn auf der Brust, die von Silber und Diamanten waren, kamen auf 50,000 Gulden zu stehen. —

In *Paris* macht gegenwärtig eine Engländerin, die *Marquise von Aylesbury*, Aufsehen. Sie fährt in einem eleganten Wagen allein spazieren, lenkt die beiden kleinen Pferde selbst und läßt sich durch zwei Bediente zu Pferde begleiten. Ihr Anzug ist stets nach dem neuesten Geschmack; am meisten aber sieht man auf ihre Peitsche, die oben am Griffen einen kleinen Sonnenschirm, einen Knicker hat. —

Der *Baron Delmar* in *Paris* ließ vor kurzem den Salon seines Hauses so decoriren, wie der Dom der Invaliden bei der Todtenfeier *Napoleons* decorirt gewesen war, und das Requiem *Mozarts* von denselben Künstlern singen, welche dasselbe in dem Dome gesungen hatten. Dies kostete dem Festgeber 15,000 *Frcs.* Eine französische Zeitung sagt, es sei alles ganz vortreflich gewesen und es habe nichts gefehlt als — eine Leiche. —

Während der Winter bei uns in seiner ganzen Strenge wiedergekehrt ist, reifen jetzt in der Umgegend von *Neapel* die *Orangen*; die Wiesen sind dort grün und in allen Gärten stehen die *Spazintzen*, die *Narzissen* und *Rosen* in voller Blüthe. —

Der Fürst *Alexander Labanoff*, der 1839 in *Paris* eine Anzahl Briefe der Königin *Marie Stuart* herausgab, hat seitdem seine Nachforschungen nach Briefen dieser unglücklichen Königin unermüßlich und mit großem Erfolge fortgesetzt. Er ist gegenwärtig im Besitze von 645 solcher Briefe, von denen 406 bisher völlig unbekannt gewesen sind. Von der ganzen Anzahl sind 444 in französischer, 190 in englischer, 8 in lateinischer und 3 in ita-

lienischer Sprache geschrieben. Der Fürst wird dieselben in dem gegenwärtigen Jahre gedruckt erscheinen lassen. —

*W. Kaulbach* (gegenwärtig in *München*) ist jetzt beschäftigt, die „*Verstörung Jerusalems*“ wozu er den Carton schon vor längerer Zeit entworfen hat, in *Del* auszuführen. Man sieht auf diesem Carton verschiedene größere und kleinere Gruppen, die alle mit einander in gewisser Verbindung stehen. Ganz oben in einer Glorie von Wolken die Propheten, welche den Untergang der Stadt weisagten, mit den Büchern in den Händen; unter ihnen niederschwebend die Engel zur Vollziehung des Gerichtes; rechts in der Mitte des Bildes über die niedergestürzten Mauern hereinziehend die Römer, *Titus* an der Spitze, links die Juden vor dem großen Tempel Schutz suchend, andere alle Weissagungen höhnnend, und einige schon von dem Bliß der Engel getroffen. Gegen den Mittel- und Vordergrund des Bildes, den Vorhof des Tempels vorstellend, Scenen des Greuels und Entsetzens; der Altar von römischen Soldaten entweicht, von denen einige schon mit Beute beladen forteilen, vor dem Altare der Hohepriester, umgeben von seiner Familie in einer herrlichen Gruppe, sich selbst das Schwerdt in die Brust stoßend; links davon mehrere Frauen, durch Hunger zu Furien umgewandelt, um einen Kessel; eine reicht das eben getödtete Kind dar, und zu äußerst dieser Seite der ewige Jude, von bösen Geistern aus der Stadt gejagt, während auf der entgegengesetzten Seite rechts eine christliche Familie, von Engeln begleitet, auswandert. (Allgem. Organ für den Kunsthandel.) —

In dem Testamente des kürzlich verstorbenen *Sir Gilbert East* von *Fitzfield*, der ein Vermögen von nahe an 2 Mill. *Thalern* hinterlassen hat, finden sich folgende Bestimmungen: ich vermache der *Marie East* alle Hunde, die mir angehören, an welchem Orte sie sich auch befinden mögen. Sie muß sie füttern und pflegen mit derselben Sorgfalt, wie es bei meinem Lebzeiten geschehen ist, ihnen Milch, Gerstenmehl, Schiffszwieback, Kalbdaunen u. geben, und sie erhält wöchentlich für jeden Hund 2 *Thlr.* 8 *Gr.* Erkrankt einer der Hunde, so ist er ärztlich zu behandeln und die Kosten werden besonders vergütet. Niemals darf einer der Hunde, wie alt oder krank er auch sein möge, unter dem Vorwande falschen Mitleids getödtet werden. Ähnliche Bestimmungen finden sich über die Pferde und Papageien des Verstorbenen. Die Pferde sollen in völliger Freiheit auf den Wiesen umhergehen, welche dem Verstorbenen gehörten; im Winter müssen die Ställe, in denen sie sich aufhalten, geheizt werden. Dafür wird aus der Hinterlassenschaft 2 *Thlr.* 16 *Gr.* wöchentlich für ein Pferd gezahlt. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 9.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Bianca Capello.

Von Alexander Dumas.

Zu Ende der Regierung Cosmus des Großen, d. h. zu Anfange des Jahres 1563, war ein junger Mann, Pietro Bonaventuri, aus einer achtbaren aber armen Familie, nach Venedig gekommen, um wo möglich da sein Glück zu machen. Einer seiner Oheime, der seit etwa zwanzig Jahren in der Stadt wohnte, empfahl ihn dem Bankierhause Salviati, in dem er selbst arbeitete. Der junge Mann schrieb sehr schön und rechnete wie ein Astrolog, er wurde also als dritter oder vierter Gehilfe mit dem Versprechen aufgenommen, daß er, wenn er sich gut aufführe, in drei bis vier Jahren außer freiem Tisch einen Gehalt von 150 bis 200 Dukaten erhalten werde. Ein solches Versprechen übertraf alles, was der arme Bonaventuri jemals in seinen ehrgeizigsten Träumen zu hoffen gewagt hatte. Er küßte seinem Oheime die Hand und versprach den Herren Salviati sich so wohl aufzuführen, daß er ein Muster für das ganze Haus werden würde. Der arme Pietro hatte wirklich Lust, sein Versprechen zu halten, aber der Böse mischte sich in seine Angelegenheiten und hielt ihn von der Ausführung seiner Absichten ab.

Dem Hause der Salviati gegenüber wohnte ein reicher venetianischer Herr, das Haupt der Familie Capello, der einen Sohn und eine Tochter hatte. Der Sohn war ein schöner junger Mann mit spitzem Bart und spitzer Zunge, so daß er monatlich drei bis vier-

mal wegen des Spiels oder der Frauen einen Zweikampf auszufechten hatte. Um Politik kümmerte er sich nicht; er hielt dieselbe für zu ernst, als daß andere denn Graubärte sich damit befassen könnten. Der Vater, der ein verständiger Mann war und wohl glauben mochte, sein Sohn könne einmal Unglück in den Zweikämpfen haben, gab deshalb die Absicht auf, die er früher gehabt hatte, nämlich seine Tochter in ein Kloster zu bringen, um das Erbe seines Sohnes zu verdoppeln.

Bianca war ein reizendes Mädchen von funfzehn bis sechszehn Jahren und bleicher matter Gesichtsfarbe, die bei irgend einer Erregung einen zarten Rosenschimmer erhielt. Sie hatte jenes blonde Haar, das Rafael zu einer Schönheit gemacht, schwarze glühende Augen, jenen schlanken schwächtigen Wuchs, der dennoch Kraft verräth, und wartete sehnsüchtig wie Julie auf den Augenblick, daß irgend ein schöner Romeo sich finde, um ihr zu sagen: „Du oder das Grab.“

Sie sah Pietro Bonaventuri; das Fenster der Kammer des jungen Mannes war dem Fenster des Zimmers des jungen Mädchens gegenüber; sie wechselten anfangs Blicke, dann Winke und Zeichen, dann Liebeschwüre. Als es so weit gekommen war, hinderte sie nur die Entfernung, einander Beweise davon zu geben. Bianca räumte auch dieses Hinderniß hinweg.

Jede Nacht, sobald in dem Hause der Salviati alles schlief, sobald die Amme, welche Bianca erzogen, sich in ihr anstoßendes Zimmerchen begeben, und das Mädchen sich überzeugt hatte, daß dieser letzte Argus



in Schlummer gesunken, legte sie ein dunkles Gewand an, damit sie in der Nacht nicht gesehen werde, schlüpfte leicht wie ein Schatten auf der Marmortreppe in dem väterlichen Palaste hinunter, öffnete leise die Thüre von innen und eilte über die Straße; auf der Schwelle des gegenüberstehenden Hauses erwartete sie der Geliebte. Beide gingen dann Arm in Arm die Treppe hinauf, welche in das Kämmerchen Pietros führte. Wollte der Morgen anbrechen, so schlüpfte Bianca wieder aus dem Hause hinaus in das ihres Vaters und in ihr Zimmer, wo die Amme sie früh in festem Schlafe fand.

Einst in der Nacht, als Bianca bei ihrem Geliebten war, sah ein Bäckerbursche die Thüre des Palastes Capello halb offen stehen und glaubte recht wohl daran zu thun, wenn er sie zumache. Zehn Minuten später erschien Bianca und überzeugte sich, daß sie in das Haus ihres Vaters nicht hineinkommen könne.

Bianca war eine jener starken Seelen, die augenblicklich sich zu entschließen wissen und dann unerschütterlich fest auf ihren Vorsätzen beharren. Sie erkannte, daß durch diesen Zufall ihre ganze Zukunft verändert worden und nahm ohne Zögern das neue Leben an, das dieser Zufall ihr bot.

Bianca kehrte zu ihrem Geliebten zurück, erzählte ihm, was geschehen, fragte ihn, ob er bereit sei, alles für sie zu opfern, wie sie alles für ihn opfere, und schlug ihm vor, die noch übrigen zwei Stunden zu benutzen, um Venedig zu verlassen und vor den Verfolgungen ihrer Familie zu entfliehen. Pietro Bonaventuri willigte ein; sie stiegen beide in eine Gondel und begaben sich zu dem Hafenvächter. Hier gab sich Pietro Bonaventuri zu erkennen und sagte, eine für das Haus Salviati wichtige Angelegenheit nöthige ihn, augenblicklich von Venedig sich nach Rimini zu begeben. Der Wächter befahl die Hafenkette fallen zu lassen und die Flüchtigen führen hinaus; statt aber nach Rimini sich zu wenden, eilten sie nach Ferrara hin.

Welches Aufsehen die Flucht Biancas in dem Palaste Capello machte, läßt sich leicht errathen; einen ganzen Tag lang wartete man ohne Nachforschungen; man hoffte immer, das junge Mädchen würde zurückkommen, aber der Tag verging, ohne Kunde von der Flüchtigen zu bringen. Man mußte Nachforschungen anstellen; man erfuhr die Flucht Pietro Bonaventuris und dachte nun an tausend Umstände, die man sonst nicht beachtet hatte, die jetzt aber in ihrer ganzen Bedeutung erschienen und die Ueberzeugung bewirkten, daß die beiden jungen Leute mit einander entflohen sein mußten.

Die Gemahlin Capellos, die Stiefmutter Biancas, war die Schwester des Patriarchen von Aquileja und gewann ihren Bruder für ihre Rache. Der Patriarch war allmächtig; er erschien in dem Rathe der Zehn mit seinem Schwager, erklärte den ganzen Adel in ihrem Namen beschimpft und verlangte, daß Pietro Bonaventuri, als des Mädchenraubes schuldig, von der Republik geächtet werde. Als diese erste Forderung bewilliget war, verlangte er ferner, daß man Giovanni Battista Bonaventuri, den Oheim Pietros, der bei dieser Flucht wahrscheinlich behilflich gewesen, verhaften lasse. Diese zweite Forderung wurde ihm bewilliget wie die erste, der arme Giovanni Battista, durch die Sbirren verhaftet und in einen Kerker geworfen, in dem man ihn vergaß, weil der Rath der Zehn sich mit so vielen andern weit angesehenern Personen zu beschäftigen hatte, und wo er nach drei Monaten vor Hunger und Kälte starb.

Giovannino, der Bruder Biancas, durchsuchte acht Tage alle Winkel von Venedig und schwur hoch und theuer, er würde die beiden Flüchtigen, sobald er sie gefunden, eigenhändig umbringen.

Diese waren indeß ohne Unfall in Florenz angekommen, wo sie sich zu dem Vater Bonaventuri's begaben, der eine kleine Wohnung im zweiten Stocke eines Hauses an dem Marcusplatze inne hatte. Bei den armen Leuten sind die Kinder immer am willkommensten. Bonaventuri und seine Frau nahmen ihren Sohn und ihre Tochter mit offenen Armen auf. Man schickte die Magd fort, um einen nutzlosen Mund weniger zu haben. Die Mutter übernahm allein die Wirthschaft; Bianca, deren weiße Händchen für diese gemeinen Arbeiten nicht geeignet waren, stickte und lieferte Arbeiten, die von Feen gemacht worden zu sein schienen. Der Vater Pietros, der vom Abschreiben lebte, kündigte an, daß er einen Gehilfen angenommen habe und deshalb das Doppelte liefern könnte. Gott segnete die Arbeit Aller und die kleine Familie lebte.

Es versteht sich, daß das von dem Rathe der Zehn ausgesprochene Urtheil der Regierung von Florenz mitgetheilt worden war, welche Capello und den Patriarchen ermächtigt hatte, die nöthigen Nachforschungen nicht bloß in Florenz, sondern in ganz Toscana anzustellen; aber alle diese Nachforschungen waren vergeblich gewesen.

So vergingen drei Monate, ohne daß die an allen Luxus gewöhnte arme Bianca auch nur eine einzige Klage über ihre Armuth und Noth ent schlüpfen ließ.



Ihre einzige Zerstreuung bestand darin, die Jalousie ein wenig empor zu heben und auf die Straße hinunter zu sehen; aber man hörte nie, daß sie, die arme Gefangene, die Freiheit derer beneidete, welche vergnügt oder traurig auf der Straße hingingen.

Unter diesen befand sich der junge Großherzog, der einen Tag um den andern seinen Vater auf dem Schlosse Petraja zu besuchen pflegte. Gewöhnlich machte Francesco diese kleine Reise zu Pferde und da er jung, galant und ein schöner Reiter war, so zeigte er überall, wo er von schönen Augen gesehen zu werden glaubte, seine Reiterkünste. Bianca beachtete, wenn sie ihn vorüberkommen sah, weder seine Jugend, noch seine Schönheit, noch seine Eleganz; sie dachte bloß daran, daß dieser Fürst, der so mächtig als anmuthig war, nur ein Wort zu sprechen brauchte, und Bonaventuri würde frei und glücklich gewesen sein. Bei diesem Gedanken sprühte aus den Augen der schönen Venetianerin eine Flamme, die den Glanz derselben verdoppelte. Einen Tag um den andern, zur Zeit als, wie sie wußte, der Fürst vorüberkommen mußte, verfehlte sie nie, sich an das Fenster zu stellen und die Jalousie ein wenig emporzuheben. Eines Tages blickte der Fürst zufällig hinauf und sah im Schatten, den die Jalousie warf, die glühenden Augen des jungen Mädchens glänzen. Bianca trat schnell zurück, so schnell, daß sie einen Strauß fallen ließ, den sie in der Hand hielt. Der Fürst sprang von dem Pferde, hob den Strauß auf und blieb einen Augenblick stehen, um zu sehen, ob das schöne Gesicht sich nicht noch einmal zeige; da aber die Jalousie herabgelassen blieb, steckte er den Strauß in sein Wamms und ritt langsam weiter, blickte sich aber ein Paar mal um, ehe er ganz verschwand.

Am zweiten Tage darauf kam er zu derselben Stunde wieder vorüber; aber die Jalousie blieb heruntergelassen, obgleich Bianca zitternd hinter derselben stand, und kein Blümchen fiel herunter.

Zwei Tage später erschien der Fürst wiederum; aber die Jalousie war unbeweglich, wie sehnlich er auch hinauf sah.

Da dachte er, er müsse ein anderes Mittel versuchen. Er ließ einen spanischen Edelmann, Namens Mondragone, rufen, den ihm sein Vater beigegeben hatte und der sein Vertrauter geworden war. Er legte ihm die Hand auf die Achsel, sah ihm in das Gesicht und sagte:

— „Mondragone, auf dem Marcusplatze, im zweiten Stocke des Hauses, welches die Ecke des Platzes

und der Via Sarga bildet, wohnt ein Mädchen, die keine Florentinerin sein kann; sie ist schön, sie gefällt mir; binnen acht Tagen muß ich eine Zusammenkunft mit ihr gehabt haben.“

Mondragone wußte, daß in gewissen Umständen die erste Eigenschaft eines Hofmannes die ist, lakonisch zu sein.

„Ihr sollt diese Zusammenkunft haben,“ antwortete er.

Er ging zu seiner Frau und erzählte derselben vergnügt von der Ehre, welche ihm der Fürst erwiesen, indem er ihm einen solchen Auftrag gegeben habe. Die Frau Mondragones war in solchen Intriguen erfahren und und sagte zu ihrem Manne, er möge nur seinen Dienst bei dem Fürsten thun wie immer, sie würde alles über sich nehmen. Noch denselben Tag ging sie aus, um Erkundigungen einzuziehen, und sie erfuhr, daß in dem bezeichneten Stockwerke zwei Familien wohnten, eine alte und eine junge; daß die alte Frau alle Morgen ausgehe, um Lebensmittel zu holen; daß die beiden Männer alle Abende das Haus verließen, um die Abschriften fortzutragen, die sie den Tag über gemacht, und daß die junge Frau gar nicht ausgehe.

Die Mondragone nahm sich deshalb vor, die junge Frau in dem Hause selbst aufzusuchen, da man ihr erzählte, es sei unmöglich, sie aus demselben herauszulocken.

Am nächsten Tage wartete sie in ihrem Wagen einige Schritte von der Thüre und als die alte Frau herausgekommen war, befahl sie ihrem Kutscher, in Galopp fortzufahren und es so einzurichten, daß er die alte Frau umfahre, ihr aber dabei so wenig als möglich Schaden zufüge. Es war dies vielleicht das gefährlichste, aber sicher das kürzeste Mittel. Die Kleinen sind immer in Gefahr, wenn sie die Ehre haben, mit den Großen in Berührung zu kommen.

Der Kutscher war ein sehr geschickter Mann; er fuhr die gute alte Frau um, ohne ihr großen Schaden zu thun. Sie schrie zwar gewaltig, aber die Mondragone stieg sogleich aus ihrem Wagen, besänftigte das Volk, indem sie versicherte, der Kutscher würde zu Hause fünf und zwanzig Stockschläge erhalten, nahm die Verwundete in ihre Arme, ließ sie in ihren Wagen heben und erklärte, sie würde dieselbe nach Hause bringen und nicht eher verlassen, bis der Arzt ihr die Versicherung gegeben hätte, daß nichts zu fürchten sei. Es fehlte wenig und die Mondragone wurde von dem Volke im Triumphe fortgetragen.



Man kam bei den Bonaventuri an und die Mondragone erkannte auf den ersten Blick, daß sie mit armen Leuten zu thun habe; auch schätzte sie, wie es gewöhnlich geschieht, die Tugend der jungen Frau nach dem Werthe des Gemachs, das dieselbe bewohnte.

Bianca wurde ihr vorgestellt und die Mondragone wußte nicht, wie erfahren sie auch war, was sie von derselben denken sollte; denn Bianca besaß, in welches Gewand sie auch gehüllt sein mochte, im Auge den ganzen Stolz der Capello. Uebrigens waren ihre Worte elegant und gewählt. Die vornehme Dame zeigte sich überall trotz dem ärmlichen Aussehen. Die Mondragone entfernte sich, ohne etwas anderes zu begreifen, als daß Bianca ganz geeignet sei, die Geliebte eines Fürsten zu werden und daß sie selbst ihr Glück dabei machen könne.

Am nächstfolgenden Tage fand sie sich wiederum ein, um sich nach dem Befinden der guten alten Frau zu erkundigen, die sich völlig erholt hatte und nicht wußte, wie sie ihren Dank dafür ausdrücken sollte, daß eine so vornehme Dame sich um sie kümmere. Die Mondragone hatte ihre Leute durchschauet; sie war zu klug, um Geld anzubieten, erwähnte aber, welche Stellung ihr Mann am Hofe einnehme und bot ihre Dienste an. Die Mutter und die Tochter wechselten einen Blick und die Mondragone errieth alsbald, daß diese angetragenen Dienste angenommen werden würden.

Am andern Tage kam sie zum drittenmale und diesmal war sie noch gnädiger als vorher. Sie hatte schon das vorigemal Bianca ahnen lassen, daß sie das Incognito durchschaue, in welches sie sich zu hüllen suche. Sie forderte sie auf, ihr Vertrauen zu schenken und die junge Frau hatte keinen Grund, ihr zu mißtrauen; sie erzählte ihr alles. Die Mondragone hörte das Geständniß mit gewinnendem Wohlwollen an, sagte aber sodann, da die Lage Biancas schwieriger und gefährlicher sei, als sie geglaubt habe, so müsse sie alles dies ihrem Gemahle erzählen. Die Sache würde sich übrigens gewiß beilegen lassen, da Mondragone das ganze Vertrauen des Fürsten besitze und übrigens doppelten Einfluß habe als Gouverneur und als Freund. Dem zu Folge ersuchte sie Bianca, am nächsten Tage mit ihrer Schwiegermutter zu ihr zu kommen und von da ihr zu ihrem Gemahle zu folgen. Bianca erschrak darüber, daß sie so zum erstenmale seit den vier Monaten, die sie in Florenz lebte, ausgehen sollte und versuchte, sich mit ihrem einfachen Anzuge zu entschuldigen, der ihr nicht erlaube, vor einem so großen Herrn

wie der Graf von Mondragone zu erscheinen. Dies erwartete die Versucherin, sie trat nahe an sie, fand, daß sie beide von fast gleicher Größe wären, und setzte hinzu, wenn der Zusammenkunft kein anderes Hinderniß als die zu einfache Kleidung entgegenstehe, so sei dasselbe bald gehoben; sie würde ihr am nächsten Tage einen vollständigen Anzug bringen, den sie selbst noch nicht getragen habe und der Bianca'n passen würde, als sei er für sie gemacht worden.

Bianca willigte in alles, es war ja das einzige Mittel, Erlaubniß zum ruhigen Aufenthalt für Bonaventuri und sich selbst zu erlangen; vielleicht hatte sich auch die Schlange des Stolzes bereits in das Paradies ihrer Liebe geschlichen.

Sie erzählte indes alles ihrem Manne, den Umstand ausgenommen, daß sie ein Bouquet auf die Straße hinunter habe fallen lassen und daß der Großherzog Francesco dasselbe aufgehoben. Welchen Zusammenhang konnte übrigens auch dieses Bouquet mit dem Grafen und der Gräfin Mondragone haben? Die Lage war Pietro eben so lästig wie seiner jungen Frau und er willigte deshalb in alles; übrigens hatte auch er sein Geheimniß; seit einem Paar Tagen war eine schöne verschleierte Dame zwischen ihn und seine Frau getreten. Obgleich von niedriger Herkunft, besaß Bonaventuri doch den Geschmack eines vornehmen Herrn und die Treue war bekanntlich damals die Tugend nicht, auf welche die vornehme Welt am meisten hielt.

Die Mondragone erschien zu der bestimmten Stunde mit dem versprochenen Anzuge, einem reizenden Atlasgewande, das mit Gold durchwirkt, nach spanischer Mode geschnitten war und Bianca'n paßte, als wäre es für dieselbe gemacht worden. Die junge Frau bebte vor Freude, als sie diese aristocratischen Stoffe wieder berührte, mit welchen schon ihre Wiege drapirt gewesen war. Auf den Marmorstufen der Paläste kann man nur in Gewändern von Brocat und Sammet gehen. Bianca war in einem Palaste erzogen. Ein unerwartet schlimmer Windstoß hatte sie in die Armut geschleudert; aber sie war jung und schön und das Uebel, das der Zufall gebracht hatte, konnte der Zufall auch wieder entfernen. Die Tugend hat einen unermesslichen unbekanntem Horizont vor sich, an welchem sie Dinge sieht, welche die Kindheit noch nicht bemerkt und das Alter nicht mehr erkennt.

Die Mutter Bonaventuris bewunderte ihr Töchterchen mit gefalteten Händen, als stehe sie vor einer Madonna.



Alle drei stiegen endlich in den Wagen und begaben sich in den Palast Mondragones, den derselbe kürzlich hatte bauen lassen und nicht lange erst bewohnte.

Wie man übereingekommen war, stellte die Mondragone die beiden Frauen ihrem Manne vor und erzählte mit wenigen Worten die Abenteuer Biancas. Mondragone verhiess derselben seinen Schutz und versprach, da er eben zu dem Großherzoge beschieden worden, sogleich für das junge Paar mit demselben zu sprechen.

Bianca konnte ihre Freude nicht bergen; sie befand sich wieder in ihrer Welt; ihre Hände berührten von neuem Marmor, ihre Füße standen auf Teppichen. Leinwand und Serge betrübten auf einen Augenblick ihre Augen nicht mehr; sie sah sich wieder in Sammet und Seide. Es war ihr, als habe sie den Palast ihres Vaters gar nicht verlassen und als gehöre ihr alles an, was sie sehe.

Sobald Mondragone sich entfernt hatte, wollte die Schwiegermutter Biancas sich verabschieden, die Gräfin sagte jedoch, sie würde ihre Schutzbefohlene nicht entlassen, ohne ihr vorher den Palast gezeigt zu haben, weil sie zu wissen wünsche, ob er den Prachtbauten Venedigs gleichkomme, die sie immer so sehr habe rühmen hören. Sie ersuchte deshalb die gute Alte, die ein solcher Besuch ermüdet hatte, auszuruhen bis sie zurückkehrten, und ging sodann mit Bianca, Arm in Arm wie Freundinnen, aus dem Zimmer durch mehrere Gemächer, in deren jedem die Gräfin ihre Begleiterin auf irgend ein kostbares Geräthe oder ein Gemälde aufmerksam machte. Endlich gelangten sie in ein reizendes kleines Zimmer, dessen Fenster in einen Garten gingen. Hier mußte sich Bianca niederlassen; die Mondragone holte aus einem künstlich gearbeiteten Elfenbeinkästchen einen vollständigen Diamantenschmuck hervor, zeigte ihr alle die Reichthümer, welche schon so viele Frauenherzen verführt haben, und sagte endlich: „versucht einmal alles dies an; ich will mir einen Anzug holen, den ich in die Mode zu bringen wünsche und über welchen ich Euere Meinung hören möchte.“ Ohne die Antwort Biancas abzuwarten, ging sie darauf schnell aus dem Zimmer heraus.

Ein Weib ist nicht allein, wenn es Schmucksachen bei sich hat, und die Mondragone hatte Bianca'n die prächtigsten Diamanten zurückgelassen. Die Schlange kannte ihr Handwerk und wußte, welchen Apfel sie dieser Evas Tochter bieten müsse.

Kaum hatte die Gräfin das Zimmer verlassen, als Bianca die Schmucksachen, die Armbänder, die Ohrringe, das Diadem anzulegen begann; eben hätte sie ein kostbares Halsband zusammen, als sie hinter ihr im Spiegel ein anderes Gesicht erblickte. Sie stand rasch auf und sah sich dem Großherzoge Francesco gegenüber, der durch eine Tapetenthüre eingetreten war.

Bianca erkannte sofort ihre Lage; erröthend vor Scham sank sie auf ihre Knie und bat: „Im Namen des Himmels, hab Erbarmen mit mir.“

Der Großherzog hob sie auf und entgegnete: „Beruhiget Euch; ich bin nur gekommen, um Euch zu trösten und Euch in Euerm Unglücke beizustehen. Mondragone hat mir einiges von Euerm Schicksale angedeutet; erzählt mir alles und ich verspreche, Euch mit eben soviel Theilnahme als Achtung anzuhören.“

Bianca konnte nicht zurück; übrigens erschien ja die so sehr gewünschte Gelegenheit, die Achtung ihres Mannes aufheben zu lassen und sie würde dieselbe verdient haben, wenn sie die günstige Gelegenheit nicht benutzte.

Bianca wollte vor dem Fürsten stehen bleiben, aber er nöthigte sie zum Sitzen und hörte und sah sie dann mit unablässiger Aufmerksamkeit an. Die junge Frau brauchte nur ihre Erinnerungen sprechen zu lassen, um interessant zu sein und sie erzählte wirklich alles von ihrer jungen Liebe an bis zu ihrer Ankunft in Florenz. Da hielt sie inne, denn wenn sie weiter gegangen wäre, hätte sie von dem Fürsten selbst und von dem Bouquet sprechen müssen, das aus dem Fenster hinunter gefallen war.

Der Fürst war zu glücklich, um nicht alles zu versprechen. Er bewilligte augenblicklich Sicherheit und Schutz für Bonaventuri, unter der Bedingung jedoch, daß Bianca den Schein selbst abhole. Bianca versprach es; sie hätte ja außerdem einer kleinen Formlichkeit wegen eine so große Begünstigung eingebüßt.

Francesco kannte die Frauen zu gut, als daß er von etwas anderm als der Theilnahme gesprochen hätte, die er für Bianca fühle und er entfernte sich bald. Gleich darauf trat die Gräfin wieder ein.

Die Schwiegermutter erfuhr nichts von dem, was geschehen war, und Bonaventuri nur so viel, daß er die Erlaubniß erhalten werde, ungestört in Florenz sich aufzuhalten. Dies verursachte ihm große Freude, denn er wünschte — in völliger Freiheit der verschleierten Dame folgen zu können, die er nicht vergessen konnte.



Es geschah was geschehen sollte. Pietro wurde der Liebhaber der verschleierte Dame und Bianca die Geliebte des Fürsten. Da indeß Cosmus I. damals gerade wegen der Vermählung des Großherzogs Francesco mit der Erzherzogin Johanna unterhandelte, so kam man überein, daß das Verhältniß geheim bleibe. Pietro erhielt ein einträgliches Amt \*).

(Schluß folgt.)

\*) Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an ein in Baumgärtners Buchhandlung vor längerer Zeit erschienenes Drama: Bianca Capello von Soden. D. Red.

### Miscellen.

(Das schönste Gesicht.) Vor einem Friedensrichter in Paris erschien eine sehr elegant gekleidete Mad. d. Saint-Aristide, um von einem gewissen Latourelle 50 Fres. zurückzufordern, die sie ihm gegeben, damit er ihr ein Modell zu einer Diana verschaffe, da die Dame eine vorzügliche Malerin ist. „Denken Sie sich,“ erzählte sie, „eines Tages bringt er mir eine große blonde, feuerrothe Person, die auf 20 Schritte nach Branntwein roch, so daß ich räuchern mußte, um die Luft wieder zu reinigen.“ Latourelle: „es ist nicht zu beweisen, ob nicht Diana bei Lebzeiten sehr roth von Gesicht gewesen. Meine Blondine konnte die Göttin der Jagd recht wohl vertreten. Sie trank allerdings, aber solche Details schaden nichts und erscheinen nicht auf dem Gemälde. Sie saß bereits zu einer Rebecca und einer Bajadere, sogar zu einer Statue der Mäßigkeit. Uebrigens habe ich Ihnen auch eine andere gebracht.“ — „Ja eine, die schwarz war wie eine Ercolin und schnupfte wie ein Schweizer.“ Da der Mann, was er nicht leugnete, der Dame ein Modell mit einem sehr hübschen Gesichte versprochen hatte, so forderte ihn der Friedensrichter auf, sein Versprechen zu halten, oder das Geld zurück zu geben. Die Dame endlich erklärte sich bereit, eine Person anzunehmen, die von zwei Andern für hübsch gehalten würde. „In diesem Falle,“ fiel Latourelle ein, „ist meine Sache gewonnen. Ja, Madame, das schönste, das liebreizendste, anmuthigste Gesicht ist gefunden. Sehen Sie her.“ Der galante Latourelle zog dabei einen kleinen Spiegel aus der Tasche und hielt ihn der Klägerin vor, so daß diese sich selbst darin sah. „Ich frage den Richter, ob er nicht erklärt, daß dieses Modell reizend ist?“ Der Richter fragte darauf die Dame, ob sie die Klage nicht zurücknehmen wolle und sie erklärte sich erröthend dazu bereit.

(Ein Gutschmecker-Souper.) Da die nach acht gastronomischer Wissenschaft angeordneten Dinners und Soupers, selbst in Frankreich, immer seltener werden, so schildern wir hier ein ächtes Souper, das 1837 von Jay, einem Kenner, gegeben wurde. Zuerst zwei Suppen, Bouillon mit gerösteter Brodrinde (profi-

terole), und Bouillon mit Fadennudeln, von denen nur einige Löffel voll gegessen wurden. Dabei trank man Constantiawein oder etwas ganz alten Absinth. Dann kamen sehr heiß ein Störkopf in Champagner und ein fettes Huhn mit Trüffeln, beide auf Gefäßen mit heißem Wasser. Dazu wurde Romanie-Conti und Madera getrunken; der gewöhnliche Wein war Chateau-Lafitte. Es folgten eine Groustade von auf dem Roste gebratenen Krametsvögeln, gebratene Wachteln und ein Sauté von Rebhühnern. Daneben standen in heißer Butter gebratene Kartoffelschnitte mit Trüffeln. Darauf kam ein Kapaun mit Kresse und Haselhühner, von denen man aber nur kostete, wie von den Krebsen, die folgten. Diesen schlossen sich an Blumenkohl mit Parmesankäse und ein Auflauf, sowie mehrere Kleinigkeiten, wie eine Groustade von Mokakaffee. Das Dessert war kurz, aber geschmackvoll; dabei trank man Champagner. Außerdem wurden noch fünf bis sechs Sorten der feinsten Weine herumgegeben, obgleich die meisten Gäste sich an den Madera hielten, der zwei Reisen nach Ostindien gemacht hatte.

(Der Degen Franz I.) Es ist in der letzten Zeit häufig davon die Rede gewesen, daß die Tochter des Bruders Napoleons dem Grafen Demidof, bei der Vermählung mit demselben, unter andern auch den Degen Franz I. zugebracht habe. Murat, damaliger Großherzog von Berg, ließ denselben gleich nach seinem Einzuge 1808 in Madrid, wo derselbe sich noch befand, wegnehmen und durch Montholon dem Kaiser überbringen. Dieser empfing das Schwert des Helden mit sichtbarer Freude, sagte aber doch, indem er die Klinge nachdenkend betrachtete: „es ist das Schwert eines tapfern Soldaten, aber eines schlechten Feldherrn.“

(Eine böswillige Huldigung.) Es wird in Paris immer allgemeiner Sitte, den Bühnenkünstlerinnen am Schlusse einer Darstellung Blumen und Kränze zuzuworfen. Vor kurzem spielte die Mars die „Clémence“ und unter einem Blumenregen, der am Schlusse des Stückes zu ihren Füßen niederfiel, befand sich auch — ein Todtenkranz, der von einem Grabe entwendet worden war. Zum Unglücke hob die große Künstlerin auch gerade diesen Kranz auf, als sie sich dankend verbeugte, und hielt ihn dem Publicum vor. Wie man glaubt, hatte der Urheber dieser Schleichrigkeit die Absicht, die Künstlerin durch diesen Kranz tödtlich zu erschrecken. Sie faßte sich aber sehr schnell, als sie bemerkte, was sie in der Hand hielt, und sah mit einer majestätischen Haltung auf das Publicum hinab.

(Der Jagdfreund und die beiden Gendarmen.) In Frankreich darf bekanntlich Jedermann jagen, wo und wann er will, wenn er sich einen Schein löset; Gendarmen achten aber streng auf diejenigen, welche ohne einen solchen Schein dem Jagdvergnügen nachgehen. Zwei Gendarmen streiften leghin in der Nähe von Valenciennes im Felde umher; endlich erblickten sie einen Mann mit einer Flinte. Sogleich liefen sie schnell auf denselben zu; der Jäger schien zu fliehen. Nach einer Viertelstunde waren



sie so nahe an ihn gekommen, daß sie ihn zu ergreifen hoffen konnten; in diesem Augenblicke kletterte aber der Mann schnell auf einen Baum. „Kommen Sie herunter!“ riefen ihm die Gendarmen zu, aber er antwortete nicht. Sie droheten, nicht von der Stelle zu weichen, bis er herunter komme; er aber zog ganz ruhig ein Frühstück aus der Jagdtasche und fing an zu essen. Das war den Gendarmen zu arg und einer versuchte auf den Baum auch hinauf zu klettern, was der Obensitzende nicht hinderte. „Im Namen des Befehles Ihren Jagdschein,“ polterte der Gendarm, indem er den Jäger anfaßte. Dieser reichte ruhig den Schein hin. „Er ist ja in Ordnung.“ — „Freilich,“ antwortete der Jäger. — „Warum liefen Sie so schnell davon?“ — „Habe ich Ihnen gesagt, daß Sie mir folgen sollten?“ — „Warum kletterten Sie auf den Baum?“ — „Ich pflege hier zu frühstücken und habe Sie nicht aufgefordert, auch heraufzukommen.“ — „Warum sagten Sie aber dies alles nicht vorher?“ — „Ich pflege nicht eher zu antworten, bis man mich fragt.“

(Die Zeichensprache der Trappisten.) Die Trappisten dürfen nur in der Beichte sprechen; nicht einmal das Memento Mori, wenn sie einander begegnen, wie man gewöhnlich glaubt; sie bedienen sich einer Zeichensprache, um sich einander verständlich zu machen. Jedes Kleidungsstück, jedes Küchengeräth und Werkzeug hat sein besonderes Merkzeichen, ebenso alle geistliche Würden. Wer an Daumen und Zeigefinger kaut, deutet Essen an; Trinken dagegen, wenn der gekrümmte Finger die Lippe berührt. Das Gute ist eine Handbewegung gegen das Herz. Die Augen mit der Hand bedecken, heißt Schande oder Unwissenheit; in die geöffnete Hand sehen, lesen; verneinen, alle Finger mit Ausnahme des Daumen ausgestreckt zeigen; fasten, den Mund mit fünf Fingern schließen; sehen, einen Finger auf das Auge legen. Wer Brod verlangt, bildet durch den Daumen und die beiden nächsten Finger eine Rundung; um Gemüsesuppe zu fordern, benutzet der Trappist zwei Finger und zieht dann den obern schnell zurück, als wären Kräuter zu schneiden. Für den Käse werden beide Hände in Halbmondgestalt zusammengedrückt; wer Milch will, saugt am kleinen Finger; wer Obst verlangt, bildet mit allen Fingern eine Rundung; wer Wasser haben will, schließt zuerst die Finger und reibt sie dann an einander. Will der Mönch ein Buch fordern, so streckt er die linke Hand aus und berührt sie mit zwei Fingern der Rechten, als wolle er in einem Buche blättern; zur Bezeichnung des Missale, der Evangelien, der Psalter, der Hymnen ic. hat man wieder besondere Zeichen.

(Die Damen an der Börse in Paris.) Die Börse, schreibt ein Deutscher, hat für Fremde und Einheimische jetzt einen ungleich minder großen Reiz, seitdem die Damen von der Gallerie verdrängt sind, denn diese Damen bildeten, wenn auch nicht gerade den anmutigsten Schmuck, doch die pittoreskste Staffage der Börse und unstreitig die merkwürdigste Klasse der Börsenspieler. Die Galanterie der Börsendiener hatte diesem weiblichen Theile der Spielerschaft kleine Sessel verschafft, die ihnen jedoch

auf Befehl des ungalanten Börsendirectors wieder genommen wurden. Man sah daselbst Frauen aus allen Ständen, von der Herzogin bis zur Wäscherin herab. Die Mätelcommiss, in ewigem Auf- und Absteigen begriffen, holt die Aufträge ab und bestellen sie bei ihren Prinzipalen, den Börsenagenten. Man unterscheidet zwei Abtheilungen: die eigentlichen Spielerinnen und die sogenannten Strickerinnen (tricotseuses). Die ersten waren Damen in Hut, Pelzmantel und Cashmir, welche das Hazardspiel in öffentlichen Fonds auf großem Fuße betrieben. Die Strickerinnen waren Frauen in Haube, Kattunröcken und schwarzen Strümpfen, die, wie die Spötter sich auszudrücken liebten, Piaster fricassirten. — Fast alle spielten in auswärtigen Staatspapieren, deren Cours durchaus schwankend ist. Seitdem den Damen der Zutritt zur Börse untersagt ist, sind die vornehmen Speculantinnen verschwunden und nur die Strickerinnen sind geblieben, die sich hinter der Börse an das Gitter stellen und von da aus ihre Aufträge geben. Sie bilden eine höchst unschöne Gruppe.

(Etikette unter Oliver Cromwell.) Cromwell empfing die Gesandten, indem er auf einer Plattform stand, die um drei Stufen über den Fußboden erhöht war. Sie mußten drei Verbeugungen machen, eine beim Eintritte, eine zweite in der Mitte des Saales und eine dritte an der Erhöhung. Cromwell erwiderte eine jede durch ein leichtes Kopfnicken. Nach der ersten Vorstellung wurden die Gesandten eingeladen, bei ihm zu speisen. Cromwell saß da an der einen Seite der Tafel allein, während die Gesandten mit einigen Lords des Rathes ihre Plätze an der andern Seite erhielten.

(Alter Aberglaube.) Die alten Luskaner setzten eben so großes Vertrauen auf ihre Priester und Regenmacher, als es die neuen Stämme an den Quellen des Nils thun. Wenn Dürre herrschte, opferten die Priester und wenn die Zeichen günstig waren, wurden die Ceremonien mit dem lapis manalis durchgemacht, d. h. sie warfen einen besondern Stein von dem Tempel des Mars in die Stadt und andere cylindrische Steine um das Reichbild her. Diese Ceremonie war so wirksam, daß unmittelbar darauf Regen eintrat. Diese Wettermacher sahen natürlich weit mehr auf die Zeichen am Himmel als auf die Zeichen am Opfer und begannen die Ceremonie nicht eher, als bis sie am Himmel erkannt hatten, daß es bald regnen würde.

## Generalcorrespondenz.

Die Ueberreste des Don Pedro Calderon de la Barca, des Fürsten der spanischen dramatischen Dichter, sind kürzlich zufällig aufgefunden worden. Während Arbeiter ein verfallenes Kloster abtrugen, San Salvador genannt, fanden sie unter der Mauer der Sacristei einen Grabstein, unter welchem, wie sich



bei näherer Untersuchung ergab, der berühmte Dichter des „das Leben ein Traum“ ruhe. Es wird außerhalb Spanien nicht bekannt sein, daß man nicht mehr wußte, wo die sterblichen Ueberreste des Dichters sich befanden, seit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Nonnenkloster der Dreieinigkeits in Madrid zergerissen worden, in welchem man ihn seinem Wunsche gemäß begraben hatte. Jetzt sind die Ueberreste in die Kirche Atocha gebracht worden, eine Art National-Pantheon, wo man einen passenden Sarcophag aufstellen will.

Der Engländer Frank Standish hat, nachdem er mit der englischen Regierung über gewisse Bedingungen nicht einig geworden, seine ausgezeichnete Sammlung Gemälde, unter denen sich namentlich viele von Murillo, Zurbaran und andern spanischen Meistern, nebst Werken aus der italienischen, niederländischen und französischen Schule befinden, dem Könige der Franzosen vermacht, so daß in Paris eine Sammlung von spanischen Gemälden entstehen wird, wie man sie nirgends wieder findet, selbst nicht in Spanien. Auch seine kostbare Bücherammlung, die aus 4000 meist sehr werthvollen Werken besteht, hat er dem Könige vermacht.

In Paris wird binnen Kurzem ein merkwürdiger Prozeß verhandelt werden, wie er wohl noch nie da gewesen ist. Ein Schauspieler hat nämlich eine Klage gegen einen Zuschauer eingereicht, der, nicht zufrieden, in ausgedehntem Maße das Recht zu gebrauchen, das man mit zu erkaufen glaubt, wenn man sein Billet bezahlt, auch zu Thätlichkeiten geschritten ist und den Schauspieler mit Kesselftücken u. geworfen hat.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika betrug 1840 sieben Millionen Seelen; im Jahre 1810 zählte man daselbst erst 7 Mill. Einwohner.

In Chelsea starb vor Kurzem eine Frau in ihrem 105. Jahre. Sie hatte fünf Souveraine gesehen und Chelsea noch gekannt, als es nur ein Dorf war. Vor fünf Jahren zeigte man ihr ein Dampfschiff und erklärte ihr, wie dasselbe in Bewegung gesetzt werde. Ganz naiv fragte sie da: „Du lieber Gott, wie viele Theekessel gehören denn dazu, um den nöthigen Dampf hervorzubringen?“

Die Gazette des Tribunaux erzählt folgenden Vorfall: ein reicher Kaufmann von Martinique, Herr G., der kürzlich in Havre angekommen war, wollte sich nach Paris begeben, um wichtige Geschäfte daselbst in Ordnung zu bringen, nahm für eine bedeutende Summe Wechsel auf Paris mit und reiste auf der Post dahin ab. Am Abend nach seiner Ankunft daselbst ging er vor dem Saale Ventabour vorüber, wo eben ein Maskenball gehalten wurde. Er blieb einen Augenblick stehen und sogleich trat ein Mann zu ihm, der ihm ein Billet aufzuschwätzen wußte. Herr G. hatte von diesen berühmten Bällen schon viel gehört und er ging hinein. Nachdem er eine Zeit lang sich da umgesehen hatte und Langeweile zu spüren anfing, trat ein blauer niedlicher Domino an ihn, foßte ihn vertraulich am Arme, nannte ihn bei

seinem Namen und fragte, wie es in Havre gehe. Herr G., ein Freund des schönen Geschlechts, war sehr angenehm überrascht. Die Unterhaltung wurde lebhaft fortgeführt, der Fremde bemühte sich aber vergebens, die Maske zu errathen. Endlich sagte er: „Schöne Maske, da wir allem Anscheine nach alte Bekannte sind, so wird es wohl nicht ungeschicklich sein, wenn ich den Vorschlag mache, daß wir den Abend zusammen essen.“ „Recht gern, aber unter der Bedingung, daß wir bei mir speisen,“ antwortete die Maske. Dies gefiel dem Herrn zwar nicht recht, indeß er achtete weiter nicht darauf und kam auch sogleich von seinem Verdachte wieder ab, als die Dame fortfuhr, sie werde „ihren“ Kutscher vorsehen lassen. Sie gingen mit einander aus dem Saale, die Dame winkte einem Bedienten und es erschien ein eleganter Wagen. Einige Augenblicke später hielt der Wagen an einem großartigen Palaste und G. wurde in ein prachtvolles Zimmer geführt. Die Dame war sehr hübsch, sagte aber durchaus nicht, wer sie sei. Das Souper zog sich sehr in die Länge und der von der Reise müde Herr G. schlief endlich auf einem Sopha ein. Als er erwachte, war er allein; er klingelte und es erschien sogleich ein dienstbarer Geist. „Wo bin ich?“ — „Wie gestern noch im Hôtel de France.“ — „Wer ist die Dame, welche dieses Zimmer bewohnt?“ — „Doch Ihre Gemahlin; sie ist bereits in das Bad ausgefahren.“ — „Sie irren sich. Doch bringen Sie mir die Rechnung.“ — „Alles ist bereits bezahlt.“ — Seltsam; der fremde Kaufmann vermisse auch weder seine Börse, noch seine Brieftasche. Er eilte in das Gasthaus, in welchem er abgestiegen war und verlangte den Schlüssel zu seinem Zimmer. — „Ihren Schlüssel? Sie haben ja kein Zimmer mehr hier.“ — „Ich kein Zimmer?“ — „Sie haben ja heute früh Ihre Sachen holen lassen und die Rechnung bezahlt.“ — „Entweder Sie träumen, oder ich träume.“ — „Sie haben die Rechnung ja in Ihre Brieftasche gesteckt und die zwei Briefe dazu, die an Sie angekommen waren.“ — Der Kaufmann griff unwillkürlich nach seiner Brieftasche und fand darin wirklich die quittirte Rechnung und zwei Briefe. „Ich bin bestohlen!“ rief er da aus; „Sie haben meine Sachen abgeliefert?“ — „Sie haben ja selbst den Paß vorgezeigt, damit alles verabfolgt würde.“ Herr G. fuhr sogleich zu allen Bankiers, auf die er Wechsel gehabt hatte und überall erfuhr er, daß das Papier vor einer Stunde bereits bezahlt sei. So kostete ihm diese Ballnacht an 10,000 Frs. Während seines Schlafes hatte man sich seines Mantels, seiner Papiere u. bedient, um den Streich auszuführen. Das Signalement der Dame konnte er angeben; auch erzählte er vor der Polizei, daß er im Postwagen von Havre nach Paris mit einem Kaufmann, seinem Freunde, viel von seinen Angelegenheiten gesprochen und daß in einer Ecke ein anderer Reisender gesessen, der sich gestellt habe, als schläfe er fortwährend. Wahrscheinlich habe dieser alles gehört und das Gehörte benutzt, um ihm den Streich zu spielen. Trotz allen Nachforschungen hat man von diesem Mann und der Schönen noch keine Spur gefunden.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 10.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlschnitten, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Modellen, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Bianca Capello.

Von Alexander Dumas.

(Schluß.)

Die gewünschte Vermählung fand statt; der junge Großherzog opferte der Schickslichkeit ein Jahr und besuchte Bianca nur im Dunkel, wobei er den Palast allein und verkleidet verließ. Nach einem Jahre aber, als ihm sein Vater in einem Briefe anzeigte, solche Wanderungen wären für einen Fürsten gefährlich, gab er dem Pietro eine Anstellung in dem Palaste Pitti und kaufte für Bianca das schöne Haus, das noch jetzt in der Via Maggio das Wappen der Medici trägt. So war Bianca dem liebenden Francesco so nahe gekommen, daß er nur über den Platz Pitti zu gehen brauchte, um zu ihr zu gelangen.

Pietro Bonaventuri dachte an nichts mehr, als an Spiel und galante Abenteuer, und machte sich dabei viele Feinde, so daß man ihn eines Morgens von fünf Dolchstichen durchbohrt todt in einem Gäßchen fand.

Es waren erst drei Jahre vergangen, seit die beiden Liebenden Venedig verlassen und geschworen hatten, einander ewig zu lieben, und schon seit zwei Jahren hatten beide ihr Gelübde vergessen. Deshalb wurde Pietro wenig bedauert, selbst von seiner Frau, der er längst schon fremd geworden war. Nur die alte gute Mutter grämte sich über den Tod ihres Sohnes und zwar dermaßen, daß sie ihm bald in das Grab nachfolgte.

Auch Johanna von Oesterreich war nicht glücklich; zwar war sie dem Namen nach Großherzogin, eigentlich aber war es Bianca Capello. Wer ein Amt, eine Gnade, eine Gunst suchte, wendete sich an die Venetianerin. Diese war allmächtig; sie hatte Pagen, einen Hof und Schmeichler; an die Großherzogin Johanna wendeten sich nur die Armen.

Johanna war eine fromme und sittenstrenge Frau, wie alle Prinzessinnen aus dem Hause Oesterreich, und sie trug ihren Kummer Gott vor. Gott wendete auch seine Augen auf sie und nahm sie weg aus dieser Welt in sein himmlisches Reich.

Man schrieb diesen Tod dem Umstande zu, daß Francesco, als Biancas Bruder nach Florenz gekommen war, demselben ein so großes Fest gab, wie er es größer keinem regierenden Fürsten hätte geben können, was, wie das Volk wissen wollte, die unglückliche Johanna so betrübte, daß sie statt einen zweiten Sohn, wie man erwartete, zur Welt zu bringen, starb.

Der Großherzog Francesco war nicht schlecht, sondern nur schwach. Der stille Kummer, der an seiner Gemahlin nagte, verursachte ihm bisweilen eine traurige Stimmung, die fast wie Reue aussah. Auf dem Sterbebette suchte Johanna aus diesem Gefühle Vortheil zu ziehen; sie ließ den Großherzog ersuchen, zu ihr zu kommen. Ohne ihm Vorwürfe zu machen wegen der frühern Zeit, bat sie ihn nur, für die Zukunft ein gottseliges Leben zu führen. Francesco benegte mit seinen Thränen ihre Hände und ver-



sprach ihr, Bianca nicht wiederzusehen. Johanna lächelte traurig, schüttelte zweifelnd ihr Haupt, murmelte ein Gebet, in welchem der Großherzog mehrmals seinen Namen hörte, und starb.

Sie hinterließ drei Töchter und einen Sohn.

Vier Monate lang hielt Francesco Wort, vier Monate lang war Bianca, wenn auch nicht verbannt, so doch von Florenz entfernt. Aber Bianca kannte ihre Macht; sie ließ die Zeit auf den Schmerz, die Reue und den Schwur des Herzogs wirken, dann trat sie ihm eines Tages entgegen und Schmerz, Reue, Schwur, alles war vergessen.

Ihr Beichtvater war ein schlauer und gewandter Kapuziner; sie gab ihn dem Fürsten. Dieser vertraute ihm seine Reue an und der Kapuziner meinte, das einzige Mittel, das Gewissen zu beruhigen, sei die Vermählung mit Bianca. Der Großherzog hatte auch schon daran gedacht. Sein Vater, Cosmus der Große, war ihm mit seinem Beispiele vorgegangen, indem er in seinem Alter sich mit Camilla Martelli vermählte. Man hatte viel gesprochen, als diese Verbindung stattfand, sie aber doch ruhig geschehen lassen und dann geschwiegen. Francesco meinte, es würde bei ihm eben so sein und, von dem Capuziner angetrieben, beschloß er endlich, sein Gewissen mit seinen Wünschen in Uebereinstimmung zu bringen.

Lange schon hatten die Höflinge, welche bemerkten, woher der Wind wehe, vor dem Großherzoge von solchen Verbindungen wie von ganz gewöhnlichen Dingen gesprochen und alle Beispiele, deren sie sich erinnerten, von Fürsten angeführt, welche ihre Gemahlin aus einer nicht fürstlichen Familie gewählt. Eine letzte Schmeichelei entschied Francesco; Venedig, das in diesem Augenblicke Florenz brauchte, erklärte Bianca Capello zur Tochter der Republik, so daß, während der Cardinal Ferdinand, der von dem Vorhaben seines Bruders nichts wußte, an allen Höfen Europas eine Gemahlin für denselben suchte, dieser sich insgeheim in der Kapelle des Palastes Pitti mit Bianca vermählte.

Es war beschlossen worden, die Vermählung sollte geheim bleiben, aber das wollte die Großherzogin nicht; sie war nicht so hoch gestiegen, um auf halbem Wege anzuhalten, und noch war kein halbes Jahr vorüber, als sie öffentlich wie insgeheim, auf dem Throne und überall die Stelle der armen Johanna von Oesterreich eingenommen hatte.

Montaigne, der um diese Zeit von Bianca zur Tafel gezogen wurde, sagt: „diese Fürstin ist schön nach

der Meinung der Italiener; sie hat ein angenehmes und herrisches Gesicht und eine volle Brust; sie schien mir stolz darauf zu sein, den Großherzog in ihre Fesseln geschlagen zu haben. Der Großherzog trank schon längst Wasser unter dem Weine, sie genoß das Traubenblut rein und unvermischt.“

Drei Jahre nach der Vermählung Francescos mit Bianca, d. h. im Anfange des Jahres 1582 starb der junge Erzherzog, so daß der Thron von Toscana ohne directen Erben blieb und der Cardinal Ferdinand, nach dem Tode seines Bruders, Großherzog werden mußte.

Im J. 1576 hatte der Großherzog Francesco einen Sohn von Bianca erhalten, da er aber die Frucht der Sünde war, konnte er seinem Vater in der Regierung nicht folgen; übrigens erzählte man auch seltsame Dinge von seiner Geburt. Man sagte, Bianca habe, als sie gesehen, daß sie kein Kind außer ihrer Tochter Pelegrina zur Welt bringen werde, den Vorsatz gefaßt, eines unterzuschieben. Sie hätte sich darauf mit einer polnischen Wärterin beredet, auf die sie ihr ganzes Vertrauen setzte. Die Nacht vom 29. zum 30. Aug. 1576 wurde zur Entbindung gewählt und Francesco wollte die Geliebte nicht verlassen, als sie ihm anzeigte, ihre Stunde komme. Daran war aber Bianca nicht gelegen und sie bestand darauf, daß er sich zur Ruhe begeben. Er gab endlich auch nach.

Zwei Stunden später weckte man ihn, um ihm anzuzeigen, daß er Vater eines Knaben sei. Er eilte sogleich in das Zimmer Biancas, die ihm das Kind zeigte. Der Großherzog war außer sich vor Freude und der Knabe erhielt in der heiligen Taufe den Namen Anton.

Achtzehn Monate später schickte man die Polin, welche die ganze Intrigue geleitet hatte, in ihr Vaterland zurück. Sie reisete ohne Mißtrauen und mit Geschenken überhäuft ab, im Gebirge aber wurde ihr Wagen von Bermummten überfallen, welche auf sie schossen und sie für todt liegen ließen. Sie kam indes gegen alle Erwartung wieder zu sich und erklärte vor dem Richter des nächsten Dorfes, sie habe in einem der Bermummten, der zufällig die Maske verloren, einen Sbirren im Dienste Biancas erkannt, übrigens habe sie diese Strafe verdient (ob sie gleich nicht erwartet, sie von einer solchen Hand zu erhalten), da sie behilflich gewesen, den Großherzog zu täuschen, indem sie der Geliebten desselben das Kind einer armen Frau gebracht, welches für das Biancas ausgegeben worden sei. Nach diesem Geständnisse starb die Frau und ein Bericht dar-



über wurde sogleich nach Rom an den Cardinal Ferdinand von Medici gesandt, der eine Abschrift davon seinem Bruder schickte. Es wurde indeß Bianca leicht, ihren Geliebten zu dem Glauben zu bringen, es sei dies eine gegen sie angelegte Intrigue.

Der Thron mußte, wie erwähnt, dem Cardinal zufallen, wenn die Großherzogin nicht ein anderes Kind zur Welt brachte, und Francesco verzweifelte fast an einem solchen Stücke, als ihm Bianca anzeigte, daß sie wieder Mutter zu werden hoffe.

Diesmal nahm sich der Cardinal vor, bei der Entbindung seiner Schwägerin selbst zugegen zu sein, und er ercappte wirklich denjenigen, welcher das Kind herbeibrachte, das für das des Großherzogs ausgegeben werden sollte. Er schwieg jedoch und die Großherzogin stellte sich krank.

Das gute Vernehmen zwischen den beiden Brüdern wurde also gar nicht gestört. Der Cardinal sah sich sogar im nächsten Winter eingeladen, zwei Monate in Poggio a Casano zuzubringen. Er nahm diese Einladung an, denn er war ein großer Jagdliebhaber.

Gleich am Tage der Ankunft des Cardinals wollte Bianca eigenhändig eine Torte, wie sie der Cardinal vorzüglich gern aß, zubereiten; der Cardinal erfuhr durch den Großherzog diese zarte Aufmerksamkeit seiner Schwägerin, wurde aber einigermaßen besorgt darüber, da er kein rechtes Vertrauen in ihre Ausöhnung mit ihm setzte. Zum Glück besaß der Cardinal einen Dpal, den ihm der Papsi Sixtus V. gegeben hatte und welcher die Eigenschaft besaß, bleich zu werden, sobald man ihn an einen giftigen Gegenstand brachte. Der Cardinal machte die Probe an der von Bianca bereiteten Torte. Was er erwartet hatte, geschah; der Dpal erbleichte und der Cardinal erklärte, er habe sich eines andern besonnen und werde nichts von der Torte essen. Der Großherzog drang einen Augenblick in ihn, da er aber sah, daß alle seine Bitten vergebens waren, sagte er zu seiner Gemahlin: „da mein Bruder sein Lieblingsgericht nicht ißt, so werde ich es thun, damit die Großherzogin sich nicht vergebens bemühet habe,“ und er nahm ein Stück von der Torte.

Bianca wollte ihn erst daran hindern, aber sie wagte es nicht. Ihre Lage war eine schreckliche; sie mußte entweder ihr Verbrechen gestehen oder ihren Gemahl an Gift sterben lassen. Sie überblickte schnell ihr vergangenes Leben, erkannte, daß sie alle irdische Freuden genossen und jede Größe erreicht habe, und ihr Entschluß war bald gefaßt. Sie schnitt sich ebenfalls ein

Stück von der Torte ab, reichte dem Großherzog in die Hand und verzehrte lächelnd das vergiftete Gebäck.

Am andern Tage waren Francesco und Bianca todt und nach drei Tagen bestieg der Cardinal den Thron.

### Der geheimnißvolle Liebhaber.

Die Gräfin Mathilde von Nesle, die in ihrem fünf- undzwanzigsten Jahre nach einer einjährigen Ehe Wittwe geworden war, wollte bald die Trauer ablegen, aber die Erinnerung an ihren Gatten war bereits nur noch gleichsam ein flüchtiger Schatten. Der Verstorbene verdiente freilich auch diese Gleichgültigkeit. Erstens kann nur ein ungefälliger Mensch, ein Mensch, der vergessen sein will und vergessen werden muß, auf den Einfall kommen, zu sterben, wenn er eine der lebenswürdigsten und schönsten Frauen sein nennt, und diese dadurch zur Einsamkeit und Langeweile verurtheilen. Und wenn der Gemahl Mathildens bloß dieses Unrecht sich hätte zu Schulden kommen lassen! Der Unglückliche dachte so lange er lebte nur an das Spiel mit Staatspapieren und Actien und hatte sein Vermögen, wie die bedeutende Mitgift seiner Frau in diesen Speculationen verloren. Dieser Umstand war vielen Personen unbekannt und man hielt deshalb Mathilden für eine sehr reiche Wittve. Sie besaß jedoch nur noch ein sehr bescheidenes Vermögen, das indeß ihr genügt haben würde, hätte sie Liebe gefunden, denn sie befand sich noch bei den Träumen von „einer Hütte und einem Herzen.“

Mathilde war von ihrem Vater, einem verabschiedeten Offiziere, der sich mehr um die Pflege seiner Georginen als um die Erziehung seiner Tochter kümmerte, in der Provinz erzogen worden und hatte viele Freiheit gehabt. Sie hatte nach eigener Wahl in einer Romanbibliothek sich ihre Lectüre gesucht und sich romanhafte Gedanken in den Kopf gesetzt. Sie betrachtete die Welt durch ihre Bücher und als sie bemerkte, daß statt eines verliebten und galanten Grafen eine Art Börsenmäkler ihr als Gatte beschieden wurde, beklagte sie sich über die Nüchternheit und Philisterhaftigkeit desselben und als er starb, betrauerte sie ihn wenig.

Mathilde hatte auf der Promenade einen jungen galanten Modeherrn bemerkt, der seinerseits ihr viel Aufmerksamkeit schenkte. Er hatte jene Wespentaille und jenen rund um das Gesicht gehenden Bart, die nothwendig zu einem ächten „Löwen“ gehören. Er mand-



virte so gut, daß er Eintritt in das Haus Mathildens fand, deren Herz wirkliche Liebe zu fühlen anfing. Er spielte Guitarre wie der Graf Almaviva und als Sere-nadenbringer hatte er eben Eintritt in das Haus gefunden. Seitdem besuchte er Mathilden alle Tage, und machte bald die Bemerkung, daß die Gräfin einen Mann, nicht einen Liebhaber suche. Er erkundigte sich. Da Mathilde für reich galt und er Geld brauchte, um seine Schulden zu bezahlen, so setzte er seine Besuche immer fort. Er trug selbst einer Verwandten auf, die Unterhandlung einzuleiten.

Mathilde glaubte in ihrer Rechtllichkeit, den Stand ihres Vermögens genau angeben zu müssen. Die Abgesandte antwortete, Friedrich von Balcour sehe keineswegs auf Vermögen, ihn fesselten nur die Schönheit und der Geist der Gräfin; dann aber ging sie zu Friedrich, um mit diesem über die arme Wittve zu spotten. Er sah sich wegen einer Wechselschuld verfolgt, ließ von einem reichen Erben eine ansehnliche Summe und begab sich nach London, um der Krönung der Königin Victoria beizuwohnen.

Mathilde sah in dieser Flucht eine Beleidigung. Nicht einmal einen Brief! Dieses Schweigen machte sie unwillig und sie verfiel in Menschenhaß. Dann reiste sie mit ihrem Kammermädchen ab, um sich in einem alten gothischen Schlosse zu verbergen, wo sie sonst mit ihrem Vater schöne Tage verbracht hatte. Anfangs wünschte sie sich Glück wegen dieses Entschlusses; der Anblick des Meeres entzückte sie; der Frühling war ihr etwas Neues geworden. Indes nach einem Monate überfiel die schöne Gräfin eine tiefe Melancholie. Sie wurde krank. Die langen Spaziergänge ermüdeten sie; der Blumengeruch machte ihr Kopfweh; der Vogelgesang belästigte ihre Ohren. Sie langweilte sich entsetzlich.

Eines Abends als sie mit einem neuen Roman in der Hand in einer Kastanienallee hinging, bemerkte sie am andern Ende derselben einen jungen Mann, wenigstens erkannte sie einen eleganten knappen Rock. Um die Züge der Person zu erkennen, war es schon zu dunkel; dieselbe verbeugte sich indes vielfach und anmuthig. Der junge Mann trug gelbe Handschuhe und ein Stöckchen mit goldenem Knopfe.

„Ob es wohl Friedrich ist?“ dachte sie; „hat er erfahren, daß ich hier verborgen lebe?“ Sie machte eine Verbeugung und blieb einen Augenblick stehen; der Fremde kam aber nicht näher.

„Entgegengehen kann ich ihm doch nicht,“ dachte sie bei sich, und schritt langsamer weiter. Sie stellte

sich, als lese sie, ob es gleich dazu zu dunkel war. Von Zeit zu Zeit sah sie sich um. Der grüßende Herr folgte ihr immer in ehrerbietiger Ferne und regelte seine Schritte nach den ihrigen. Die Gräfin fing an sich zu fürchten. Sollte es ein Wahnsinniger sein? Es lag allerdings etwas Schlotteriges in dem Gange. Sie ging schneller. Als sie ihre Wohnung erreichte, wendete sie sich noch einmal um; der blöde Anbeter ließ sich, obgleich ziemlich weit entfernt, bei dem letzten Kastanienbaume auf ein Knie nieder und legte die eine Hand auf sein Herz.

„Kein Zweifel,“ dachte die Gräfin, „es ist Friedrich. Er hat sein Unrecht erkannt und bittet mich um Gnade.“

Die Gräfin, welcher dieses Abenteuer nicht mißfiel, befahl ihrem Kammermädchen, den Herrn Friedrich, wenn er komme, nicht vorzulassen, ihn indes ganz freundlich zu behandeln. Dann ging sie in ihr Zimmer und machte Toilette trotz dem gegebenen Befehle; sie wartete in peiniger Ungeduld, ging dann wieder hinunter und zankte, um die Zeit zu vertreiben, mit ihrem Kammermädchen, das endlich weinend sagte:

„Ich bin ja nicht Schuld daran, daß Herr Friedrich nicht kommt.“

Es klopfte Niemand an die Thüre und die Gräfin begab sich nach Mitternacht, des Wartens müde, zur Ruhe, aber sie schlief nicht.

„Ich war eine Narrin,“ tröstete sie sich endlich, „daß ich seinen Besuch erwartete; er weiß zu wohl zu leben, um so spät und auf dem Lande bei mir zu erscheinen. Morgen wird er kommen.“

Mathilde stand früher auf als gewöhnlich und das Kammermädchen wurde wiederum der Trägheit wegen gescholten. Als das Mädchen ausging, um den Rahm zum Frühstück zu holen, erfuhr sie, man habe die ganze Nacht hindurch einen jungen Mann, der oft seltsame Sprünge gemacht, um das Schloß herumschleichen sehen. Einen großen Theil der Nacht war er unter, oder wie andere sagten, auf einem Baume, dem Schlafzimmer Mathildens gegenüber geblieben. Das treue Kammermädchen berichtete dies sofort der Gebieterin.

„Welche Unvorsichtigkeit!“ rief die Gräfin; „will er meinem Rufe schaden?“ Aber der Beweis von Liebe rührte doch ihr Herz und sie setzte hinzu: „der arme junge Mann, wie leicht konnte er sich erkälten!“

Sobald die Stunde gekommen war, in welcher sie schicklicher Weise ausgehen konnte, ging die Gräfin in der Allee hin. Zwar sah sie sich vergebens nach ihrem Anbeter um, aber an dem Baume, wo er den Abend vor-



her gekniet, bemerkte sie einen Handschuh. Dieser Umstand machte sie aufmerksam. Der Handschuh befand sich in einer Oeffnung des Baumes, welche einem Briefkasten ganz ähnlich sah. Mathilde glaubte also, Friedrich wüßte erst ihre Verzeihung zu erhalten, ehe er wieder vor ihr zu erscheinen wage und er zeige ihr das Mittel an, sie ihm zu bewilligen. Sie ging in ihr Zimmer zurück, um ein Briefchen zu schreiben, in welchem sie ihn aufforderte, nach London oder wenigstens nach Paris zurückzukehren; aber dieses Verlangen war so mild ausgesprochen, daß kein Verständiger über den Zweck des Briefes in Zweifel sein konnte.

Hauptsächlich empfahl sie ihm, das seltsame Benehmen in voriger Nacht nicht zu wiederholen, was sie auf immer mit ihm erzürnen müßte. Kaum hatte die Gräfin diesen Brief beendet, der, Gott weiß es, wie es zugeht, vier Seiten enthielt, als sie ihn auch in dem Spalte des Kastanienbaumes versteckte. Dann entfloß sie zitternd, als habe sie ein Verbrechen begangen, so sehr wirkt das Geheimnißvolle auf die weiblichen Nerven. Von ihrem Zimmer aus blickte sie nun unverwandt auf den Baum und es wahrte nicht lange, so sah sie aus einem nahen Gebüsch einen leichten Schatten herbeischleichen; es war der Gast vom vorigen Tage. Er schien ihr nicht so groß zu sein wie Friedrich, aber die Entfernung konnte täuschen. Während sie sich umdrehte, um ihrem Kammermädchen zu antworten, das ungeschickter Weise gerade jetzt etwas wissen wollte, war das Briefchen weggenommen und der Unbekannte eilte damit in das Gebüsch zurück.

Der Tag verging, ohne daß Friedrich sich zeigte, und Mathilde meinte endlich, er sei auch gar zu zurückhaltend. Sie könne ihn doch unmöglich an der Hand fassen und mit Gewalt hereinführen. Sie ging zum drittenmale aus und überzeugte sich, daß der Brief wirklich weggenommen sei. Sie hoffte einen andern dafür zu finden, aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Da konnte sie den Aerger nicht bemeistern; sie fand das Essen schlecht, rühmte ihren verstorbenen Mann zwei Stunden lang gegen das erstaunte Kammermädchen und zog sich endlich mit den Worten in ihr Zimmer zurück, im Ganzen taue auch der allerbeste Mann nichts. Darin war das Kammermädchen ganz der entgegengelegten Ansicht, denn in ihren Augen war selbst der schlechteste etwas werth.

Warum legte sich Mathilde nicht zur Ruhe nieder? warum schlich sie auf den Fußspitzen fort, um sich zu überzeugen, ob ihr Kammermädchen schlafe? Wer kann

die Geheimnisse eines weiblichen Herzens errathen? Als Mathilde sich überzeugt hatte, daß das ganze Haus in tiefem Schlafe liege, trat sie an das Fenster, nachdem sie die Lampe mitten in das Zimmer gestellt hatte; sie glaubte ein leises Guitarrklingen unten zu hören. Sie öffnete vorsichtig das Fenster und erkannte am Fuße des Baumes eine menschliche Gestalt mit einem Instrument im Arme.

„Er fühlt doch poetisch,“ dachte sie.

Sie bog sich etwas aus dem Fenster hinaus, wie eine Maus, welche in die Krallen der Katze zu fallen fürchtet. Der geheimnißvolle Liebhaber stand auf, ließ sich auf ein Knie nieder und legte die Hand auf sein Herz, wie er es den Tag vorher gethan hatte. Ein schwacher Mondesstrahl, der mit einemale den eleganten Anzug des Verehrers der Gräfin beschien, ließ Mathilden keinen Zweifel mehr; sie glaubte Friedrich an der Taille sowohl als an dem völlig behaarten Gesichte zu erkennen. Sie entschloß sich endlich, den Geliebten zuerst anzureden.

„Pfui, Herr Friedrich! Wie benehmen Sie sich! Bedenken Sie denn nicht, daß Sie meinen guten Ruf gefährden? Wenn Sie wirklich Achtung für mich fühlen, wenn ich einwilligen soll, Ihre Frau zu werden, so müssen Sie Ihr Benehmen ändern. Ich verheimliche es nicht, daß Ihre Neue mich rührt; weiter kann ich aber in einer solchen Lage nichts sagen. Endigen Sie die Comödie; glauben Sie, daß ich die ganze Nacht wie ein Burgfräulein mit einem Troubadour vom Balcon herunter mich unterhalten werde? Ich wünsche Ihnen wohl zu ruhen; entfernen Sie sich; in Paris werden Sie mich wiedersehen.“

Eben als Mathilde ihre Rede geendigt hatte und eine rückgängige Bewegung machte, kletterte der stumme Anbeter mit wunderbarer Geschwindigkeit auf einen Baum und von da auf den Balcon; mit einem dritten Sprunge befand er sich mitten in dem Zimmer der Gräfin, die darüber so gewaltig erschrak, daß sie in Ohnmacht fiel. Sie kam indes bald wieder zu sich und schrie laut auf.

Das Kammermädchen hörte den ängstlichen Schrei ihrer Gebieterin und eilte herbei. Sie fand dieselbe in außerordentlicher Aufregung und konnte kaum sprechen. Erst nach mehreren Minuten sagte sie, ein Gesicht habe sie erschreckt, sie habe den Geist ihres verstorbenen Mannes zu sehen geglaubt. Das Kammermädchen wußte nicht, was sie denken sollte, glaubte aber mehr an die Lebendigen als an die Todten.



Am andern Morgen erzählte das Kammermädchen einen Vorfall, der alle Bauern in der Nähe in Aufruhr gebracht habe. Seit einigen Tagen sei der Inhaber eines Affentheaters in Havre angekommen, habe aber seinen besten Künstler, welcher der Guitarrespieler oder der Liebhaber heiße, verloren. Dieser ziemlich große Künstler sei nach einer außerordentlichen Vorstellung in seiner besten Toilette durchgegangen und habe sich auf das Land geflüchtet, wo er die Mädchen erschrecke. Diesen Morgen eben sei er von seinem Herrn ergriffen worden. Er gleiche, versicherte sie, vollkommen einem Stutzer und benehme sich auch so. Die Gräfin lachte nicht, gebot ihrem Kammermädchen vielmehr Schweigen und befahl ihr, sogleich einzupacken, weil sie nach Paris zurückzukehren gedenke.

Dieser Affe befindet sich jetzt ausgestopft in dem naturhistorischen Museum in Havre, nachdem er von einem eifersüchtigen Ehemanne erschossen worden war, als er eben über eine Gartenmauer kletterte.

### Miscellen.

(Eine Anekdote von Göthe.) In den letzten Jahren seines Lebens fühlte sich Göthe durch die Menge der ihn besuchenden Fremden sehr belästigt und er begann oft die Unterhaltung mit ihnen auf eine seltsame Weise. Einst ließ sich ein Engländer bei ihm anmelden. Die Engländer fürchtete er am meisten, weil er sicher sein konnte, daß jedes Wort, das er spreche, aufgezeichnet und in einem Journale gedruckt erscheinen würde. Er nahm sich also vor, so wenig als möglich zu sprechen und besonders nur von ganz gleichgültigen Dingen zu reden. Der Engländer erschien und Göthe begrüßte ihn, ohne ein Wort zu sagen; der Engländer verbeugte sich und schwieg. Göthe zeigte mit der Hand auf einen Stuhl und der Engländer setzte sich, ohne den Mund zu öffnen, indem er ohne Zweifel erwartete, Göthe würde das Gespräch anfangen. So vergingen fünf Minuten in dem tiefsten Schweigen und Göthe deutete, indem er aufstand, seinem stummen Gaste das Ende dieses seltsamen Besuches an. Als er indes den Engländer durch das Vorzimmer hinausbegleitete, fühlte Göthe einigermaßen Reue, er zeigte dem Engländer eine Marmorbüste, welche da stand und sagte: „Walter Scott.“ — „Ist todt!“ antwortete der Engländer, und so endigte der Besuch.

(Die einzige Synagoge in Spanien.) Die einzige Synagoge in Spanien befand sich in Toledo und die Juden daselbst hatten auf merkwürdige Weise den Haß zu mildern gesucht, der in Spanien auf ihnen lastete. Sie erzählten nämlich: als Jesus vor Gericht gestellt wurde, ließ der Rath der Priester unter dem Vorstize des Kaiphas alle Stämme befragen, ob der An-

geklagte freigelassen oder verurtheilt werden sollte. Auch den Juden von — Spanien legte man diese Frage vor und die Gemeinde von Toledo sprach sich für Freilassung aus. Dieser Stamm hatte sich also nicht mit dem Blute des Gerechten bedeckt. Das Original der Antwort der Juden von Toledo, mit einer lateinischen Uebersetzung der hebräischen Urschrift, soll sich — in dem Archiv des Vaticans befinden. Aus Erkenntlichkeit erlaubte man ihnen, in Toledo die Synagoge zu bauen.

(Vorrecht der Damen in einem Schaltjahre.) In einem alten angelsächsischen Gesetze, das in England noch gültig ist, heißt es: „so oft ein Schaltjahr eintritt, haben die Frauen ein Vorrecht über die Männer in Sachen der Liebeswerbung und des Heirathens, so daß, wenn eine Dame einen Antrag macht, der Mann nicht nein sagen darf, sondern ihren Antrag annehmen muß.“

(Eine tyrannische Mehrheit.) Ein Mann, der offenbar mehr ein Wigbold als ein Narr war, sich aber dennoch in einem Narrenhause eingesperrt sah, wurde einmal gefragt, wie er dahin gekommen sei: „bloß nach einem Wortwechsel; ich sagte, alle Menschen wären Narren, und alle Menschen sagten, ich wäre ein Narr, und die Mehrheit behielt Recht.“

(Französische Mittel gegen Brustleiden.) Die nachfolgend erwähnten seltsamen Mittel werden in Frankreich sämmtlich für unfehlbar in Lungenerkrankungen angesehen, und jedes einzelne soll vollkommen hinreichen, Asthma, Schwindsucht &c. zu heilen: Ein Leimbäd. Ein warmes Bad, in welchem zwei bis drei Pfund feinen Leimes aufgelöst worden sind, bis das Ganze sich klebrig anföhlt und eine Art Ueberzug auf der Haut zurückläßt. Dieses soll jeden Tag genommen werden und dabei ist alles andere Waschen des Körpers zu vermeiden. — Die aromatische Suppe. Diese wird von jungen Hühnern gemacht, welche man mit Datteln, Feigen und Rosinen füllt und dann so lange kocht, bis das Ganze eine unerkennbare Masse von Fleisch und Süßigkeit bildet, welche alle zwei Stunden in Suppe zu essen ist. — Schnecken gelée und Schnecken in Schalen. Bei der erstern Vorschrift werden die Schnecken in Milch und Zucker gekocht, bis das Ganze, wenn es kalt ist, ein Gelée bildet, von dem man sehr häufig etwas isst. Das zweite Mittel wird von Gesunden wie von Kranken gegessen. Man nimmt einige Duzend der größten Schnecken, welche ein weißes Haus haben, bringt sie in ein zugedecktes irdenes Gefäß, wo sie vier und zwanzig Stunden fasten müssen; dann legt man sie vier und zwanzig Stunden in Milch und läßt sie darauf wiederum vier und zwanzig Stunden fasten, worauf sie endlich am vierten Tage aus ihrem Hause genommen, mit geriebenem Brode, Gewürz und Butter gebaden und gegessen werden von dem, der es vermag. Endlich ist noch der Syrop d'Orgeat übrig, den die Franzosen für vollkommen unfehlbar halten; es ist der Saft von süßen Mandeln mit Gummi und sehr vielem Zucker zu einem dicken



Syrup geformt. (Einen Theelöffel davon mischt man in ein Glas warmen Wassers, was ein ekeliges warmes Getränk giebt, das der Kranke Tag und Nacht genießen muß. Weiblichen Kranken empfehlen französische Aerzte auch Cigarren mit Kampfer.

(London.) Ein Umstand unterscheidet London von allen andern großen Hauptstädten. In Paris, in Wien, Berlin, Rom etc. berühren einander die heterogensten Wohnungen; man sieht ein Gasthaus, einen Schuhmacher, einen Schneider neben prachtvollen Palästen, in denen die reichsten und ausgezeichnetsten Leute wohnen; selten enthalten drei oder vier Häuser hinter einander dieselbe Classe von Personen und der Stand in der Gesellschaft oder das Vermögen einer Person läßt sich unmöglich nach dem Stadttheile bestimmen, in welchem sie wohnt. In London dagegen sind die Straßen und Stadttheile für eine besondere Classe von Leuten gebauet und sie können diese ihre Bestimmung nicht ändern. In der ober jener Straße, z. B. Baker-Street, wohnen nur solche Personen, welche jährlich mindestens 10,000 Thlr. auf ihren Haushalt verwenden; in Grosvenor- oder Belgrave-Square kann Niemand ein Haus mieten, der nicht jährlich 50 bis 150,000 Thlr. auszugeben hat und so fort, so daß, sobald Jemand die Straße nennt, in welcher er wohnt, man auch ziemlich gewiß weiß, wie viel er scheinbar Vermögen besitzt. Scheinbar, sage ich, denn wie viel glänzendes Glend umschließen diese prachtvollen Wohnungen! Wie viele Familien leben auf großem Fuße, ohne daß man zu errathen vermag, woher sie das Geld bekommen, das sie ausgeben!

(Gegen Ueberschwemmungen.) Ein Herr von B. besitzt zwischen Lyon und Valence ein Schloß, das von den Ueberschwemmungen der Rhone etc. mehrmals schon heimgesucht worden ist. Um den Wirkungen dieses Unglücks zuvor zu kommen, hat der sinnreiche Mann einen ganz besondern Plan neuerdings in seinem Schlosse zur Ausführung bringen lassen. Dieses hat nun von Wasserfluthen nichts mehr zu fürchten. Durch einen sehr einfachen Mechanismus werden, sobald das Wasser in die Zimmer tritt, alle Meubles hinauf in das nächste Stockwerk gezogen, dessen Fußboden sich öffnet und wieder schließt. Folgt das Wasser nach, so öffnet sich auch der zweite Plafond und die Meubles werden in das zweite Stockwerk versetzt, wohin das Wasser nicht steigt, es müßte denn eine allgemeine Sündfluth eintreten. Es ist alles so gut eingerichtet, daß binnen wenigen Minuten das ganze Mobilier in das obere Stockwerk gezogen werden kann.

(Der Pariser Krämer.) Obgleich der Pariser Krämer sich und seines Gleichen für die Hauptstütze des Staates hält und Fürsten, Herzöge und alle Adelige verachtet, so sieht er doch die Namen derselben gern in seinen Büchern und bildet sich auf eine vornehme Kundschaft etwas ein. Ein solcher Krämer nahm deshalb auch sehr gern ein junges hübsches Mädchen als Ladendemoiselle an, weil sie ihm die Kundschaft der vornehmsten Häuser in der Faubourg St. Germain versprach. Sie erzählte, diese

adeligen Häuser bezahlten zwar nicht baar, handelten aber nie um den Preis und es sei an den Waaren bei denselben wohl 25 Proc. zu gewinnen. Die junge Dame wurde sehr freundschaftlich behandelt und begann bald ihre Operationen. Sie ging aus mit einem großen Korbe voll Thee, Chocolate, Provencer Del etc., kam Abends mit leerem Korbe und ihrem Büchelchen zurück, in welchem die vornehmsten Personen Bestellungen eingetragen hatten und zwar zu einem ziemlich hohen Preise. Der Krämer war außer sich vor Freude. Er führte die Bestellungen eifrig aus und die Dame nahm es über sich, dieselben an Ort und Stelle zu bringen. Leider dauerte der schöne Traum nicht lange, aus welchem der Krämer durch Leute in der Nachbarschaft geweckt wurde, die ihm Waaren zu sehr niedrigem Preise zum Kauf anboten. Er ließ sich dieses vortheilhafte Geschäft nicht entgehen, fand aber, als er die Waaren besah, daß es die waren, welche seine Ladendemoiselle für die vornehmen Kunden fortgetragen hatte. Die Wahrheit kam an's Licht; das Mädchen hatte die Waaren für Spottpreise zu ihrem Vortheile an die ersten Besten verkauft und den Krämer durch die vornehmen Kunden getäuscht.

### Generalcorrespondenz.

Die Ueberschwemmung der Rhone und Saone im Octbr. und Novbr. vorigen Jahres hat, so weit es bis jetzt ermittelt ist, einen Schaden von 15 Mill. 891,434 Fres. veranlaßt.

Die französischen Postwagen haben keine gewöhnlichen Laternen mehr, sondern Laternen mit tragbarem Gase.

Als man neulich in der Kirche zu Birrorth (England) das Grabgewölbe aufbrach, fand man eine unterirdische römische Kapelle. Die völlige Ausgrabung dieses merkwürdigen, so lange verschlossenen Baues wird zwar ziemlich hoch zu stehen kommen, die Kosten werden sich aber leicht zusammenbringen lassen.

Noch vor wenigen Jahren wurde das Ballet in den Vereinigten Staaten auf den Theatern nicht geduldet, weil man es für unanständig hielt. Die amerikanischen Sitten haben darin seitdem eine auffallende Umwandlung erfahren. Wir haben schon mehrmals von der Aufnahme erzählt, welche Fanny Elster in manchen Städten der Union gefunden; die Erzählung aber, welche der Intelligencer von Richmond, der Hauptstadt von Virginien, von der Tänzerin Triumpheinzug in dieser Stadt mittheilt, sieht, ob sie gleich in vollem Ernste gegeben wird, dem Spotte so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Man höre: die göttliche Fanny Elster, diese reizende Tänzerin, die vollendete Künstlerin, die anmuthige Pirouettendreherin, ist in Richmond erschienen. Ihre Ankunft wurde durch das Läuten der Glocken und durch den Donner der Kanonen angekündigt. Der Mayor ging ihr entgegen und hielt eine Rede an sie. Dann bildete sich ein Zug, um sie zu begleiten und setzte sich Schlag elf Uhr in Bewegung. Dieser Zug bestand: aus dem Mayor der Stadt, den Aldermen und Gemeinderäthen; dem Gouverneur und den Staatsräthen; den



Richtern; einem Tragesessel, in welchem die göttliche Fanny saß und von sechs Mitgliedern des Senates getragen wurde; aus den Mitgliedern des Senates mit dem Präsidenten an der Spitze; aus den Mitgliedern der Repräsentantenkammer; den Officieren der Land- und Seemacht und endlich aus einer Menge von Bürgern. Voraus wurde eine Fahne getragen und hinter dieser kam ein Musikcorps. Der Zug begab sich in das Capitol, von wo die göttliche Fanny in die Repräsentantenkammer geführt wurde, wo sie ihren Platz rechts von dem Präsidenten erhielt, der sogleich die Sitzung eröffnete. Es wurden mehrere Reden zu Ehren der willkommenen Fremden gehalten und dann vertagte sich die Kammer. Der Zug bildete sich darauf von neuem und geleitete die göttliche Fanny in das Hotel am Theater Marshall, in welchem eine prächtige Wohnung für sie bereit stand. Den übrigen Tag hindurch wurde das Haus von Neugierigen jeden Alters, Geschlechts und Standes belagert, welche nach der Gunst strebten, die berühmte Fremde zu sehen. Einige baten um eine Locke ihres Haares, andere um einen Schuh, noch Galantere um ein Stück ihres Strumpfbandes als Andenken. Fanny war im höchsten Grade liebenswürdig und reizend und nahm alle diese Bitten mit wirklich bewundernswürdiger Freundlichkeit und Herablassung auf. —

Mit dieser phantastischen Geschichte verbinden wir eine andere ächt amerikanische Erzählung: als das Packetschiff Coriolanus von Liverpool nach New-York zurückkehrte, wurde der Schiffszimmermann krank und starb bald darauf. Er hatte einen liebenswürdigen Sohn, der ihn in seinen Geschäften beistand und seinen Vater außerordentlich liebte. Das Herz des armen Burschen brach fast über den Tod des Vaters und kein Breden vermochte ihn von der Leiche zu trennen. Die gewöhnlichen Vorbereitungen zur Bestattung zur See wurden gemacht; man nähete den armen Schiffszimmermann in ein großes Tuch und legte einen alten Schleifstein, ein Beil und einen Meißel neben ihn, damit er hinunterfinke auf den Grund des Meeres. Der arme Knabe wurde fast wahnsinnig, als man seinen Vater hinunter in das Meer lassen wollte und die Matrosen mußten ihn halten. Endlich als die Leiche fallen sollte, riß sich der Knabe mit Gewalt los, faßte die Leiche und sank mit ihr hinunter. Es war zu spät, ihn zu retten; man sah ihn gleich darauf in der Fluth verschwinden. Dies geschah unter 97° der Breite und dem 79° d. Länge. Der Coriolan kam in New-York an, machte alle seine Geschäfte zur nächsten Fahrt ab und segelte wieder nach Liverpool. Als er sich unter 69° d. Breite und 45° der Länge befand, wurde ein ungeheurer Haifisch gefangen und als man ihn auf das Deck zog, glaubte man ein ungewöhnliches Geräusch in dem Innern des Ungethümes zu hören. Man öffnete dasselbe und da befand sich denn der Vater, der Sohn, der Schleifstein, das Beil und der Meißel. Der arme Schiffszimmermann war nicht todt gewesen, als man ihn in das Meer senkte, sondern nur ohnmächtig, und er schloß eben das Beil, während sein Sohn den Schleif-

stein drehete, denn sie hatten sich vorgenommen, sich einen Weg aus dem Leibe des Fisches hinaus in das Freie zu hauen. —

Wie der Engländer James Macaulay, der vor Kurzem aus Spanien zurückgekehrt ist, erzählt, stehen die beiden Cypressen, die schon zur Zeit der maurischen Könige berühmt waren, noch jetzt in dem Garten des Generalise bei der Alhambra. Die unermessliche Größe und das ehrwürdige Aussehen verrathen ihr Alter. Sie heißen „die Cypressen der Sultana“ wegen einer alten Geschichte von der Königin Boabdils, des letzten maurischen Fürsten von Granada. Diese Bäume sind wenigstens fünfhundert Jahre alt, wahrscheinlich aber noch älter. Die Villa Generalise (Lusthaus) war die Sommerresidenz der Könige von Granada. Sie liegt höchst malerisch an der Seite eines steilen Berges, dem gegenüber, auf welchem die berühmte Alhambra steht. Unmittelbar hinter ihr erhebt sich der Rücken der Sierra Nevada 13,000 F. hoch, bedeckt mit ewigem Schnee, von welchem befeuchtende Ströme herunterfließen, die Kühlung durch das Land unten verbreiten. Der Garten, welcher um die Villa herum sich zieht, wird durch zahllose Canäle bewässert, die sich, nachdem sie Springbrunnen u. gespeiset haben, unter blühendem Gebüsch verlieren. Noch jetzt, obgleich die reichen Verzierungen verfallen und viele der Wasserlünste vertrocknet sind, nimmt der Reisende die Uebergung mit sich, daß in der Zeit der Kalifen dies ein Ort von unbeschreiblicher Schönheit gewesen sein muß. —

Wir haben neulich die Uhr beschrieben, welche die ostindische Gesellschaft dem Kaiser von China als Geschenk übersendete; man hatte sich lange über die Wahl des Geschenkes nicht vereinigen können, denn es ist sehr schwer, den Kaiser von China zu befriedigen. Das letzte Geschenk, das aus England nach China ging, unter Georg III., war ein prächtvoller Stadtwagen. Mit diesem schickte man zu gleicher Zeit Leute, welche den kaiserlichen Oberhofwagenbaudirector mit der Einrichtung bekannt machen sollten. Zur Uebernahme des Wagen erschien ein Mandarin, der nach genauer Besichtigung fragte, für wen der außerhalb angebrachte hohe mit kostbarer Decke behangene Sitz sei. Der Engländer antwortete: für den, welcher die Pferde lenkt. „Das thut der Kaiser nicht,“ entgegnete der Chineser. — „Für den Kaiser ist der Platz im Wagen,“ fuhr der Engländer fort und deutete auf die reich geschmückten Kissen. Da sah der Chineser ihn mit steigendem Zorne an. „Und meint Ihr,“ sagte er, „daß unser ruhmgekrönter Kaiser, der Sohn der Sonne, niedriger sitzen soll, als einer seiner Sklaven?“ Der Mandarin war nicht zu beschwichtigen und entfernte sich, um Bericht zu erstatten, da, wie er erklärte, bei der Annahme sein Kopf in Gefahr komme. Der Erfolg war, daß die Annahme verweigert und der Wagen nach London zurückgebracht wurde. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 11.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen zc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditoren und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste, von dem Guten das Beste.

## Die Geschichte einer Sängerin.

1.

Im Jahre 1826 an einem schönen Augustmorgen schritt ein junger Mann mit träumerischem Blicke und vollkommen glücklichem Lächeln durch eine Straße der friedlichen Faubourg Saint Germain in Paris. Ein kleines Mädchen von etwa zwölf Jahren rührte in dem schmutzigen Wasser der Gasse herum, sang dazu den Refrain eines Volksliedes und schlug zum Schlusse ein glockenreines herrliches hohes A an, welches das geübte Ohr des Vorübergehenden entzückte. Der junge Mann blieb stehen, sah das Kind an und sagte zu demselben: „Singst Du gern, mein Kind?“ — „Bisweilen.“ — „Du thust recht daran, denn Du hast eine sehr schöne Stimme.“ — „Meinen Sie?“ entgegnete das Mädchen mit schelmischem Lächeln. — „Verstehst Du Musik?“ — „Nein, mein Herr.“ — „Möchtest Du sie verstehen lernen?“ — „D ja, aber ich bin arm.“ — „Es giebt Schulen, in denen man unentgeltlich Unterricht erteilt.“ — „Da möcht' ich wohl hingehen.“ — „Bohnst Du weit von hier?“ — „Nur ein Paar Schritte.“ — „Führe mich hin.“

Der junge Mann folgte dem Mädchen, das vor ihm herhüpfte, und sie kamen so in einen düstern Gang, der in eine höchst ärmliche Stube führte. Die Mutter arbeitete in einer Ecke. Der junge Mann begrüßte sie und erfuhr, daß sie außer dem Mädchen noch vier Kinder habe, deren einzige Stütze sie sei. Er fragte dar-

auf die arme Mutter über die Anlage ihrer Tochter für die Musik, aber auf alle seine Fragen antwortete sie nur: „ich habe nichts,“ so daß der Unbekannte endlich erklärte, wenn sie ihm einen Theil ihrer Gewalt über ihr Kind abtreten wolle, würde er dasselbe in eine Singeschule bringen. „Dafür kann ich Sie nur segnen,“ antwortete die Frau, deren Augen sich mit Thränen füllten.

Der Unbekannte und das sorglose Kind gingen mit einander fort.

2.

Die Familie Bourbon war zurückgekommen und wollte das biblische Königthum, das von den Armen der Kirche umschlungene, wieder aufbauen. Sie schritt, ohne sich von den Weisen der Parteien aufhalten zu lassen, mit bewundernswürdiger Ausdauer auf das Ziel zu, das sie zu erreichen wünschte.

Unter den untergeordneten Anstalten, welche ihre Existenz der Freigebigkeit der Restauration verdankten, war ohne Zweifel eine der bemerkenswerthesten die von Alexander Choron gegründete Schule der classischen Musik. Im Jahre 1816 geschaffen, verschwand sie 1830 mit der Regierung, von welcher sie in das Leben gerufen worden war. Trotz ihrer kurzen Dauer hat sie großen Antheil an der damaligen musikalischen Bewegung gehabt und zur Verbreitung der wahren Grundsätze der Kunst viel beigetragen. Die Schüler und Schülerinnen Chorons sind gegenwärtig die Zierden der



Opem in Europa und wenn es in Frankreich einen guten Gesanglehrer giebt, ist er sicherlich aus dieser Schule hervorgegangen.

Zur Zeit, als unsere Geschichte beginnt, war Choron fünfzig Jahre alt. Er war ein kleines rundes, fast ganz kahles Männchen mit feinen Zügen und einer lebendigen freundlichen Physiognomie, aus welcher allgemeines Wohlwollen sprach. Seine kleinen Augen waren voll Leben, Geist und Schelmerei. Er ging nicht, sondern sprang und hüpfte singend und pfeifend, bis er plötzlich einmal stehen blieb, um über etwas nachzudenken. Dann hüpfte er singend weiter und ehe er an Ort und Stelle kam, war er immer wenigstens zehn bis zwölfmal stehen geblieben. Alle seine Bewegungen waren rasch; er sprach schnell und schlug sich häufig dabei mit der Hand an die Stirn, als wolle er den Gedanken, welchen er auszusprechen wünschte, schneller herausklopfen. Dabei besaß er solide und vielseitige Kenntnisse. Er hatte der polytechnischen Anstalt angehört und sich in derselben ausgezeichnet. Aus unwiderstehlicher Liebe zur Musik gab er indes zum großen Mißvergnügen seiner Familie die Laufbahn auf, für welche man ihn bestimmt hatte. Er studirte sehr spät die Musik, denn er stand wenigstens im fünfundzwanzigsten Jahre, als er Unterricht bei dem Abbé Rose nahm. Er kannte die menschliche Stimme und die Uebungen vollkommen genau, durch welche dieselbe entwickelt werden kann, und besaß dabei einen bewundernswürdigen prophetischen Blick. Duprez war noch ein Kind von vierzehn Jahren, mit einer schwachen Kindesstimme, als Choron bereits zu ihm sagte: „Kind, Du wirst einst der erste Sänger Deiner Zeit werden!“ Endlich besaß er eine Empfänglichkeit und Reizbarkeit, die er häufig nicht bemeistern konnte. Er bebte, er seufzte, ja er weinte die heißesten Thränen, wenn er ein Musikstück hörte, welches ihm gefiel.

Dreimal in der Woche versammelten sich alle Zöglinge seiner Schule, deren Zahl sich auf beinahe hundert belief, in einer allgemeinen Classe, die er leitete. Da kamen kostbare Auftritte vor! Er gab sich jedem Gefühle des Augenblicks hin, so daß er sich viel von seiner Würde vergab. Er gesticulirte, sang, lachte und weinte in dem Salon eines Ministers ebenso wie in seiner eigenen Wohnung. Er liebte viele seiner Schüler, die ihn dagegen fast anbeteten. Seiner Kunst war er mit Leib und Seele ergeben und er starb wirklich vor Schmerz, als er sah, daß die Juliregierung seine Schule aufhob. Alle Jahre reisete er im Lande umher

um Schüler zu suchen. Fand er ein Kind, dessen Stimme ihm gefiel, so sagte er: „s ist gut, Du hast eine treffliche Stimme, Du kommst mit mir, Dein Glück ist gemacht.“ Von diesen seinen Rundreisen kam er dann mit einem Duzend Kinder in Holzschuhen zurück, die er mit den Worten vorstellte: „Sehen Sie da die Hoffnung Frankreichs!“

Dies erinnert an einen pikanten Zug aus seinem Leben.

Unter den Zöglingen, welche Epoche in der Schule Chorons machten, gab es besonders vier, die er sehr liebte und die er immer voranstellte, wenn er eine gute Idee von seinem Unterrichte geben wollte, nämlich Duprez, der gegenwärtig berühmte Tenorist der großen Oper, Boulanger, Bachon und Scudo. Sie hießen bereits die Künstler. Gab es irgendwo ein Fest, ein Diner, eine Soirée, so ging Choron mit diesen seinen vier Evangelisten dahin. An den Feiertagen, wenn er Geld hatte, was aber nicht immer der Fall war, führte er sie in eine Restauration, um sie zu tractiren, obgleich seine Frau darüber mit ihm schmollte.

Eines Tages kam er athemlos in die Schule, ließ seine vier Lieblinge rufen und sagte zu ihnen: „meine Herren, etwas Neues! Der Minister des königl. Hauses ist abgetreten, und an die Stelle desselben Herr v. Lauriston gekommen, der so gegen die Schule eingenommen ist, daß er sie aufheben will. Mit Mühe habe ich es durchgesetzt, daß man uns erst hört, bevor man einen solchen Entschluß faßt. Heute Abend gehen wir zu ihm; also Muth! Euere Zukunft steht auf dem Spiele; Ihr müßt Euere Bestes singen, zuerst jeder eine Arie, dann zwei Duette. Ach, Herr von Lauriston, Sie wollen uns entlassen!.. Sie werden nicht widerstehen, wenn Sie uns hören, nein, nein! Und die Herren vom Conservatorium werden verzweifeln.“ Dabei hüpfte er im Zimmer umher, lachte und sang; er sah aus wie ein Narr. „Alles wird gut gehen,“ setzte er nach einiger Zeit hinzu, „ganz gut. Bürstet Euere Röcke rein, wischet Euere Stiefeln, pußt Euere Knöpfe, und besonders eßt wenig, hört Ihr? Man wird Euch ein Gläschen Medoc geben, um Euch zu erwärmen.“

Nachdem die Bier so leicht, als ihnen empfohlen worden war, gespeiset und die ungeheuern dreieckigen Hüte aufgesetzt hatten, die zu ihrer Uniform gehörten, brachen sie auf. Es war ein schöner Juliabend. Der Mond ergoß sein mildes Licht über die Bäume des Boulevards. Sie gingen schweigend neben einander, jeder mit einer Notenrolle in der Hand, hinter dem



Lehrer her, der gesenkten Hauptes vorausschritt, ohne ein Wort zu sagen. So gelangten sie in den Palast des Ministers des königlichen Hauses und die Herzen klopfen ihnen gewaltig, als der Huissier meldete: „Herr Choron mit seinen Schülern.“

Sie traten in einen großen Saal, in welchem sich vielleicht zwölf Personen befanden. Eine starke Stimme fragte gebieterisch den Herrn Choron: „Das sind alle Ihre Zöglinge?“ — „Nein, Excellenz, es sind meine besten, es ist die Hoffnung Frankreichs!“

„Ah!“ entgegnete Herr von Lauriston lachend.

— „Ew. Excellenz werden sogleich selbst urtheilen,“ fuhr Choron fort. Dann nahm er alle vier an den Händen, stellte sie vor und sagte: „da ist der Liebhaber,“ indem er auf Duprez mit der breiten Brust zeigte; „da der Grazioso, der Buffo cantante, der Intrigant, Ihnen zu dienen. — Duprez, Scudo, jetzt singt Euer Duett!“

Die beiden Aufgerufenen traten an das Piano, entschlossen, zum bösen Spiele gute Miene zu machen. Panferon begleitete sie und endlich begannen sie. Es trat eine tiefe Stille ein, Aller Augen waren auf sie gerichtet. Nach etwa zehn Tacten lief ein beifälliges Gemurmel durch den Saal und ermunterte die Sänger. Man applaudirte sehr. „Allerliebste!“ sagte man überall. — „Ja, ja, allerliebste, herrlich!“ sprach Choron, dessen Augen in Thränen schwammen. „Fangt noch einmal an, meine Kinder; es geht alles gut. — „Frankreich ist gerettet!“ flüsterte er ihnen zu.

Der Abend endigte so glücklich als er begonnen hatte. Die Knaben verließen den Palast, hüpfend und springend vor Freude und die Hüte in die Höhe schleudern. Die Schule durfte fortbestehen, und diese war es, in welche das junge Mädchen geführt wurde, dessen Geschichte wir erzählen wollen.

### 3.

Das Mädchen hieß Rose Niva und sie war keineswegs das, was man hübsch zu nennen pflegt. Sie war zu groß für ihr Alter, zu hager und es fehlte ihr an dem anmuthigen Wesen, das nur eine gute Erziehung geben kann. Aber sie besaß einen niedlichen Fuß, eine reizende Taille, ein charakteristisches und bewegliches Gesicht, schwarze feurige Augen und einen zwar großen Mund, der aber durch ein unwiderstehliches Lächeln umspielt wurde. Sie hatte Geist, viel Geist, wenn er auch nicht ausgebildet war. Alles an ihr war zu bilden oder umzubilden. Sie war lebhaft, zerstreut,

an Gehorsam nicht gewöhnt und deshalb schwer zu lenken. Sie gehörte zu den kräftigen Naturen, die für starke Leidenschaften geschaffen sind; unter strenger Zucht erreichen sie bisweilen die höchsten Muster der Menschheit, während sie, einer sorglosen Leitung überlassen, fast immer auf dem Pfade straucheln. Diese Mischung von Rohheit und Kunst, diese Eigenschaften Nivas, die noch unentschieden in ihr schlummerten, interessirten Herrn Ramier, einen verständigen jungen Mann, der damals Lehrer an der Schule Chorons war. Sie wurde in die Schule aufgenommen und der besondern Aufsicht Ramiers übergeben. Die Classe Ramiers bestand aus Männern, Kindern und jungen Mädchen; es herrschte aber die strengste Ordnung; es durfte kein Wort gesprochen werden, welches die Schicklichkeit verletzte. Ramier war ungemein streng; da er es aber meist mit ungebildeten Leuten und Kindern zu thun hatte, so mußte er viel verlangen, um wenigstens etwas durchzusetzen.

Die ersten Lectionen, welche Mlle. Niva von Ramier erhielt, waren ziemlich ungewöhnlich. Nachdem er sie den Zöglingen der Classe vorgestellt hatte, sagte er zu ihr: „Rose, man hat Dir ohne Zweifel schon viel Böses von mir erzählt, Du wirst Dich aber überzeugen, daß man mich verleumdet hat; für morgen gebe ich Dir weiter nichts auf, als daß Du Dir das Gesicht wäschest; dann werden wir weiter sehen.“ Alle lachten. Am nächsten Tage erschien das Mädchen etwas reinlicher. „Nun,“ sagte Ramier zu ihr, „beschäftige Dich zunächst mit den Händen; zu dieser großen Abwaschung gebe ich Dir acht Tage Zeit. Reibe und wasche tüchtig, spare weder Wasser noch Seife; Gott wird Dir es Dank wissen und ich auch.“

Nach acht Tagen war die Umwandlung vollständig; die schönen Zähne Rosens waren weiß wie Elfenbein, das Halstuch anmuthiger umgelegt, das Haar sorgfältig gekämmt, die hübsche Taille zierlicher zusammengenommen, mit einem Worte, alles hatte ein anderes Aussehen bekommen und der weibliche Instinct war erwacht. Nun erst dachte Ramier an ihre musikalische Ausbildung. Da er ganz frei mit ihr schalten konnte, so hielt er sie unter strenger Aufsicht, setzte ihr bestimmte Arbeitsstunden und ließ sich streng genaue Rechenschaft von der Verwendung ihrer Zeit ablegen. Alles, was das junge Mädchen that, geschah unter seiner Aufsicht; Niemand konnte sie seinem wachsamem Auge entziehen, und weder ihre Mutter, noch Choron legten ihm Hindernisse in den Weg. Allmählig erlangte die Stimme



Rose in Folge der zahlreichen streng geregelten Uebungen einen bemerkenswerthen Wohlklang und in der Freude darüber beschränkte Ramier seine Sorge nicht bloß auf die Musik. Der Verstand der kleinen Niva fügte sich in alles; sie begriff schnell und behielt alles, was sie gelernt hatte. Aber nur mit vieler Mühe und nicht ohne zahllose Thränen von ihrer Seite gelang es, sie etwas zu bändigen; man mußte selbst zu strengen Mitteln seine Zuflucht nehmen, um sie zum Gehorsam und zu einer regelmäßigen Arbeit zu zwingen. Häufig, sehr häufig lehnte sie sich trotzig auf, oftmals drohete sie, zu ihrer frühern Unabhängigkeit zurückzukehren; aber Ramier blieb unerschütterlich und unerbittlich; er hielt sie unablässig unter dem Joche seines Willens. Bei allem dem war er ungemein gütig gegen Rose Niva; er widmete ihr seine ganze Zeit, vernachlässigte seine eigenen Angelegenheiten, um ihre Ausbildung um so sorgfältiger zu leiten, sorgte für ihre Bedürfnisse, kleidete sie, kaufte ihr selbst ein Piano und musikalische Werke, mit einem Worte, er war ihre Vorsehung.

So wuchs Rose Niva unter der Pflege Ramiers heran; sie war bereits nicht mehr das arme Kind, das er auf der Straße gefunden hatte, sondern ein liebenswürdiges Mädchen von schlanker Taille, mit edelm und gewähltem Benehmen, die sie mit Leichtigkeit und Zierlichkeit auszudrücken und eben so zu schreiben wußte. Er konnte sie nicht ansehen, ohne stolz zu sein; er konnte von ihr nicht rühmend sprechen hören, ohne zu sich zu sagen: „mir verdankt sie alles, ich habe sie geschaffen so wie sie ist.“ Wenn man um ihn her flüsterte: „welch' reizendes Mädchen, welcher Geist, welches Talent!“ — hüpfte sein Herz vor Freude. Während der Lektion, wenn sie neben ihm sang, hingen seine Augen unverwandt an ihr; er beobachtete sie mit Entzücken, er athmete kaum, so sehr fürchtete er, einen der Töne zu verlieren, die er sie gelehrt hatte. War ja doch Rose Niva das Werk seiner Hände, das Ebenbild seiner selbst, das Echo seiner Seele. Welch' zauberischeres Schauspiel giebt es, als einen Verstand sich entfalten zu sehen, der uns sein Leben verdankt? Ramier war auch nicht mehr derselbe gegen die Niva; er sprach minder barsch und gebieterisch zu ihr. Er erkundigte sich nach ihrem Befinden, nach ihren Neigungen und Wünschen mit sanfter demüthiger Stimme. „Rose,“ sagte er oft zu ihr, „dieses Stück gefällt Ihnen; wollen Sie es singen?“

Unbegreifliche Seltsamkeit des menschlichen Herzens! Ramier, der drei kostbare Jahre seines Lebens geopfert hatte, dieses junge Mädchen zu bilden, sie seinem Wil-

len fügsam zu machen, an blinden Gehorsam zu gewöhnen, Ramier war, nachdem er erlangt hatte, was er wünschte, nachdem er ein reizendes, talentreiches, anmuthiges, geistreiches Mädchen aus dem Kinde gemacht hatte, über sein vollendetes Werk betrübt und traurig. Dieser Gehorsam, diese Nachgiebigkeit, diese wolkenlose Sanftmuth machten ihn unglücklich und kummervoll. Er hätte gern etwas Launenhaftigkeit, etwas Eigensinn gesehen; er wünschte, Rose möchte sich nicht für verpflichtet halten, ihm in allem zu gehorchen, ohne eine Klage hören zu lassen; er hätte sie gern als Weib und seines Gleichen gesehen. Man merkte es wohl, Ramier war verliebt in Mlle. Niva. Das arme Mädchen, das er so streng erzogen, das er so schonungslos behandelt, hatte sich seines Herzens bemächtigt und es war ihm unmöglich gewesen, ihr zu widerstehen. Wie Pygmaeon lag er vor dem Werke seiner Hand auf den Knien. Die Liebe, die Leidenschaft war um so gewaltiger, da er nicht wagte, sie kund zu geben. Wie konnte er die Kluft überschreiten, die ihn von Rose trennte? Wie vermochte er das Aeußere einer fast väterlichen Gewalt abzulegen, um ihr die zärtlichen Gefühle zu gestehen, die sie ihm einflößte? wie konnte er die strenge, würdevolle Rolle aufgeben, die er bis dahin gespielt hatte, um zu den Füßen eines jungen Mädchens hinzusinken, das zitterte, sobald es ihn sah? Niva, die Ramier alles verdankte, ihn ebenso fürchtete als verehrte, wie würde sie das Geständniß eines Gefühls aufnehmen, das sie in ihrem Wohlthäter durchaus nicht vermuthete? Die Liebe ist ein eifersüchtiger Gott, der Unabhängigkeit verlangt und nicht mit schönen moralischen Maximen sich bezahlen läßt.

Niva machte indeß jeden Tag neue Fortschritte; sie hatte die höchsten Hoffnungen Ramiers übertroffen. Sie vermochte überraschend leicht die feinsten Nuancen der Kunst aufzufassen. Wie in der leichten Musik zierlich und gefällig, war sie in tragischen Scenen majestätisch und voll Leidenschaft. Ihre schöne Stimme, ihr ausdrucksvolles Gesicht, ihre edele Gestalt setzten alle, die sie hörten, in Erstaunen. In Gesellschaften überhäufte man sie mit Geschenken und dann sagte sie mit Thränen in den Augen zu Ramier: „Ach Ihnen verdanke ich Alles!“ Er antwortete mit einem stillen Händedrucke, in den er alle Gefühle seines Herzens legte.

Drei Jahre war Niva in der Schule Chorons und dieser hatte sie noch nicht gehört. Eines Tages sagte er endlich zu Ramier: „Wann wirst Du mich Dein



Wundermädchen bewundern lassen?" Die Frage bewies, daß Choron sich gegen Niva hatte einnehmen lassen von Mitschülerinnen, die neidisch auf sie waren. Es wurde der Tag bestimmt, an welchem Niva singen sollte. Es war dies ein Fest der Schule und ein imposanter Anblick. Jeder Lehrer erschien dabei mit seiner Classe vor dem Vorsteher der Anstalt, der lobte oder tadelte. In- des fürchteten die Zöglinge den Tadel Chorons bei wei- tem nicht so wie die Kritik ihrer Mitschüler. Ein Lä- cheln, ein Geflüster, ein Gemurmel brachte sie in die größte Angst und Verlegenheit. Die Mädchen zumal konnten den Gedanken nicht ertragen, vor ihren Neben- buhlerinnen schwach zu erscheinen, und es kam nicht sel- ten vor, daß eine in Ohnmacht fiel, weil ihr etwas in ihrem Gesange nicht gelang. Es war ein Sonnabend im Jahre 1829, als Niva vor allen Zöglingen der Schule Chorons zum erstenmale auftreten sollte. Kei- ner fehlte, selbst einige Damen waren zugegen, welche die romanhafte Geschichte des Mädchens kannten und den Wunsch geäußert hatten, sie zu hören. Die Neu- gierde war allgemein und hochgespannt. Man wollte das Resultat dreijähriger Studien kennen lernen und Jedermann hatte sich mehr oder minder günstig für die junge Künstlerin gestimmt eingefunden.

Endlich sagte Choron zu Ramier: „Wir sind be- reit“ — und Niva trat, an der Hand ihres Lehrers auf die Erhöhung; sie zitterte, ihr Busen hob sich be- bend, ihr Gesicht bedeckte Todtenblässe. Ramier setzte sich kaum minder bewegt an das Piano, schlug einige Accorde an und sagte leise zu Niva: „Nur Muth!“ Niva begann die schöne Arie von Nicolini:

Or che son vicino a te,  
Stanca son di palpitar.

Als sie an die herrliche Stelle gelangte: „tanto amore e tanta fe“, brach ein donnernder Beifallssturm los. Choron stürzte auf die Erhöhung, weinte wie ein Kind, fiel der Sängerin um den Hals und bedeckte sie mit Küssen, ohne ein einziges Wort sprechen zu können. Alle Zöglinge waren von freiem Antriebe aufgestanden; Ramier ließ das Haupt auf die Tasten des Instru- mentes sinken und suchte das Gefühl zu bewältigen, welches in ihm tobte; Niva aber riß sich aus den Ar- men Chorons los und umschlang ihren Wohlthäter. Bravo! Bravo! Bravo Ramier! Bravo!! rief man von allen Seiten. Es war eine herrliche Scene, der schönste Tag in dem Leben Ramiers.

Dieser Erfolg brachte die Nebenbuhlerinnen Nivas zum Schweigen. Choron hörte nicht auf von ihr zu

sprechen, sie zu rühmen. Mehr aber noch als dieses Resultat eines dreijährigen Studiums bewunderte man ihre übrige Erziehung. Man fragte sich, wie ein jun- ger Mann von vierundzwanzig Jahren das junge Mäd- chen, von dem sich alle fern gehalten hatten, in eine elegante, bescheidene und anmuthige Person umzuwan- deln vermocht habe.

## 4.

Seit einiger Zeit befand sich in der Classe Ramiers ein neuer Zögling, ein junger Mann von achtzehn Jah- ren, mit angenehmem Gesichte, dem es nicht an Bil- dung fehlte und der Rifaut hieß. Sobald er Niva sah und hörte, liebte er sie. Er verlor sie von diesem Au- genblicke an nicht mehr aus den Augen. Ramier er- kannte bald, was vorging und wurde, wie man sich denken kann, sehr betrübt darüber; er bemühte sich auf jede mögliche Weise, das Liebesverhältniß im Ent- stehen zu unterdrücken; aber er war dabei nicht glück- lich; das Gegenmittel verschlimmerte das Uebel und beschleunigte die Entwicklung, statt die Katastrophe zu entfernen.

Eines Sonntages, im Mai 1830, war Ramier mit Niva zu einer bekannten Person zu Tische eingeladen. Niva entschuldigte sich mit Unwohlsein. Ramier ging allein, besorgt über die Krankheit seiner Schülerin, schlich sich gleich nach aufgehobener Tafel wieder fort und be- gab sich nach der Straße hin, wo Niva wohnte. Da es schönes Wetter war, folgte er dem Boulevard der Invaliden. Es mochte acht Uhr Abends sein. Er hatte einen großen Strauß für Niva in der Hand. Mit einemale bemerkte er zwei Personen, die nach ihm zu kamen. Seine Augen wurden trüber, seine Knie zit- terterten .. er mußte sich an einen Baum lehnen, als er Niva am Arme Rifauts erkannte.

Es dürfte schwer sein, die Gefühle Ramiers in die- sem Augenblicke zu schildern; sein Schmerz war von der Art, die sich nicht durch Thränen erleichtert. Nach einigen Augenblicken raffte er alle seine Kräfte zusam- men und ging weiter. Für ihn war nun Alles vor- über. Er sprach nie wieder mit seiner Schülerin; er machte ihr keinen Vorwurf und setzte seinen Unterricht so sorgsam fort, als sei nichts geschehen. Einige Mo- nate darauf trat die Julirevolution ein, welche dem Be- stehen der Schule ein Ende machte; vierzehn Tage spä- ter hatte Ramier Paris verlassen.

Seit einem halben Jahre wohnte er in einer kleinen Stadt, 25 St. von Paris, als in derselben eine junge



Sängerin mit ihrer Mutter ankam. Sie wollte ein Concert geben und man sprach mit Begeisterung von ihr. An dem bestimmten Tage war der Concertsaal gedrückt voll. Die gesammte gute Gesellschaft hatte sich eingefunden. Ramier ging zuerst hin und setzte sich dem Piano gerade gegenüber. Nach einer von Dilettanten gespielten Simphonie erschien die junge Sängerin. Der Concertzettel versprach eine Arie von Nicolini, die Niva oft gesungen hatte. Die junge Künstlerin trat sicher an das Piano, ohne durch das zahlreiche Publicum erschreckt zu werden und begann lieblich das schöne Adagio: Or che son vicino a te — da aber hielt sie mit einemale inne; ihre Stimme zitterte, ihr Gesicht erbleichte; sie wollte noch einmal anfangen; vergebens. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Ramier sprang herbei, als er bemerkte, daß sie einer Ohnmacht nahe sei, nahm die Noten aus ihrer Hand und sang für sie:

Or che son vicino a te,  
Stanca son di palpar,

mit einem Ausdrücke, der das ganze Publicum tief ergriff. Das Concert blieb ge'rt. Niva, denn sie war es, hatte Ramier erkannt, der nach der Arie den Saal und den nächsten Tag die Stadt verließ.

### 5.

Behn Jahre nach diesem Ereignisse wurde in der Academie royale de Musique eine neue Oper gegeben, zu welcher sich ganz Paris drängte. Eine von dem Publicum allgemein geliebte Sängerin errang sich darin die glänzendsten Triumphe. Im vierten Acte, bei einer höchst dramatischen Scene, hörte man in einer dunkeln Ecke des Orchesters laut schluchzen, — es war Ramier, der heiße Thränen vergoß, als er Niva in der Primadonna erkannte, die jetzt — Rosine Stolz heißt.

### M i s c e l l e n .

(Ein Pferdemuseum.) Einer der reichsten Pariser Bankiers ließ vor kurzem einen berühmten Pferdemaier zu sich bitten und erzählte ihm, das historische Museum in Versailles lasse ihn nicht mehr schlafen, er müsse auch ein Museum haben und sei auf einen guten Gedanken gekommen. Er besitze bekanntlich die schönsten Pferde in Paris, um die er von Jedermann beneidet werde; da dieselben aber nicht unsterblich wären, so müßten sie dazu gemacht werden. Er führte darauf den Künstler in die Pferdebeställe, wo prachtvolle Rosse in Ständen von Palixanderholz vor Marmortrippen standen. Die Wände sind mit Fresken

bemalt, der ganze Fußboden ist mit Marmor belegt. Sie kamen überein, daß für das Portrait eines jeden dieser Pferde die Hälfte von dem bezahlt werde, was das Pferd selbst kostete, und der Künstler erhält somit für dieses Pferdemuseum 50,000 Francs.

(Auch eine Speculation.) In New York hat ein Kaufmann dadurch sein Glück gemacht, daß er auf sein Schild bei der Eröffnung seines Ladens schreiben ließ und in allen Zeitungen der Stadt bekannt machte: „Materialwaaren aller Art bei John Digelaw, der sich auch zu verheirathen wünscht.“ Diese Anzeige lockte eine große Anzahl neugieriger Käuferinnen herbei. Um diese große Anzahl nicht abnehmen sehen zu müssen, hütete er sich wohl, eine Frau zu nehmen. In wenigen Jahren ist er ein reicher Mann geworden.

(Der Tanz in Frankreich.) Die Franzosen lieben den Tanz leidenschaftlich und ziehen ihn dem Essen, Trinken und Schlafen, der Musik und selbst der Conversation vor. Bei der Hochzeit tanzt die Braut die ganze Nacht hindurch, bis die Sonne früh durch die Jalousien oder Gardinen der Fenster blickt. Bei der Taufe übergiebt die junge Mutter den Täufling, dem zu Ehren das Fest veranstaltet ist, der Amme und tritt in den Tanz ein, bis sie ermattet auf dem Sopha Ruhe suchen muß. Am Geburtstage der Mutter, des Vaters, der Kinder, der Großeltern oder Enkel in einer Familie denkt man nicht wie bei uns an das Mittags- oder Abendessen, das den Tag verherrlichen soll, sondern an den Tanz. Bei uns ist die Hausfrau bei solchen Gelegenheiten besonders besorgt, dem Tisch ein gutes Ansehen zu geben. In Frankreich bestehen alle Erfrischungen, die man selbst in adeligen oder sonst vornehmen Häusern bei solchen Gelegenheiten antrifft, in weiter nichts als kalter Pastete, die auf einem Nebentische steht, einem Paar Tassen voll Milchsuppe mit Reis oder Bouillon, oder in schwachem lauem Punsch und einigem Backwerk für die Kinder, denn der Hauptgenuß am Abend, der alles in sich concentrirt, ist der Tanz. Wo möglich noch größer ist die Liebe zum Tanze unter den niederen Classen und zwar gleich bei dem männlichen wie bei dem weiblichen Theile. —

(Amerikanische Witz.) — Nicht ganz hoffnungslos. Ein angesehenener Mann fragte, da er hörte, zwei seiner Cousinen hätten sich sehr veruneinigt, ob sie einander häßlich genannt hätten. „Nein,“ gab man ihm zur Antwort. — „In diesem Falle wird mir es leicht sein, sie wieder zu versöhnen?“ — Selbstmord für Damen. Tragen Sie dünne Schuhe und schnüren Sie sich so fest, als das Kammermädchen das Corset zusammenzuziehen vermag, und Sie werden sich umbringen, ohne daß Jemand etwas davon bemerkt. — Definition der Trunkenheit. Man sagt, die Leute wären betrunken, wenn sie an den Brunnen gehen, um das Licht anzuzünden; wenn sie an der Thüre ihres Hauses den Schlüssel nicht in das Schlüsselloch zu bringen vermögen und schwören, es habe Jemand das Schlüsselloch gestohlen; oder auch wenn Einer seine Taschenuhr mit der Feuerzange aufziehen will.



(Das erste bekannte Geld.) Geld wird als Handelsmittel zuerst in dem 23. Cap. des 1. Buchs Moses erwähnt, wo erzählt wird, Abraham habe ein Feldstück zum Begräbniß Sarahs gekauft. Dies soll 2139 nach Erschaffung der Welt gewesen sein.

(Die Hölle ist todt.) Die Hölle ist überall, denn aller Orten legt der Teufel seine Schlingen, überall kann man sich mit größerer oder minderer Leichtigkeit der Verdammung übergeben. Die Hölle kann also eigentlich nicht sterben, sie ist ewig wie die Natur; möglicher Weise aber läßt sich eine ihrer Commanditen unterdrücken. Dies ist in Paris geschehen und hat eben auch in London stattgefunden. Frascati's Spielhaus war eine Hölle ohne Cerberus, jedermann fand Eintritt. In London hieß die Hölle der Club Crocford, und um da zugelassen zu werden, mußte man adelig oder ein Millionair sein. Crocford, der Pluto dieser Hölle, war ein ehemaliger Kammerdiener, der zuerst in Indien sein Glück gemacht hatte und es vor dem grünen Tische weiter suchte und fand. Als kluger Mann bewilligte er keinem Weibe Zutritt außer der Fortuna. Die Weiber zerstreuen den Spieler. Man macht sich keine Vorstellung von den Summen, welche in dieser Hölle ihre Besitzer wechselten. Durch Crocford's Hände sind die Reichthümer der drei Vereinigten Königreiche gegangen. In einer einzigen Nacht verlor da der Herzog von Devonshire über eine halbe Million Thaler; der Herzog von Wellington fand sich auch bisweilen da ein, ehe er so häufig von Schlaganfällen bedrohet wurde; Brummel, der ehemalige Modenkönig von London, baute da mehrmals das phantastische Gebäude seines Glückes auf und sah es zusammensinken. Die größten Spieler der frühern Zeiten würden in dem Club Crocford's keine Sensation gemacht haben. Der berühmte Bankhalter hat nun endlich in diesen Tagen seine Hölle geschlossen. Er hatte sich überzeugt, daß er reich, sehr reich sei und er will nun anfangen zu genießen. Was die jungen reichen Lords beginnen werden, weiß man noch nicht; doch heißt es bereits, sie wollten einen neuen Club eröffnen.

(Ein incognito Reisender.) Vor ungefähr einem Monate erschien ein schlecht gekleideter Mann, mit einem großen Filzhute auf dem Kopfe und statt des Halstuches ein Paar bezweckte Stiefeln an dem Hals hängend, in einem Hôtel in Gap und sagte: „ich bin ein armer Reisender, habe nicht mehr als was ich eben brauche, um an das Ziel zu kommen, und ich werde es Ihnen vielen Dank wissen, wenn Sie mir für das Nachtquartier nicht viel anrechnen wollen.“ — „Essen Sie erst und legen Sie sich dann nieder,“ sagte der Besitzer des Gasthauses zu dem Fremden; „es stehen Betten leer, in welchen gewöhnlich Fuhrleute schlafen; Sie sollen mich dafür nach eigenem Gutdünken bezahlen.“ — Nach einem bescheidenen Abendessen begab sich der Fremde in das ihm angewiesene Schlafgemach, äußerte aber den Wunsch, man möge das Bett frisch überziehen, und der Wirth gewährte das Gesuch. Am andern Morgen mit Tagesanbruche ließ der

Unbekannte, als er reisefertig war, den Besitzer des Gasthauses rufen, warf ein 40 Frankenstück auf den Tisch und sagte, das, was nach Bezahlung seiner Rechnung von dem Gelde übrig bleibe, sei für die Diensteute im Hause; dann entfernte er sich und ließ Alle verblüfft stehen. Gegen Abend lösete sich das Räthsel, als eine glänzende Equipage an dem Hôtel erschien. Der arme Fremde, der Unbekannte vom vorigen Tage, war kein anderer als der Lord X., der incognito reist, um die Sitten in Frankreich zu studiren, und dem eine Tagereise zurück seine Equipage mit seinen Leuten folgte.

(Der Wolf und das Schaaf.) Das „Feuille de Cambrai“ erzählt folgenden merkwürdigen Vorfall: ein Schaaf, das von der Heerde, zu welcher es gehörte, sich verirret hatte, wurde nicht weit von der ehemaligen Kapelle von Saulchicourt von einem Wolfe verfolgt. Das arme Thier floh, um seinem grausamen Feinde zu entgehen, in diese Kapelle hinein; aber der Wolf ließ sich dadurch nicht abhalten und folgte ihm ebenfalls in das Gebäude hinein. Aus Zufall oder in Folge des Hin- und Herlaufens der beiden Thiere fiel die Thüre zu, so daß der Wolf und das Schaaf gefangen waren. Das wilde Thier stellte als bald die gierige Verfolgung seiner Beute ein, als es merkte, in welcher Gefahr es sich befinde, fing an zu heulen und heulte ununterbrochen bis zum Morgen. Da legten zwei Männer eine Leiter an ein Fenster und erkannten so ohne Gefahr die Ursache und den Urheber dieses entsetzlichen Lärmes. Der Wolf hatte sich ängstlich in eine Ecke gestreckt; das Schaaf kauerte in einer andern. Man meldete es dem Besitzer des Gutes von Saulchicourt, der durch das Fenster hineinschoß und den Wolf todt niederstreckte. Das Schaaf, das auf so unerwartete Weise befreit worden war, schien durchaus nicht erschrocken zu sein und folgte willig seinem Herrn.

(Alte Schauspieler in Frankreich.) In vier Wochen wird endlich Mlle. Mars das Theater, auf welchem sie so viele Triumphe errungen hat, wirklich und für immer verlassen. Kein Künstler und keine Künstlerin hat eine so lange Laufbahn gehabt. Molé, der im Jahre 1760 debutirte, verließ das Theater nur mit dem Leben, 1802, nach 42 Dienstjahren. Guerin, der Gemahl der Wittwe Molières, lebte noch sechs Jahre nach seinem Rücktritte, welcher 1717 erfolgte; er war damals 82 Jahre alt und hatte 45 Jahre auf den Bretern verbracht. Mlle. Duménil debutirte 1737 und zog sich 1776, nach 39 Jahren zurück. Mad. Bellecourt, welche bis auf Mlle. Mars diejenige Schauspielerin gewesen war, welche am längsten der Bühne treugeblieben, hatte 1749 debutirt und 1791, nach 42 Jahren, sich zurückgezogen. Nur den berühmten Lathovillière, den Sohn des Collegen Molières, der 1684 auftrat und das Theater verließ, nachdem er 47 Jahre lang dasselbst mit Beifall gespielt hatte, kann man in Hinsicht auf die lange Dienstzeit mit Mlle. Mars vergleichen. Diese trat zuerst 1793 auf und hat demnach 48 Jahre lang bis zur letzten Vorstellung unter dem größten Bei-



fallt des Publicums eine Stelle ausgefüllt, welche Grazie und die verführerischste Stimme verlangt.

### Generalcorrespondenz.

Der berühmte Bildhauer Marochetti hat das Modell der Statue La Tour d'Auvergne, des ersten Grenadiers von Frankreich, vollendet. Sie soll in Bronze für Carhair, seine Vaterstadt, ausgeführt werden, die zur würdigen Vollendung dieses Kunstwerkes eine Summe aufbringt, welche einem Drittel ihrer Abgaben an den Staat gleichkommt. Marochetti hat jede Bezahlung für seine Arbeit abgelehnt. Der Piedestal der Statue soll von Granit erbaut werden, den man von dem Orte selbst nehmen will, wo La Tour d'Auvergne geboren wurde.

Der bekannte Buchhändler Labrocat in Paris beklagt sich bitter, daß ihm die Politik sein Gewerbe stört, daß alle seine Schriftsteller Staatsmänner geworden sind und keine Zeit haben, die ihm zugesagten Werke zu vollenden. Er sagt: wäre Villain nicht Minister, so würde er seine „Geschichte Gregors IV. und der Kirchenväter“ schreiben; wäre die Politik nicht, so schrieb v. Barante seine „Geschichte des Parlaments von Paris;“ Thiers die „des Consulates und des Kaiserreichs;“ Mignet „die Geschichte der Ligue;“ Guizot „die Geschichte der Revolution Englands;“ Malitourne „die Geschichte der Restauration;“ Salvandy „die Geschichte Napoleons“ — das sind circa 70 Bände; alle diese Arbeiten sind angefangen und mit zugesagt. —

Die Taufe der Kronprinzessin v. England erfolgte unter wahrhaft königlicher Pracht. Der berühmte Tigerkopf Tippo Saib, dessen Zunge von massivem Golde, dessen Zähne von Crystal sind etc., befand sich auf dem Buffet in dem Bankettsaale des Buckinghampalastes neben andern kostbaren Gegenständen, mit denen dieser Saal decorirt war. Jener Tigerkopf befand sich ursprünglich in dem Museum der ostindischen Compagnie, Georg IV. aber knüpfte, als er erfuhr, daß Tippo Saib denselben für den König von England bestimmt gehabt hatte, Unterhandlungen mit der Compagnie an, die zu dem erwünschten Ziele führten. Ein goldener Hahn, der mit Edelsteinen bedeckt ist, war ebenfalls aufgestellt. —

An einem der letzten Sonntage während des Gottesdienstes erschien ein Mann in der Kirche St. Pauli in Paris und stimmte Lieder an, welche durchaus nicht zu der Heiligkeit des Ortes paßten. Er wehrte sich heftig gegen den Kirchendiener und den Schweizer und sagte: „diese Kirche ist ein öffentliches Gebäude, die öffentlichen Gebäude gehören dem Staate, der Staat ist das Volk, ich bin ein Theil des Volkes und folglich gehört die Kirche zum Theil mir; in meinem Eigenthume kann ich machen, was ich will und da das Singen mein Geschmaek ist, so singe ich hier.“ Diese Antwort überzeugte die Anwesenden nicht und der Störer wurde der Polizei übergeben. —

Horace Vernet, der den Ruhm Napoleons durch so viele ausgezeichnete Gemälde verherrlicht, hat seinen Kaiser noch ein-

mal gemalt und ihn dargestellt, wie er aus dem Grabe aufersteht. Ein Pariser Kunsthändler kaufte dieses Gemälde für 12,000 Frs. und alle Kunstfreunde und Neugierige strömen hin, um das Meisterwerk zu sehen. —

Während der „Puff“ erzählt, Fanny Esler präsidiere den Senatssitzungen in den Vereinigten Staaten und werde in den Städten der Union mit Glockengeläute und Kanonendonner empfangen, läßt sie der Director der großen Oper in Paris vor das Handelsgericht citiren, um die Aufhebung seines Contractes mit ihr zu bewirken und sie zu einer Strafzahlung von 60,000 Frs. verurtheilen zu lassen. Die fabelhaften Triumphe der Tänzerin in America haben sie dort über drei Monate länger zurückgehalten, als ihr Urlaub ihr gestattete.

Ueber den alten Mehemet Ali, den Vicekönig von Aegypten, der Europa in dem letzten halben Jahre so sehr beschäftigt hat, sagt ein neuerer englischer Reisender: Mehemet Ali steht jetzt in seinem 72. Jahre. Er ist sonnenverbrannt und kräftig von Aussehen, durch das Alter jedoch etwas gebeugt; aber seine geistige Kraft, die Lebendigkeit seiner Züge, das brennende Feuer seiner Augen haben keine Veränderung erlitten. Er ist etwas über 5 F. (engl.) lang, hat lichtbraune Augen, die tief in den Höhlen liegen und von vorragenden Augenbrauen überschattet werden. Seine Lippen sind dünn, seine Züge regelmäßig, außerordentlich verändertlich, doch, wenn er gut gelaunt ist, ihrem ganzen Ausdrucke nach keineswegs unangenehm. Seine Hände bewegt er im Gespräche wie ein gebildeter Mann und sein Benehmen ist ungewungen und selbst würdevoll. Wenn er unruhig ist, geht er sehr viel in seinem Zimmer auf und ab, während er die Hände auf dem Rücken über einander legt und dabei pflegt er laut zu denken. Er schläft nur wenig und selten fest; seine Aerzte sagen, er sei zu Schlaganfällen sehr geneigt, so wie zu epileptischen, welche letztere sich einfinden, wenn er auf ungewöhnliche Weise aufgeregt wird. Ehe sein Schicksal in der letzten Zeit entschieden wurde, ehe er die ihm vorgelegten Bedingungen annahm, war seine Aufregung so groß, daß die Aerzte ihn nöthigten, sich ein Pfund Blut abnehmen zu lassen. Einer der Aerzte mußte die Nacht bei ihm wachen; der Pascha rief, wie er mit seinen Dienern zu thun pflegt, den Arzt sehr oft in der Nacht, und forderte denselben auf, ihm etwas zu erzählen. Sein Palast in Alexandrien ist elegant meublirt ganz in europäischer Art, mit Stühlen und Tischen, Spiegeln, mehreren Gemälden und einer großen Büste des Vicekönigs selbst. Er schläft indes auf türkische Weise am Boden auf einem Teppiche. Er steht sehr früh, zwischen vier und fünf Uhr, auf und empfängt Jedermann, der zu ihm kommt. In seiner Lebensweise ist er sehr einfach, ist nach europäischer Art am Tische und trinkt dazu fast täglich seine Flasche Wein. Ist er sehr aufgebracht, so kann er seine Gefühle wie seine Züge nicht im mindesten beherrschen und gewährt dann einen schrecklichen Anblick. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 12.

1841.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsverpeditoren und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Theresa.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

### I.

Die beiden Bettler.

„Bei unserer lieben Frau vom Schnee, die Nacht ist zu prächtig, als daß ich nicht unter freiem Himmel schlafen sollte,“ sagte Paco Rosales, indem er sich auf einer Steinbank an der Thüre eines Hauses bei Valencia, der alten Stadt des Cib, mitten in Gärten nieder setzte, die der Guadalquivir bespült, während ein anderer einäugiger und einarmiger Bettler vor den erleuchteten Fenstern stand und dem Feste drinnen zuzusehen suchte, dessen fröhlicher Lärm sie angelockt hatte.

„Ich bleibe die ganze Nacht hier,“ fuhr Paco Rosales fort, indem er seinen zerlöchernten Mantel über die Achseln zog. „Es ergötzt mich, die Flöten und Geigen zu hören; ich sehe die schöne Welt gern ein- und ausgehen. Vielleicht fallen einige Realen für uns ab. Man sagte diesen Morgen an der Thüre Unserer lieben Frau von Desemparados, der Herr Antonio de Guevara würde bei Gelegenheit seiner Vermählung die Armen der edeln Stadt Valencia reichlich bedenken. Gott vergelte es ihm einst in seinem heiligen Paradiese! Komm her, Zovalito!“

— „Nein,“ entgegnete der andere Bettler; „ich sehe mich nach einer Stelle um, von wo wir dem Tanze bequem zusehen können. Nimm Deinen Sack und folge mir.“

Sie schlichen an der lebendigen Hecke hin, die sich an der Straße hinzog, und stiegen in den Garten hinein, dessen dunkles dichtes Gebüsch eine Terrasse umgab, auf welcher Lauben von Reben und spanischem Jasmin standen. Der Ballsaal befand sich im Erdgeschosse; die Fenster gingen nach dieser Seite; man hatte die Jalousien zurückgeschlagen und so konnte man von außen die mit grünen Guirlanden geschmückten Wände, die großen Candelaber mit wohlriechenden Kerzen und die glänzende Gesellschaft sehen, die da zur Feier der Vermählung Don Antonios de Guevara mit Donna Theresa de Basconcellos versammelt war.

Nach der alten Sitte befand sich im Hintergrunde des Saales eine um zwei Stufen erhöhte Estrade, die mit einem kostbaren Teppiche belegt war. Rings herum zog sich ein sehr niedriger Divan, auf welchem die Damen saßen, während die Herren am andern Ende des Saales standen. Sobald aber das Orchester seine heitern Weisen anschnitt, verließen die Herren und Damen ihre Plätze und die Gesellschaft mischte sich bei den Tönen der weichen lieblichen Musik unter einander, deren Tact durch die Castagnetten irgend einer schönen Tänzerin bezeichnet wurde. Der ganze Adel von Valencia, geschmückt mit den Familienjuwelen, war da beisammen. Die Herren trugen Beinkleider von Atlas, ein schwarzes Wamms und die gesteierte Krause, wie man sie noch an den Portraits aus der Zeit Philipps IV. sieht. Die Damen waren nach dem damaligen Geschmacke in schwere Seidenstoffe mit Goldstickereien



gekleidet; in ihrem um die Stirn gelockten Haar funkelten Juwelenschleifen und gleicher Schmuck hielt die in Menge an der Brust angebrachten Bandschalen.

Aber unter so vielen großen Damen und schönen jungen Mädchen fesselte eine einzige aller Blicke, so sehr überstrahlte sie durch ihren Schmuck und ihre seltene Schönheit die übrigen, das edele Fräulein, mit dem Don Antonio de Guevara am nächsten Tage vermählt werden sollte. Donna Theresa glich den Bildern, welche die Maler und Dichter geschaffen haben; sie besaß die vollendete Schönheit und Anmuth der Göttinnen, welche von dem heidnischen Alterthume verehrt wurden, und dabei den Blick und das himmlische Lächeln der Madonnen Rafaels und Murillos. Ihr Brautkleid war ganz weiß und nur leichte Spitzen umschleierten ihre Schultern, aber Don Antonio hatte diesem bescheidenen Schmucke Juwelen beigefügt, die einer Königin würdig waren. Ein Stirnband von Diamanten hielt die langen schwarzen Locken Theresas; kostbare Perlen schlängten sich in doppelter Schnur um ihren Hals und ihre Weiße verschmolz mit dem milden Glanze ihrer reinen und durchscheinenden Haut. Der glückliche Bräutigam, den Jedermann beneidete, war ein junger tapferer Cavalier, der seine ersten Waffenthaten in Portugal verrichtet hatte. Er stammte aus einer großen Familie, sein Vermögen war bedeutend und er mußte später ein Majorat erben, das ihm den Grafentittel gab. Ohne Zweifel mochte auch manches Mädchen das Glück der Donna Theresa beneiden und im Stillen Gott bitten, ihr noch vor Ablauf des Jahres einen Gatten wie den Herrn von Guevara zu geben.

Die beiden Bettler hatten sich einen bequemen Platz vor der Terrasse gesucht und wahrscheinlich wollten sie sich gar nicht verstecken, so sehr waren sie von dem Rechte, das sie seit lange ausübten, überzeugt, nämlich überall, wo es ihnen beliebte, einzutreten, um ein Almosen zu erbitten. Doch hatten sie Sorge getragen, sich unter einem Gebüsch von Oleander zu bergen, das sie in dem Halbdunkel der Sommernacht wohl allen Blicken entziehen konnte.

„Jesus Maria!“ sagte Zovalito, indem er die Augen weit aufriß, „welche Pracht! Und welche schönen Damen! Sie tragen am Halse so viele Edelsteine wie die Madonna vom Pfeiler. Das könnte wohl viele ehrliche Leute in Versuchung führen, die so gute Christen sind als wir.“

— „Schweig,“ unterbrach ihn Paco Rosales ernst; „Deine Habsucht und Lüsterheit ist eine nutzlose Sünde.

Wir müssen den Reichthum Anderer von fern betrachten und die Hand nur nach dem ausstrecken, was man uns giebt. Siehst Du Donna Theresa? Die ist es, welche ein in schwarze Seide gekleideter Herr mit einer Diamantenschnur am Hute zum Tanze führt.“

„Sie gleicht in ihrem weißen Atlaskleide, mit den weißen Rosen im Haar und dem Stirnbande von Edelsteinen unserer heiligen Jungfrau.“

— „Wie blaß sie ist!“ bemerkte Paco Rosales. „Der Herr, mit dem sie tanzt, ist wahrscheinlich ihr Bräutigam, Don Antonio de Guevara, ich kenne ihn nicht, und doch möchte ich schwören, daß wir einander öfters schon gesehen.“

„An dem Thore Nuestra Señora de los Desemparados?“

Paco nickte bejahend und antwortete sodann geheimnißvoll: „deshalb wollte ich das Hochzeitsfest der Donna Theresa und das Gesicht ihres Bräutigams sehen. Jetzt kann ich sagen, daß sie nicht für ihn so lange in der Kapelle der heiligen Theresa, ihrer Schutzpatronin, zu beten pflegte.“

— „Woher weißt Du das?“

„Freund Zovalito, wir, die wir die Kirchen so fleißig besuchen, sehen viele Dinge, von denen Niemand spricht.“

— „Gut!“ antwortete der andere Bettler, indem er seinen einzigen Arm auf die Brust legte und die Augen schloß. „Es ist frisch hier und Niemand wird uns stören; Du kannst mir eine Geschichte, eine Liebesgeschichte erzählen.“

## 2.

### Die Liebe in der Kirche.

„Freund Zovalito,“ sprach Paco Rosales mit derselben Miene, mit welcher Scheherazade ihre schönen Märchen begann, „wenn ich Dir alle Liebesgeschichten erzählen sollte, die ich kenne, würden wir für alle Nächte unseres Lebens genug haben; die jetzige aber, die ziemlich merkwürdig ist, wird nicht bis zur Morgenröthe dauern.“

Da wir Zeit haben, so will ich Dir erst sagen, wer die Vasconcellos sind. Viele lassen sie von dem Sid Campeador abstammen, man ist aber darüber nicht einig. Trotzdem sagen wir, wenn wir Einen aus der Familie um ein Almosen ansprechen, „im Namen Gottes und seiner heiligen Mutter, edler Nachkomme des Sid, erbarmt Euch eines armen Christen.“ So sprach ich den Don Diego de Vasconcellos, einen guten alten



Herrn, an, der alle Tage um sechs Uhr die Messe in der Kirche Nuestra Señora de los Desemparados hörte, und es hat mir einige Hände voll Realen eingetragen. Es mag wohl zehn Jahre her sein, daß der würdige Mann starb und eine Wittwe mit vier noch ganz jungen Töchtern hinterließ. Sein ganzes Vermögen bestand in einem ziemlich magern Majorat, das auf seine älteste Tochter überging. Die andern, welche nichts besaßen, konnten keine große Rolle in der Welt spielen und nicht hoffen, einen Mann aus ihrem Stande zu finden. Donna Beatrice de Vasconcellos, ihre Mutter, ist sehr stolz; sie würde eine Mißheirath nicht geduldet haben und beschloß deswegen, ihre drei jüngern Töchter in ein Kloster zu bringen. Doch beeilte sie nichts und behielt sie bei sich bis sie zwanzig Jahre alt geworden. Zwei habe ich den Schleier bei den Benedictinerinnen nehmen sehen.

Donna Theresa, die jüngste der vier Schwestern, wartete in dem Hause ihrer Mutter, wie die andern, auf die Zeit, daß auch sie in das Kloster eintrete. Im funfzehnten Jahre war sie aber bereits so schön, daß man wohl sah, sie würde nicht Nonne werden und kein Vermögen brauchen, um einen Mann zu finden. Alle Tage hörte sie die Messe in der Kirche Nuestra Señora de los Desemparados und Gott weiß, wie viele sie in die Kirche nachzog. Ich stand damals, wie immer, an der kleinen Thüre auf der dritten Stufe links; mein Vater hatte schon diesen Platz. Sobald Donna Beatrice mit ihrer Tochter ankam, pflegte ich stets zu sagen: „edele Nachkommen des Eid, ein Almosen im Namen Gottes!“ Die alte Dame hörte dies gern und ich wußte, daß sie immer etwas für mich bei sich hatte; Donna Theresa schlug ihren Schleier ein wenig zurück, streckte die Hand aus und ließ einige Maravedis in meinen Hut fallen. Bisweilen sagte sie auch: „Gott helfe Euch, armer Mann; betet ein Vater und ein Ave für mich in der Kirche Nuestra Señora de las Nieves.“ Ich betete dann gewiß den ganzen Rosenkranz. Du kannst Dir denken, daß ihr immer einer der schönen Herren folgte, die am Tage in den Kirchen umherziehen und Abends Serenaden bringen. Ich kannte mehr als vier, die in Donna Theresa verliebt waren und ihr wegen an der Thüre der Kirche standen, aber sie kamen dadurch nicht weiter. Das Mädchen ging an ihnen vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Uebrigens war ja auch Donna Beatrice neben ihr, die sie nie aus den Augen ließ und vor der sie kein Briefchen, kein Wörtchen, keinen Blick hätte verbergen kön-

nen. Unter den jungen Herren war übrigens Einer, der sich durch so große Hindernisse nicht abschrecken ließ. Ich hatte ihn seit mehreren Tagen gesehen, kannte aber seinen Namen noch nicht; Niemand wollte ihn kennen; auf der Straße verbeugte er sich vor dem heiligen Sacrament, woraus ich schloß, daß er ein Fremder sei, und ich irrte mich nicht. Eines Morgens kam er gerade auf mich zu und sagte in einem Tone, der den vornehmen Mann verrieth: „Hier ist eine Doublone und ein Billet. Die Doublone ist für Dich, das Billet giebst Du der schönen Dame, die Dir alle Tage ein Almosen reicht.“

Er hatte so gebieterisch gesprochen, daß ich ihm nicht ungehorsam sein konnte, aber ich war verlegen und wußte nicht, wie ich es anfangen sollte. Ich legte das Papier in meinen Hut und als Donna Theresa wie gewöhnlich zu mir trat ... Tovalito, die Frauenzimmer bringen alle die Kunst mit auf die Welt, wie sie die Leute hintergehen können. Donna Theresa sah mich fest an, dann nahm sie das Billet und legte dafür zwei Realen hin. Der Herr stand hinter mir und brauchte mich nicht zu fragen, ob ich meinen Auftrag ausgerichtet habe. Einen Augenblick darauf folgte er der Donna Theresa in die Kirche, von da an hatte ich jeden Tag ein Billet in meinem Hute und die Sache ging so geheim, daß Niemand etwas davon merkte. Das Verhältniß hatte einige Zeit gedauert, als Donna Beatrice sich nach Orihuela begab, um ihre ältere Tochter, die Gräfin von Vasconcellos, zu besuchen.

Eines Morgens kam Donna Theresa mit einer alten Duenna in die Kirche. Der Herr wartete seit einer Stunde und hatte bereits sehr andächtig zwei Messen gehört. Während die Duenna ihr Gebet verrichtete, knieten die Liebenden vor dem Schrein der heil. Theresa nieder. Da sprachen sie wahrscheinlich zum erstenmale mit einander, was? weiß ich nicht, aber von diesem Tage an gingen die Briefchen nicht mehr durch meinen Hut; sie hatten ohne Zweifel ein Mittel gefunden, dieselben auf andere Weise zu befördern. Donna Theresa besuchte indeß fortwährend fleißig die Messe und der Herr verfehlte nie, sich zu derselben Stunde da einzufinden.

Nach einigen Wochen kam Donna Beatrice zurück. Am ersten Tage, da sie wieder in der Kirche erschien, gab sie mir ein ansehnliches Almosen und sagte im Vorbeigehen: „Den Donnerstag früh nach Pfingsten werde ich den Armen vor meinem Hause Brod und Wein geben lassen; hole Dir auch Deinen Theil.“



— „Das ist ja heute,“ unterbrach ihn Tovalito.

„Ich weiß es wohl, aber ich mochte mich einer solchen Kleinigkeit wegen nicht aus meiner Ordnung bringen lassen. Donna Theresia erhob ihren Schleier nicht, aber an ihrer Stimme erkannte ich, daß sie weinte: „armer Paco,“ sagte sie, „bete für mich zu Gott.“

Am andern Tage und an den nächsten kam sie nicht; der Herr war auch verschwunden. Das ganze Abenteuer schien zu Ende zu sein und ich fing schon an es zu vergessen, als am vorigen Sonntage nach der großen Messe der ehrwürdige Pater Marco auf der Kanzel die Vermählung der Donna Theresia de Vasconcellos mit Don Antonio de Guevara verkündigte. An der Thüre verbreitete sich sogleich das Gerücht, es würden große Almosenvertheilungen stattfinden, und jeder sprach von dem Herrn Antonio, der ein Fremder, aus Sevilla, ist. Da glaubte ich den jungen Herrn wiedergefunden zu haben, der mir die Liebesbriefchen und die Doublonen gegeben hatte. Ich wollte das Brautpaar sehen und da ich wußte, daß die Feier auf dem Lande stattfinden sollte, so nahm ich meinen Sack auf die Achsel, und kam hierher, um den Verliebten aufzusuchen, der mir so viel gegeben hat. Bei dem Haar der heiligen Magdalena, ich erwartete nicht, das unbekante Gesicht dieses schönen Herrn zu sehen. Nein, er ist es nicht, den Donna Theresia liebt, und doch wird sie der Canonicus Don Inyazio de Vasconcellos morgen trauen.

„Vielleicht,“ sagte eine Stimme, bei deren Klange Paco Rosales zusammenfuhr, und es trat Jemand hinter den großen Oleandergebüsch hervor, die am Ende der Terrasse eine Art Hecke bildeten. Es war ein hochgewachsener Mann; sein blonder Spitzbart stand gut zu seinem regelmäßig schönen Gesichte; ein breitfrämpiger Hut ging ihm bis an die Augen und berührte den Kragen eines weiten Mantels, der ihn ganz umhüllte.

„Da!“ sagte er, indem er etwas in den Hut des Paco Rosales warf; „wärsst Du wohl so geschickt und kühn, noch ein Briefchen zu befördern?“

Paco antwortete einen Augenblick aus Verwunderung nicht; dann befreuzigte er sich und sagte, indem er aufstand: „ich werde zusehen.“

### 3.

Das geheimnißvolle Briefchen.

Man tanzte noch immer in dem Saale; zwanzig Paare wiegten sich nach dem Tacte des Bolero und ließen ihre Castagnetten dazu erschallen. Man sah sie

von außen an den Fenstern vorübergleiten. Donna Theresia stützte ihre Hand auf den Balcon und mit der andern zerpupfte sie in Gedanken ihren Brautstrauß. Ihr Auge war ruhig, ihre Stirn glatt; sie lächelte die Menge der Gäste an, aber jeder, der sie aufmerksam beobachtet, würde hinter dieser Ruhe bitteres Leid erkannt haben. Don Antonio de Guevara schwamm in Glückseligkeit. Er verließ seine schöne Braut nicht und wagte zum erstenmale ihr Liebesworte zuzusüßeln, die sie jetzt wohl anhören mußte. Donna Beatrice de Vasconcellos sah mit Stolz dem glänzenden Feste zu.

Außen war alles still; die Terrasse wurde durch den Schein der Lichter in dem Ballsaale schwach beleuchtet, darüber hinaus war es völlig dunkel und der mit Wolken bedeckte Himmel verschmolz am Horizonte mit dem dunkeln Blau des Meeres. Theresia ließ eine Minute ihre ermüdeten Augen auf dem Schatten der Landschaft ruhen und athmete tief auf, um durch die milde frische Luft der Nacht sich neu zu stärken. In diesem Augenblicke schüttelte der Wind die blühenden Zweige der Drangenbäume und zwei Palmen, die vor der Terrasse standen, neigten mit sanftem Rauschen ihre grünen Wipfel. Ein trauriger Gedanke, eine schmerzliche Erinnerung ergriff das Herz des jungen Mädchens, und sie wendete mit einem tiefen Seufzer das Gesicht ab.

„Ihr fühlt Euch unwohl?“ fragte Don Antonio mit liebevoller Besorgniß.

— „Achtet nicht darauf,“ antwortete sie; „das Geräusch hat mich angegriffen, aber durch wenige Ruhe werde ich mich wieder erholen.“

„Wie lästig ist auch mir dieses Fest!“ sagte er leise; „ach, daß ich der lärmenden Freude mich nicht entziehen und Euch hinaus in jene Alleen führen kann, wo wir allein sein würden, theuere Theresia!“

Sie wendete das Gesicht ab, denn sie schauderte bei diesen Liebesworten und sah, um sich denselben zu entziehen, nach ihrer Mutter. In diesem Augenblicke erschien ein Schatten außen an dem Fenster und eine Stimme sprach demüthig: „edeler Sproß des Eid, gebt einem armen Christen ein Almosen. Gott wird es Euch in dieser und jener Welt vergelten.“

Sie zuckte zusammen, ihr Gesicht erblaßte und ihren bebenden Lippen entfuhr ein schwacher Ausruf.

„Der Glende hat Euch erschreckt!“ sprach Don Antonio, indem er hinausfuhr; „wie konnte er wagen, daher zu kommen. Ich werde ihn hinauswerfen lassen.“



— „Er durfte in den Garten hereinkommen,“ unterbrach sie ihn lebhaft; „ich hatte es ihm erlaubt; ich kenne den Mann.“

Paco Rosales wiederholte seine Bitte in noch demüthigerer und näselnderer Stimme, während er seinen Hut hinhielt, wie er es an der Thüre der Kirche zu thun pflegte. Theresa bückte sich schnell über den Balkon, streckte die Hand aus und nahm das Briefchen. Es war nur ein zerrissenes Blatt, auf welchem, mit Bleistift geschrieben, die Worte standen ... „Theresa, ich bin da, ich erwarte Dich, komm, wenn ich Dich nicht mitten in der Gesellschaft aussuchen soll.“ Das Mädchen las das Papier hinter dem Fächer; dann drückte sie, bleich und bebend, ihre beiden Hände auf ihr Herz und blieb, die Augen auf die Terrasse gewendet, unbeweglich sitzen. Der Fremde war bereits in dem Dunkel des Gebüsches verschwunden und Paco Rosales fand seinen Gefährten noch an der frühern Stelle.

„Was giebt es?“ fragte er, als er sah, daß Tovalito die Hand am Dolche hatte und finster vor sich hinblickte; „wen hast Du gesehen?“

— „Jemanden, den ich hier nicht zu treffen erwartete,“ antwortete Tovalito; „ich stand einem Manne gegenüber, dessen Todfeind ich bin. Bei dem Blute des Erlösers! sein Leben hing nur an einem Faden.“

„Aber wo ist er?“ fragte Paco Rosales, der sich mehr und mehr verwunderte.

Der Bettler sah sich um und sprach noch leiser als vorher: „vielleicht in unserer Nähe, — der Cavalier, dessen Namen Du nicht kennst. Laß uns weiter gehen, ich werde Dir mehr erzählen.“

Tovalito zog seinen Gefährten aus dem Garten fort und beide versteckten sich unter der Hecke.

„Nun?“ fragte Paco Rosales mit einem gewissen Spotte; „ist der galante Herr nicht was er zu sein scheint? Hast Du einen Kameraden in ihm erkannt?“

— „Nein,“ antwortete Tovalito gelassen, „ich erkannte Don Alonzo de Gusman, den ältesten Sohn des Herzogs von Medina Sidonia, des Granden von Spanien und Gouverneurs von Andalusien.“

„Was sagst Du, Tovalito? Ein so großer Herr! Und was will er in Valencia?“

— „Das weiß ich nicht; nicht hier habe ich ihn kennen gelernt. Ohne Zweifel kam er insgeheim hierher, wer weiß, in welcher Absicht!“

„Das ist wohl auch eine Geschichte?“ sagte Paco

Rosales; „erzähle. Wir sind allein und Du kannst ohne Scheu reden.“

— „Es ist keine Liebesgeschichte und ich habe sie nicht an der Kirchenthüre erfahren,“ antwortete der Bettler mit einem Seufzer; „ich führte sonst ein anderes Leben als jetzt.“

„Was sagst Du?“ unterbrach ihn Paco. „Habe ich doch immer geahnt, daß Du sonst auf andere Weise das Geld des Nächsten verlangt hast...“

— „Ja, ehe ich den Bettelsack ergriff, führte ich die Büchse; Dir, Freund Paco, will ich nicht verheimlichen, was mir begegnet ist. Zuerst mußt Du wissen, daß ich bald aus diesem, bald aus jenem Grunde viele Reisen an der Grenze gemacht habe; oft war ich früh in Spanien und Abends in Portugal. Wäre ich bei diesem kleinen Handel geblieben, so würde ich jetzt nicht als Bettler umherziehen; aber ich mischte mich in die Sachen der Großen und das war mein Unglück. Begreifst Du noch nichts?“

— „Nein,“ entgegnete der andere mit ironischem Lächeln; „triebst Du das Handwerk vielleicht unter den Befehlen einer Grandezza?“

„Du hast es fast errathen. Es wurde damals an der Grenze ein Verkehr unterhalten, der noch gefährlicher war als der meinige. Seit der Herzog von Braganza sich gegen den König von Spanien, unsern Herrn, auflehnte, und die aufrührerischen Portugiesen ihm die Krone aufgesetzt haben, hatte er geheime Einverständnisse in Andalusien und es wurden Briefe gewechselt, deren Beförderung man Leuten auftrug, die keinen Argwohn erregten, Kaufleuten, Mönchen, Schmugglern. So brachte der Herzog von Medina Sidonia seine Briefe in die Hände der Königin von Portugal, seiner Schwester...“

— „Es waren Staatsangelegenheiten, vielleicht eine Verschwörung gegen den König, unsern Herrn,“ unterbrach ihn Paco; „dieser Handel konnte Dir den Kopf kosten.“

„Ohne Zweifel,“ antwortete Tovalito ruhig; „aber wer nichts wagt, hat nichts.“

— „Sehr richtig; erzähle nur weiter,“ bemerkte Paco Rosales, indem er die Augen zudrückte, „erzähle weiter.“

(Fortsetzung folgt.)



## Miscellen.

(Schachspielvirtuosen.) Philidor war der erste, welcher es unternahm, Partien zu spielen, ohne das Schachbret zu sehen; der kürzlich verstorbene Labourdonnais in Paris wiederholte dieses Wunder, das man bis dahin nicht für möglich halten wollte. Es ist dies aber auch wirklich ein Kraftstück, das man kaum glauben kann, wenn man es auch sieht. Was kann unglaublicher sein, als die Fähigkeit, ohne sich zu verwirren, 32 Figuren auf 64 Feldern bewegen zu lassen, die man nicht vor den Augen hat? Und Philidor soll auf diese Weise in London drei Partien zu gleicher Zeit gespielt haben. Labourdonnais spielte zwei Partien so, ohne das Schachbret zu sehen, gegen sehr gute Spieler, und gewann sie. Schon Diderot schrieb in Bezug auf diese Partien, er halte es nicht für möglich, daß das Gehirn eines Menschen eine solche riesenhafte Anstrengung zu ertragen vermöge. An Labourdonnais ging seine Voraussage in Erfüllung. Man machte ihn voraus darauf aufmerksam, aber er glaubte nicht daran. Indes trafen ihn bald nach seiner Wunderthat drei Blutschläge. Dann stellte sich Wassersucht ein; aber ob er gleich für alles übrige vollkommen abgestorben und abgestumpft war, behielt er doch alle seine Geisteskraft für das Schachspiel bis zum letzten Augenblicke.

(Ein angeblich Schillersches Gedicht.) Der Herr Kriegs Rath Mähler in Berlin nimmt in einer besondern Broschüre das nachstehende Gedicht, das in den Supplementen zu Schillers Werken, als von diesem verfaßt, mitgetheilt wird, als das seinige in Anspruch. Er schrieb es 1806, also nach Schillers Tode und es lautet:

### Der Eroberer.

Mag das Volk in thörigtem Erstaunen  
Knechtisch Deiner Macht Verehrung weih'n,  
Immer wirst auch Du das Spiel der Launen  
Einer blinden Schicksalsgöttin sein;  
Wenn der Slav' im Staube Dich bewundert,  
Trau des Feigen Schmeichelworten nicht,  
Freier hält ein künftiges Jahrhundert  
Ueber Dich sein Strafgericht.

Wie Du grausam, was bestand, zertrümmert,  
Stürzet in Ruinen einst Dein Reich,  
Und die Krone, die Dein Haupt umschimmert,  
Nacht die Thräne der Verzweiflung bleich.  
Wer mit Sichel der Zerstörung mähet,  
Färbt den Purpur mit der Unschuld Blut,  
Ernten wird er, was er ausgesäet,  
Untergeh'n in blinder Wuth.

Einen Erdkreis hast Du Dir errungen,  
Ferne Pole durch Gewalt vereint,  
Viele tausend Knechte Dir erzwungen,  
Doch für Deinen Kummer keinen Freund;  
Bist Du einst des Blutvergießens müde,  
Reicht Dir Liebe keinen Labetrunk;  
Selbst das Lösungswort der Tugend: Friede,  
Wird durch Dich zur Lasterung.

Einsam siehest Du auf Deinem Throne,  
Wie die eiserne Nothwendigkeit,  
Und Dein Name tönt durch jede Zone  
Als die blut'ge Geißel Deiner Zeit.  
Was Du wünschest, wirst Du nie vollenden,  
Von Begierden grausam aufgezehrt,  
Nur ein Werkzeug in der Rache Händen,  
Wirft auch Du von ihr zerstört.

(Die Poesie des Contretanzes.) Man ist immer der Meinung gewesen, der Contretanz sei ein sehr kalter, einförmiger Tanz; und doch stellt er ein kleines Drama dar. Zwei Paare treten gegen einander an; sie sind sich fremd. In dem „Pantalon“ machen sie Bekanntschaft, die durch die chaine anglaise und die chaine des dames weiter fortgesetzt wird. Die Herren bleiben ihren Damen, die Damen ihren Herren noch treu; sie verlassen einander keinen Augenblick, als bei der unschuldigen Damen-Chaine. Im „Cté“ wird das Verhältniß schon vertrauter; man kommt einander von beiden Seiten entgegen; jeder Herr tanzt mit der Dame seines Vis-à-vis, doch ohne sich ihr zu nähern, ohne sie zu berühren, außer mit dem Blicke. Die „Poule“ bringt eine noch größere Verschmelzung hervor; die beiden Paare vereinigen sich zu einer Chaine, die beiden Herren geben ihre Hände den Damen hinüber und herüber. Die „Pastourelle“ geht noch weiter; die beiden Damen gehen nach einander auf die entgegengesetzte Seite hinüber; jeder Herr tritt die seinige seinem Nebenbuhler ab. In dem Finale endlich nimmt man artig von einander Abschied.

(Die galante Jurisprudenz.) Nachdem die Liebeshöfe längst verschwunden waren, wurde in Frankreich noch häufig in Liebesangelegenheiten mit allen Förmlichkeiten Gericht gehalten. Eine lange Zeit hindurch hatte ein solcher galanter Gerichtshof in dem Hôtel de Rambouillet seinen Sitz, und es wurden dasselbst Fragen gelöst wie etwa folgende: „bindet sich eine Dame mehr durch ein Lächeln als durch einen Blick?“ (Nein.) — „Hat eine zweite Liebe mehr Reiz als die erste?“ (Ja.) — „Ist die Eifersucht bei einem Ehemanne mehr zu entschuldigen als bei einem Liebhaber?“ (Nein.) — „Gilt ein Geständniß, das bei einem Balle oder irgend einer Festlichkeit gegeben wird, für eine förmliche Liebeserklärung?“ (Nein.) — „Kann ein Liebesbrief ohne Unterschrift als schriftlicher Beweis gelten?“ (Kam nicht zur Entscheidung.) — Selbst der Cardinal Richelieu hielt in seinem Hause Sitzungen solcher galanter Gerichte, namentlich machte eins Auffehen, das er nach Ruel verief und bei welchem der Herzog von Enghien (der große Condé) siegreich gegen alle und besonders gegen den Generaladvokaten (Mlle. de Seudery) die Behauptung vertheidigte: Wer wahrhaft liebe, müsse sich mehr mit der Liebe beschäftigen, die er fühle, als mit den Gefühlen, welche er einflöße. — Wenige Tage nach dieser Gerichtssitzung ließ der Cardinal in Lyon Gericht halten — und die Köpfe des Cinq Mars und de Thou fielen auf dem Schaffotte.

(Ein Charlatan.) Vor einigen Wochen kam ein Mann, der kaum noch gehen konnte, in einem Wirthshause einer kleinen



französischen Stadt an. Kaum hatte er sich zu Bette begeben, als sein Uebel zunahm, so daß er nach zwei Tagen weder Arme noch Beine bewegen, noch sprechen konnte. Der Wirth befand sich in großer Verlegenheit. Da erschien eines Sonntags ein Marktschreier vor dem Wirthshause. Er saß in einem kleinen rothen Wagen; seine Pferde trugen goldgestickte Decken; Trompetengeschmetter verkündigte ein Elirix, dem alle Uebel weichen mußten. Der Wirth hatte dies kaum gehört, so rief er dem Manne zu, er möge ihm, wenn er ein solches Wundermittel besitze, seinen Kranken heilen. „Man bringe ihn her!“ antwortete der Charlatan. Die Menge, welche sich versammelt hatte, gaffte neugierig. Der Sterbende wurde mit Mühe auf den Wagen gebracht; der Charlatan fragte ihn, erhielt aber keine Antwort. Da tröpfelte er ihm einige Tropfen seines Balsams auf die Zunge und sagte: „siehe auf!“ — „Ich kann nicht gehen,“ antwortete der Kranke. (Allgemeines Staunen.) Der Charlatan gab ihm noch etwas von seinem Elirix und der Kranke stand auf. — „Da, nimm das Fläschchen, es wird dich vollends gesund machen.“ — „Ich kann die Arme nicht regieren.“ Er erhielt zum drittenmale einige Tropfen. Da fiel der Fremde seinem Retter um den Hals und das Volk jubelte mit. Der Charlatan krönte sein gutes Werk dadurch, daß er für den Unglücklichen bat, der bald ein ansehnliches Sümmden zusammen bekam. Wir brauchen nicht hinzuzusetzen, daß der Charlatan ebenfalls ein gutes Geschäft machte, denn Jedermann kaufte von dem Wundertrank.

Einige Tage darauf besuchte der Wirth einen Markt in einem andern Städtchen und wunderte sich nicht wenig, dort dieselbe Geschichte sich wiederholen zu sehen, mit dem Unterschiede, daß dort der Charlatan den Kranken und der ehemalige Kranke den Charlatan spielte. Der Wirth zeigte an, was ihm begegnet war, und die beiden Künstler wurden an einen Ort gebracht, wo sie Zeit haben werden, — über ein neues Mittel nachzudenken.

(Zauberei und Mord.) An den blühenden Ufern des Ebro nahe bei Saragossa wohnte noch vor wenigen Monaten eine alte Frau, Catalana genannt. Sie wollte 60 Jahre alt sein; trotz ihren Runzeln sah man, daß sie sehr schön gewesen sein mußte. Sie lebte in dem Häuschen allein, ging nur in der Nacht aus und war ärmlich gekleidet. Weit im Umkreise galt sie für eine mächtige Zauberin und Wahrsagerin. Bei Saragossa war sie erst 1830 erschienen; sie kam, wie sie angab, von Madrid. Der Bürgerkrieg, der Spanien mit Blut bespülte, kümmerte sie nicht; sie wahrte den Soldaten der beiden Parteien und wurde von allen geschont. An einem Abende im Decbr. vorigen Jahres erschien eine Equipage vor ihrer Thüre und eine junge schöne Dame stieg aus, um die Zauberin zu fragen, ob sie in ihrer Ehe Glück haben werde. Die Zauberin ließ sich den Namen des Bräutigams nennen, diesen beschreiben und erklärte endlich, sie könne keine Auskunft über die Zukunft geben, wenn der Bräutigam nicht selbst zu ihr komme, während die Braut verborgen anwesend sei. Die schöne Braut überredete den Bräutigam, sich zu der Alten zu begeben, sie selbst fand sich an dem

selben Tage früher bei derselben ein; am 4. Jan. d. J. stand Giacomo Salvadi, der Bräutigam, vor dem Gericht, angeklagt, seine Braut, Donna Isabella, ermordet zu haben. Er erzählte: die Zauberin führte mich in ein niedriges Gemach; auf einem Tische lag etwas unter einem schwarzen Tuche; es war fast ganz finster; daneben stand ein Glas und lag ein Dolch. „Bist Du glücklich sein, Giacomo,“ sagte sie, „so stich mit dem Dolche hierher.“ Sie zeigte mir die Stelle und schalt mich feig, als ich nicht sogleich den Stoß führen wollte. Ich stieß endlich zu und es sprang Blut nach. Die Alte nahm das leere Glas, füllte dasselbe mit Blut, trank davon und sagte mit schrecklicher Stimme: „auf Dein Wohl, Giacomo. Marianetta grüßt Dich!“ Das schwarze Tuch bewegte sich und es zeigte sich eine weibliche Gestalt mit tiefer Wunde im Herzen; o Graus, es war meine Braut! Die Zauberin, die ohne Zweifel von Donna Isabella meinen Namen erfahren hatte, war meine frühere Geliebte, die ich 1830 verlassen und die geschworen hatte, sich schrecklich an mir zu rächen. Ihr Schwur ist erfüllt, ich aber bin unschuldig. Mehrere Personen legten das günstigste Zeugniß für ihn ab, andere versicherten, sie hätten die Zauberin nach dem Gebirge entfliehen sehen. Salvadi wurde freigesprochen, die Zauberin aber hat man nicht wieder gefunden. In ihrer Wohnung konnte man sich von dem, was Salvadi schon ausgesagt hatte, überzeugen, daß sie sich nämlich alt stellte und schminkte. Sie war kaum dreißig Jahre alt.

(Eine Hundeauktion.) Ein gewisser Engländer, Dsbalbeston, besaß bis vor Kurzem die ausgezeichnetste Meute, Hunde von allen Arten, Jagdhunde natürlich, und er ließ sie auf das vortrefflichste und sorgfältigste pflegen. Auch besaß er von den besten Portraits. Der Hundesfreund war jedoch auf diesem seinem Stedenpferde sehr tief in Schulden hineingeritten; die Gläubiger wurden ungeduldig und so mußte man vor kurzem sein Hab und Gut versteigern. Für die Hunde kam eine Summe von mehr als 50,000 Thalern ein.

### Generalcorrespondenz.

Die vierzehnjährige Tochter des Infanteriecapitains Schoch reifete am 28. Septbr. vor. Jahres früh 5 Uhr von dem Fort Cochius (auf Sumatra), wo ihr Vater Commandant der Besatzung ist, nach der vier Stunden davon entfernten Stadt Bonjol ab und bediente sich der dort üblichen Tomtu (einer Art Portschaise, welche zum Sitzen und zum Liegen eingerichtet und von leichtem Bambusrohr und Schilf verfertigt ist), so wie zweier javascher Kulis (Träger), die, beiläufig gesagt, sehr feige Menschen sind. Nachdem Fräulein Schoch so die größte Hälfte ihrer Reise nach Bonjol zurückgelegt hatte und in einem Haine, durch welchen der Weg führt, angekommen war, zeigten sich mehrere Drang-utangs, welche mit großen Holzstücken und Steinen von



hohen Bäumen herab so heftig auf den Lomtu warfen, daß er zerbrach und die darin Getragene am Kopfe verwundet wurde. Die Kulies, die nur mit kleinen Messern bewaffnet waren, suchten, um den Würfen der Affen zu entgehen, ihr Heil in der Flucht, als die Drang-Utangs mit Knütteln bewaffnet von den Bäumen herabsprangen. Indes wurde die Anzahl der durch das Jammergeschrei des Mädchens herbei gelockten Affen immer größer und das Mädchen wurde, obwohl sie sich mit einem Stücke Bambusrohr gegen die Bestien tapfer verteidigte, gar bald von diesen entwaffnet und von fünf bis sechs männlichen Drang-Utangs erst in das Gebüsch und alsdann in ein Affennest auf einem Baume getragen. Nunmehr wurde der Entführten Kokusnuß von den Entführern angeboten, die ihr auch das Blut von der Stirn leckten und ihre Arme und Beine gar zärtlich drückten. Ueberhaupt widerfuhr ihr dort weiter kein Leid, als daß man sie, was sie aber verhinderte, noch höher auf den Baum zu ziehen versuchte, bis die Affen unter einander selbst über ihre Beute in Streit geriethen. Unterdessen waren auf das Geschrei der Kulies mehrere Menschen herbeigeeilt, durch den Hülsruf des Mädchens wurde der Versteck der Entführten entdeckt und dieselbe, nachdem sie über eine Stunde in der Gefangenschaft der Affen gewesen war, aus derselben befreit. In Folge dieser Entführung findet nun in jener Gegend fast täglich Affenjagd statt, die aber ein sehr grausames Geschäft ist, denn die verschiedenartigen Gesichtsgewerben, durch welche die angeschossenen Affen ihre Schmerzen, Angst, Furcht und ihr „um Gnade sehen“ auszudrücken suchen, während sie sich mit der einen Hand am Baumaste und mit der andern ihre Zungen halten, erregt selbst oft bei den härtesten Jägern Mitleid.

Nach der neuesten Mode in Paris werden alle Einladungen so gegeben, daß die Frau vom Hause an ihre Freunde eine Karte couvertirt schickt, auf welcher steht: Madame ... sera chez elle .. (— wird den und den Tag zu Hause sein). Bekanntlich heißt es schon seit längerer Zeit auf den Einladungskarten der Engländer ebenfalls Mr. ... is at home (ist zu Hause). — Für diejenigen unserer Leser, die sich für die neueste französische Conversationsprache interessieren, fügen wir hinzu, daß man nicht mehr in einem „salon“ tanzt, sondern stets in einer chambre, wenn es auch ein unermesslicher Saal ist. — Diejenigen, welche bei einem Restaurateur zu speisen pflegten, sagten bisher nicht: aller „diner au restaurant“, sondern au cabaret, jetzt spricht man aber allgemein: je dine à l'auberge. — Das Walzen wird in Frankreich immer mehr einheimisch, während man in Deutschland sich allmählig mehr dem Contretanz wieder zuwendet. Bekanntlich sagte Lord Byron einmal, der Walzer sei der einzige Tanz, bei welchem die jungen Mädchen denken lernten. —

Während Lord Londonderry mit seiner Familie sich in Malta befindet, brannte kürzlich sein prachtvolles Schloß Wynyard bei Stockton ab. Der Verlust wird auf 700,000 bis gegen 1 Mill. Thaler geschätzt. —

In Paris erscheint gegenwärtig eine Geschichte Frankreichs in Münzen, welche durch die kostbare Subscribentenliste, die man dazu angelegt hat, merkwürdig ist. Diese Liste ist mit dem denkbar größten Luxus ausgestattet; jedes Blatt enthält Arabeskenzeichnungen von den ersten Künstlern; auf je eines dieser Blätter schreibt der Subscribent seinen Namen. Man schickt dergleichen an alle Fürsten und an die ersten Notabilitäten Europas und erhält dadurch eine Autographensammlung, wie noch keine besteht. Diese soll in der königl. Bibliothek in Paris niedergelegt werden. —

In Philadelphia konnten neulich die Geschworenen über einen Gegenstand nicht einig werden und waren deshalb bereits eine ganze Woche lang eingesperrt. Sie waren es noch, als die Post abging. —

Als vor kurzem die Siegel von der Hinterlassenschaft des Herrn Lafarge abgenommen wurden und zur Versteigerung der Geräthe geschritten werden sollte, fanden sich sogar aus fernen Gegenden Liebhaber ein, welche irgend etwas von Herrn oder Mad. Lafarge besitzen wollten. Besonders theuer bezahlt wurde das Piano der Letztern. —

Von dem letzten Maskenballe in der Oper zu Paris begab sich eine junge höchst elegant gekleidete Dame direct nach der Seine, um sich da zu ertränken. Sie konnte nicht gerettet werden. —

George Sand (Marquise Aurora v. Dudevant) ist, wie Jos. Mendelssohn aus Paris berichtet, klein von Person. Sie hat Anlage zum Embonpoint, ist hastig, fast ungestüm in allen ihren Bewegungen, so daß sie einen Gegenstand eher packt, als ergreift. Hände und Füße sind von auffallender Kleinheit und Formenanmuth. Ihr längliches bleiches Gesicht ist geistreich, aber fast ohne eine Spur früherer Schönheit; nur das Auge blieb von überraschendem Glanze, es ist groß, neugierig, aber in einer Art unruhigem Stolze beständig bewegt. Zu beiden Seiten der Schläfen deuten stark hervortretende Runzeln auf die Anstrengung des Nachdenkens, auf körperliche Erschöpfung. Sie trägt die hohe Stirn nie gänzlich frei, als müßte sie fortwährend die innen glühenden Gedanken in eine freundliche Fessel legen; überhaupt schmückt sie sich gern mit Perlen, Gold und Blumen, — darin ist sie ganz Weib. Die üppigen Wellen ihres schwarzen Haars rieseln gewöhnlich auf ein langes, weißes Kleid herab. Im Uebrigen ist sie anspruchlos, nimmt warmen Antheil an allem wahrhaft Großen der Zeit und diese willige Anerkennung aller rivalisirenden Größen schützte sie bisher vor dem Haß und der Eifersucht der sogenannten Schulen. Sie trägt ihren großen Namen mit würdevoller Einfachheit. —

Man erzählt, bei einer Partei Whist in einem Londoner Club habe einer der Spieler seine Karten angesehen, sie dann auf den Tisch geworfen und sei, vom Schlage getroffen, umgefallen. Einer der Mitspielenden, der das reizbare Temperament des Verstorbenen gekannt, rief sogleich: „ich wette tausend Guineen, daß er keine Atouts hatte.“ Die Wette wurde gehalten und man befah die Karten des Verstorbenen; es befand sich nicht ein Atout darunter. —



# Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N<sup>o</sup> 13.

1841.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Theresa.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

4.

Der Schmuggler.

(Fortsetzung.)

„Ich wußte nicht genau, was man vor hatte,“ fuhr Tovalito fort; „die Briefe, die ich beförderte, waren versiegelt und übrigens kann ich nicht lesen. Nach einiger Zeit kam der Herr Monzo an die Grenze unter dem Vorwande, seinen Vetter, den Marquis von Nyamonte, zu besuchen, dessen Güter an dem linken Ufer der Guadiana liegen. Da gab es große Jagden, die zwei bis drei Tage dauerten und zu denen oft viele Herren eingeladen wurden. Als ich dies sah, merkte ich wohl, daß der Augenblick des Aufstandes näherübe. Da ich aus San Lucar de Barrameda gebürtig bin und Unterthan des Herzogs von Medina Sidonia, so hatte man Vertrauen zu mir. Ich war damals nicht nackt wie Hiob, sondern besaß bei Nyamonte ein Häuschen, das zwar sehr verfallen war, aber für mich gnügte, da ich hinter guten Mauern mich in Sicherheit befand. Eines Tages kam Don Monzo zu mir, um mir seine Befehle zu geben. Ich sollte aus Portugal Waffen und Pulver holen, brach noch dieselbe Nacht auf und den zweiten Tag darauf war alles geschmuggelt; mein Haus gleich einem Arsenal. Als Don Monzo sah, wie ich den Auftrag ausgerichtet hatte, reichte er mir die Hand und gab mir sodann 5000 Realen nebst einem Päckete

Briefe. Die Realen waren für mich; die Briefe sollte ich nach Lissabon tragen und sogleich aufbrechen. Ich glaubte, mein Glück sei nun gemacht.

Es war spät, als Don Monzo ging. In meinem Hause, das ich allein bewohnte, bereitete ich alles zu meiner Reise vor, dann schlief ich angekleidet ein. Im Schlafe hatte ich einen Traum. Es war mir als befinde ich mich an einem Orte, dessen Mauern einstürzten und mir dafür Teufelsstrahlen zeigten. Ich rief die heilige Jungfrau um Hilfe an, wollte fliehen, konnte mich aber nicht bewegen. Da erweckte mich ein Geräusch und ich sah im Scheine meiner Lampe etwa zwanzig Männer um mich stehen. Ich erkannte sogleich, daß ein Spion uns verrathen hatte und alles an den Tag kommen mußte. Die Briefe lagen auf einem Tische neben mir; der Offizier, der die Leute befehligte, nahm sie. Ich empfahl meine Seele Gott, nahm das Pistol aus meinem Gürtel und schoss unter die neben mir stehenden Pulverfäschchen.

„Heilige Jungfrau,“ unterbrach ihn Paco, „Du konntest ohne Beichte sterben!“

— „Wir flogen in die Luft,“ fuhr Tovalito kaltblütig fort, „das heißt das Dach, die Mauern und alles, was in dem Hause war, wurde wie eine Hand voll Sand umher gestreuet. Ich kam am Boden mitten unter den Trümmern wieder zur Besinnung; hier und da lagen Todte und die Verwundeten jammerten erbärmlich. Ich wollte aufstehen, sank aber wie todt wieder um. Dort habe ich das eine Auge und den einen



Arm verloren, die mir fehlen. Damals achtete ich freilich nicht darauf; die Briefe, welche Alles an das Licht gebracht hätten, waren ja vernichtet."

"Und Don Alonso stand Dir nicht bei, belohnte Dich nicht für eine so große Aufopferung?" unterbrach ihn Paco Rosales.

— „Nein. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich im Kerker, d. h. in einer kleinen dunkeln, wohlverschlossenen Kammer, worin es ein wenig Stroh und ein Crucifix gab. Ich glaubte, ich müßte sterben, so sehr schmerzten mich meine Wunden; aber ein heiliger Mann, ein Franciscaner, besuchte mich und brachte mir die Mittel, die mich bald wieder herstellten. Diese Herstellung sollte mir freilich kein langes Leben geben, denn man wartete nur auf die Beendigung derselben, um mir das Urtheil vorzulegen, das mir den Tod zuerkannte, nicht eines Staatsverbrechens wegen, denn es war nichts entdeckt worden, sondern wegen einiger armseliger Ballen Waaren, die ich über die Grenze geschmuggelt hatte. Da dachte ich, Don Alonso würde mir zu Hilfe kommen, und erwartete jeden Augenblick, er würde mir die Mittel zur Flucht senden; endlich wurde ich enttauscht. Gleich nach dem Vorfalle hatte er sich entfernt, ohne sich darum zu kümmern, was aus mir werden würde. Vielleicht wäre es ihm ganz recht gewesen, wenn ich gehängt worden; hätte ich ihn dann doch nicht mehr belästigen können.

Mit Gottes und des guten Franciscaners Hilfe entkam ich aber doch; den Tag vor meiner Hinrichtung auf dem Marktplatz in Ayamonte entfloh ich. Ich lief drei Wochen lang und hielt mich nur auf, um zu schlafen und um ein wenig Brod zu betteln. Endlich gelangte ich in diese gute Stadt Valencia. Da ich mein früheres Gewerbe nicht wieder anfangen konnte, so entschloß ich mich, wie so viele ehrliche Leute von den Almosen zu leben, welche die Frommen an den Kirchthüren zu geben pflegen. Das ist meine Geschichte und auf diese Weise kenne ich den edeln Herrn Alonso de Gusmann.

„Bei dem Erlöser! er hat Dich gut dafür belohnt, daß Du in seinem Dienste ein Auge, einen Arm und alles verlorst, was Du in dieser Welt besahest!" rief Paco Rosales; „ich an Deiner Stelle hätte mich gerächt, Freund Tovalito!"

— „Gerächt? Aber wie?"

Paco griff nach dem Messer, das er im Gürtel trug und erwiderte: „Glaubst Du, dies gebe einem Menschen nicht eben so den Tod als der Degen eines Edelmannes? Die Gelegenheit heute Abend war schön."

— „Ich weiß es wohl," antwortete Tovalito; „es ist nichts leichter, als einem Menschen das Lebenslicht auszublafen; aber welches Leid giebt der Tod dem, der nicht Zeit hat, ihn kommen zu sehen? Er merkt ihn nicht einmal. Eine so ärmliche Rache veracht' ich."

Paco Rosales war aufgestanden, um über die Hecke zu sehen, ob jemand sie belausche; da bemerkte er unweit eine weibliche Gestalt, deren weißes Gewand in dem Dunkel glänzte. Es war Theresa. Nachdem sie einige Schritte gethan, blieb sie unentschlossen, erschrocken stehen. Das Getöse des Balles klang nur schwach in den Aellen und diese entfernten Töne schienen sie zurückzurufen. Das junge Mädchen wollte in bänglichem Vorgefühle wieder umkehren, als eine Stimme, bei deren Klang sie zusammensuhr, dicht neben ihr rief: „Theresa!" Eine Hand, die sie vergebens zurückzuweisen versuchte, zog sie in den Garten tiefer hinein in ein Gebüsch, in dem sich eine Rasenbank befand. Das Mädchen war fast athemlos und weinte; sie drückte die Hände ihres Führers mit stummer Angst und benetzte sie mit Thränen.

„Du erwartetest mich nicht?" fragte er mit bitterm Hohne; „ich bin, wie Du siehst, zu rechter Zeit gekommen und bereit, mein Versprechen zu lösen."

— „Nein," unterbrach sie ihn; „es ist zu spät; weißt Du, daß morgen mein Trauungstag ist?"

„Ja, ein Anderer hat die Schwüre empfangen, die Du mir gebrochen hast; aber bei dem heiligen Namen des Erlösers, Du sollst Deinen Verrath nicht vollbringen!"

— „Was wirfst Du mir vor?" fragte sie; „Du bist abgereiset und hast es mir überlassen, allein dem Willen und den Befehlen meiner Mutter zu widerstehen; als ich mich zu ihren Füßen niederwarf, als ich gestand, daß ich mein Herz bereits vergeben, konnte ich ihr nicht einmal den Namen dessen nennen, den ich liebte!"

„Du mußtest Vertrauen auf mich haben," antwortete er kalt; „aber es ist noch Zeit, ich kann Dich schützen, Dich retten... Du mußt mir folgen..."

— „Laß mich! Laß mich!" sprach sie, indem sie dieser alles vermögenden Stimme und Bitte zu entfliehen suchte.

„Warum willst Du mich verlassen? Es ist Mitternacht, die Zeit unserer gewöhnlichen Zusammenkünfte. Wie viele Male sind wir hier mit einander umhergegangen in schönen dunkeln und heitern Nächten. Liebesnächte, Wünsche, süße Hoffnungen, Alles soll vorüber sein? Und ich sollte Dich aus meinen Armen



unbefleckt entlassen, um Dich einem Andern zu übergeben? Glaube das nicht, Theresa!"

Sie sank vor ihm auf die Knie und bat: „habe Mitleid mit mir; ich darf nur noch einen Augenblick bleiben; man sucht mich bereits. . . Meine Ehre, mein Leben steht auf dem Spiele.“

— „Du wagst also nicht, sie mir anzuvertrauen?“ unterbrach er sie. „Ist das der Muth und die Aufopferung der Liebe, die Du so groß schildertest?“

„Ja,“ sprach sie weinend, „meinem Gemahle wäre ich in die Armuth, zur Arbeit, gefolgt; aber meinem Geliebten? nein. Nein, sage ich Dir; höher als die Liebe, höher als das Leben steht die Ehre. Tödtet mich, wenn Du es willst; folgen kann ich Dir nicht.“

— „Höre mich an,“ entgegnete er, indem er sie nöthigte, aufzustehen; es stehen große Hindernisse zwischen uns; würdest Du Dich mir anvertrauen, wenn ich mich nur zu einer Gewissensehe verpflichtete?“

„Himmel!“ unterbrach sie ihn, indem sie krampfhaft den Arm drückte, der sie zurückhielt, „hörst Du das Rufen? Man sucht mich. Man kommt hierher.“

Beworrene Stimmen riefen Theresa in den Alleen; der Tanz hatte aufgehört; man durchsuchte den Garten bei Fackelschein. Tovalito und Rosales folgten Don Antonio de Guevara, der bleich aussah, den Degen in der Hand hielt und nicht wußte, gegen wen er seine Braut vertheidigen sollte.

— „Wir haben sie gesehen, Herr,“ sagten sie, „wir haben sie in dieser Allee gesehen; es war jemand bei ihr, ein hochgewachsener Mann in einem schwarzen Mantel . . . er zog sie nach dieser Seite hin.“

Man eilte dahin; es war Niemand mehr da. Auf der Rasenbank aber fand man die Stirnbinde von Diamanten und den Brautkranz Theresas.

### 5.

#### Ein Auftrag.

Am andern Tage stand Paco Rosales wieder an seinem gewöhnlichen Plage an der kleinen Thüre der Kirche und sprach mit seinem Freunde Tovalito von den Ereignissen der vorigen Nacht.

„Was mag wohl aus ihnen geworden sein?“ fragte Paco; „ich gäbe alles darum, was ich heute von den Frommen erhalten habe, wenn ich es erfahren könnte.“

— „Er hat sie mit Gewalt oder durch Ueberredung irgendwohin gebracht. Vielleicht in seine Wohnung.“

„Das kann nicht sein; er muß doch fürchten, daß man sie suche.“

— „Was sonst soll mit ihr geschehen sein? Er ist der Mann nicht, der sich viel darum kümmert, was ihm geschehen könne. Hat er seinen Willen durchgesetzt, so wird alles vorüber sein, und er ist im Stande, sie ihren Verwandten zurückzuschicken.“

„Warum mochtest Du nicht sagen, daß Du ihn erkannt hättest?“

„Freund Paco, man sieht wohl, daß Du nicht weißt, wie es in der Welt geht, und daß Du nie mit den Großen umgegangen bist. Der Canonicus Don Ignacio de Vasconcellos ist zu dem Corregidor gegangen; alle Alguazils der heiligen Hermandad sind bereits aufgeboden; man sucht die Donna Theresa überall. Diese Nachsuchungen würden nicht so eifrig betrieben werden, wenn man den Namen des Entführers kannte. Es wird Zeit, ihn zu nennen, wenn man sie wieder findet. Vielleicht hat Don Alonso de Gusmann hier einen andern Namen angenommen.“

„Schweig! Schweig!“ unterbrach ihn Paco; „da kommt er selbst.“

Und wirklich er kam vorsichtig näher wie Jemand, der erkannt zu werden fürchtet. Obgleich es bereits dunkelte, so verhüllte er doch sorgfältig sein Gesicht mit dem Mantel und hatte seinen großen Hut mit der schwarzen Feder tief auf der Stirn hereingedrückt.

„So war er auch in der vergangenen Nacht gekleidet,“ sagte Paco Rosales; „er kommt auf uns zu. Entferne Dich, Tovalito.“

— „Ich bin überzeugt, daß er mich nicht wieder erkennt,“ entgegnete dieser, setzte sich aber doch bei Seite nieder.

Don Alonso winkte dem Bettler Paco und trat zu ihm, als er sich überzeugt hatte, daß Niemand ihr Gespräch hören konnte. „Höre mich an,“ sagte er; „Du hast mir bereits gute Dienste geleistet; ich wende mich noch einmal an Dich und werde Deinen Eifer und und Deine Verschwiegenheit belohnen, wie ich es immer gethan habe. Laß sehen, ob Du das, was ich Dir übertragen will, gut auszuführen vermagst. Ihr frommen Leute, die Ihr Euer Leben an den Kirchenthüren verbringt, den Rosenkranz betet und Liebesbriefchen bestellt, müßt nicht bloß alle schönen Damen, alle hübsche Mädchen, die hier ihre Andacht verrichten, sondern auch die Priester, die Mönche kennen, welche von der Morgendämmerung an bis zum zweiten Angelus in den Kirchen und Klöstern von Valencia die Messe lesen. Kennst Du unter diesen keinen, der, ohne sich um den Tadel des Erzbischofs zu kümmern, sich wohl



bereit finden ließe, eine Trauungsmesse insgeheim zu lesen, die ihm so gut bezahlt werden sollte, als predigte er eine ganze Fastenzeit hindurch vor dem Könige?"

Paco Rosales richtete bei dieser unerwarteten Frage überrascht und mißtrauisch den Kopf empor. „Eine Trauungsmesse!“ wiederholte er; „und die Einsegnung müßte vor dem Gewissen gut und gültig sein?“

„Ohne Zweifel; kennst Du nicht einen guten Geistlichen, der sie zwei Liebenden geben will, deren Ehe geheim bleiben muß?“

— „Ich kenne einen ehrwürdigen Dominicanermonch, der sich nicht weigern würde, eine solche Gewissensehe einzusegnen; aber man müßte zu ihm in sein Kloster gehen.“

„Diesen Abend .. kann ich nicht zu ihm gehen. Die Zeit aber drängt; morgen verlasse ich Valencia. Geh zu dem guten Vater ..“

— „Ach!“ sagte Paco, „diese Nacht also wollt Ihr Euch trauen lassen?“

„Ja,“ antwortete er; „kannst Du thun, was ich von Dir verlange?“

— „Ich sehe kein Hinderniß; aber wessen Namen soll ich dem ehrwürdigen Cyrillo nennen?“

„Den meinigen,“ entgegnete Don Alonso, indem er ihm ein Papier zeigte, das er in seiner Hand hielt; „Du übergiebst ihm dieses und heute Abend vor Mitternacht kommst Du an die Mauer des erzbischöflichen Gartens, um mir den Erfolg Deines Auftrags mitzutheilen. Du wirst nicht allein kommen, verstehst Du? Bringe Jemanden mit, auf den man sich verlassen kann, einen Armen Deiner Bekanntschaft.“

— „Das Klosterthor wird nach dem letzten Angelus geschlossen,“ sagte Paco Rosales, indem er nach seinem Stocke griff; „ich habe gerade noch so viel Zeit, um Euerer Befehle zu vollziehen.“

Don Alonso entfernte sich und verschwand bald in den dunkeln krummen Gassen in der Nähe der Kirche; aber den Blicken Zovalitos entging er nicht. Der Bettler folgte ihm, während Paco Rosales nach dem Dominicanerkloster eilte, und blieb vor dem erzbischöflichen Palaste stehen, nachdem er den jungen Mann hatte hineingehen sehen.

Die Thüre dieses Palastes wurde wie die Kirche von Bettlern belagert, die da ihre bestimmten Plätze hatten. Es waren gute Arme, deren volles von Gesundheit strotzendes Gesicht man gern ansah. Ob sie gleich in der Livree ihres Standes erschienen, so erhiel-

ten sie doch durch die Lumpen kein elendes Aussehen, so reinlich und vollkommen bedeckt waren sie im Uebrigen. Sie würden unter sich keinen jener Unglücklichen geduldet haben, welche Gebrechen zur Schau tragen und mit kläglicher Stimme das öffentliche Mitleid anrufen; es waren ächte spanische Bettler, gesund und heiter.

Zovalito trat demüthig zu einem seiner glücklichen Genossen, nachdem er den Hut aufgesetzt hatte, um deutlich zu zeigen, daß er nicht gekommen sei, um hier sein Gewerbe zu treiben.

„Mögen die heilige Jungfrau und Dein heiliger Schutzpatron Dir beistehen, Freund Lazarillo,“ sagte er zu ihm; „wie geht es hier? Hat Euch Sr. Gnaden heute eigenhändig ein Almosen gegeben?“

— „Er ist nicht ausgegangen, aber wir haben einen Segen vom Himmel gehabt, einen Regen kleiner Münzen, worunter sich auch einige große Stücke befanden. Ein edeler Reisender vertheilte sie unter die Armen von Valencia, die ihm begegneten. Der erlauchte Herr, der Herzog von Medina Sidonia, ist mit einem Gefolge von sechs Wagen und mehr als fünfzig Leuten zu Pferde angekommen und hier abgestiegen.“

„Und der Herr Herzog fand in dem Palaste Jemanden aus seiner Familie?“ unterbrach ihn Zovalito.

„Du wußtest es schon, daß Don Alonso de Gusmann, sein Sohn, ihm um einen Tag vorausge-eilt ist?“

Zovalito antwortete nur durch ein bejahendes Zeichen.

— „Die Herren besuchen die edele Stadt Valencia zum erstenmale,“ fuhr Lazarillo fort, „werden sich aber nicht lange da aufhalten, denn sie reisen morgen nach der Grenze Cataloniens, wo sich der König vielleicht schon befindet. Möge der große heilige Jacob von Compostella, der Schutzpatron der Reisenden, sie geleiten!“

„Sollte er wohl gewagt haben, seine Geliebte in dem Palaste zu verbergen?“ dachte Zovalito; aber er blieb bei dieser Vermuthung nicht stehen, die durchaus nicht wahrscheinlich war, und kehrte sogleich an die Thüre der Kirche zurück, um Paco Rosales mitzutheilen, was er erfahren hatte.

Der Bettler kam aus dem Kloster der Dominicaner zurück, das außerhalb der Stadt am Ende einer der kühlen Promenaden lag, die Valencia wie ein grüner Gürtel umgaben, und beide erzählten dann einander, was sie erfahren hatten.



„Ich habe den Brief dem guten Vater Cyrillo übergeben,“ sagte Paco Rosales; „Du weißt, er hat eine große Hand; für zwei Pfund Chocolate thut er viel. Er würde den Teufel.“

— „Schweig,“ unterbrach ihn Tovalito, indem er sich bekreuzigte, „sprich nicht vom Teufel, sonst kommt er.“

„Gut,“ sagte Paco achselzuckend, „ich für meine Person fürchte mich vor manchen Dingen mehr als vor dem Teufel, aber davon ist jetzt die Rede nicht, sondern von der Trauung. Der Vater Cyrillo hat den Brief gelesen und wollte mir den Namen verschweigen, der darunter stand; da ich ihn aber von ihm nicht zu erfahren brauchte, so fragte ich ihn auch nicht darnach. In dieser Nacht hat er gerade bei einem Todten zu wachen und die Trauung könnte vor der Beerdigung stattfinden.“

— „Du glaubst also, Don Alonso de Gusmann wolle das Mädchen heirathen? Du glaubst, er liebe sie so sehr, um sich auf solche Weise dem Zorne und dem Fluche seines Vaters auszusetzen?“

„Das beweist er ja eben; morgen ist es nicht wieder rückgängig zu machen, er ist vor seinem Gewissen verheirathet nach dem Gesetze unserer heiligen Mutter der Kirche.“

— „Du glaubst es?“ fragte Tovalito noch einmal achselzuckend.

## 6.

## Die Dominicanerkirche.

Paco Rosales befand sich vor Mitternacht an dem erzbischöflichen Garten mit Tovalito, der in einiger Entfernung blieb. Don Alonso ließ nicht lange auf sich warten. Der junge Herr hatte indeß nicht gewagt, sich einem der Begleiter seines Vaters anzuvertrauen, denn er kam allein.

„Sehr wohl,“ sagte er, nachdem Paco ihm Rechenschaft von seiner Sendung abgelegt hatte; „bist Du Deines Begleiters sicher?“

— „Herr wie meiner selbst.“

„In diesem Falle vertraue ich ihm. Geht nur beide in das Dominicanerkloster. In einer Stunde werde ich mit Donna Theresia de Basconcellos dort sein.“

Don Alonso ging in eine kleine Straße hinein. Als er vor einigen Monaten incognito in Valencia angekommen war, hatte er bei einer guten Frau gewohnt, die ihn nicht für einen großen Herrn, sondern für den

Sohn eines reichen Kaufmannes von Sevilla hielt. Zu ihr brachte er auch Theresia. Das junge Mädchen hatte endlich den Namen dessen erfahren, dessen kühne Liebe sie an dem Verlobungstage ihrer Familie und ihrem Bräutigam entführte; aber sie war zu jung, sie liebte mit zu tiefer Leidenschaft, als daß sie eine ehrgeizige Berechnung hätte bestimmen können. Sie bedauerte, sie fürchtete in diesem Augenblicke nichts; es schmerzte sie nur, sich so gewaltsam und für immer von allem andern losgerissen zu haben, was ihr in dieser Welt theuer gewesen. Sie wußte, daß sie sich durch ihre Flucht mit Schande bedeckt hatte, aber sie tröstete sich mit dem Gedanken, eines Tages durch eine glänzende Rehabilitation sich wieder aufrichten zu können. In dem Liebesrausche hatte Don Alonso ihr auf Edelmanns Wort geschworen, daß eine geheime Ehe sie von morgen an verbinden sollte. Sie sollte ihm also als seine Frau folgen, nicht als seine Geliebte. Sie wartete darum mit Andacht und innerm Beben auf den Augenblick, der sie von ihrem Vergehen in ihren eigenen Augen freisprechen sollte. Sie trug noch ihr Brautgewand, und dies war alles, was ihr von dem reichen Schmucke am vorigen Tage geblieben. Ihr mildfreundliches Gesicht verhüllte sie mit einer schwarzen Mantille. Als Alonso ankam, lag sie auf ihren Knien und betete zu Gott.

„Theresia,“ sagte er, „ein Spanier hält sein Wort; ich komme, Dich abzuholen; der Priester erwartet uns.“

— „Ich bin bereit,“ antwortete sie, indem sie ihm die Hand reichte mit einem unbeschreiblichen Lächeln von Zärtlichkeit und Stolz. „Ich werde der Ehre würdig sein, die Du mir erzeigst. Alonso, ich ergebe mich Dir für das Leben und bis über das Grab hinaus.“

„Komm, meine Liebe,“ sagte er, indem er sie küßte. Sie warf einen Blick zurück in das Zimmer, das sie in der Nacht wie ein Dieb verließ, um zu dem Altare zu gehen. Der Abstand dieser Stille, dieser Einsamkeit von dem Lärme und Glanze, die sie den Tag vorher umgeben hatten, berührte sie schmerzlich.

— „Mein Gott!“ flüsterte sie, „ich bin nun mit Dir allein, allein in der weiten Welt. Alonso, Du vertrittst mir Freunde, Familie, Alles, was ich verloren habe. Wenn Du mich verließest!“

„Kind,“ antwortete er, indem er sie in seine Arme schloß, „die Stunde der Vermählung ist gekommen, der Priester erwartet uns; folge mir.“

Auch er blickte in das stille dunkle Zimmer zurück.



— „Ich werde Dich daher zurückbringen,“ sagte er leiser.

Die Wirthin erwartete sie unten an der Treppe und geleitete sie bis an die Thüre; Don Alonso hatte ihr gesagt, Theresa sei seine Frau, und sie hatte es geglaubt.

„Es ist Mitternacht,“ sagte sie; „Gott behüte Euch vor einem schlimmen Abenteuer! Die Straßen sind jetzt dunkel und man findet da nicht mehr nur Leute, die Serenaden bringen.“

— „Ich habe mein Schwerdt,“ antwortete Alonso, „und in einer Stunde sind wir zurück.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Gloria.) Ein vielgereiseter Engländer nennt als das beste Getränk, das ihm bekannt sei, eine Mischung von Kaffee, Zucker (oder besser Zuckercand) und Cognac. Man nehme, sagt er, eine halbe Tasse starken Kaffee, thue vier große Stück Zucker hinein und gieße dann über den Rücken des Kaffeelöffels langsam und vorsichtig so viel feinen alten Cognac dazu, als man Kaffee hat. Der Spiritus wird natürlich auf dem Kaffee oben aufschwimmen und man muß sich vorsehen, daß sich beide nicht mit einander vermischen; dann zünde man den Branntwein an; wenn der böse Geist in Flammen verschwunden ist, rühre man die Mischung um und man wird einen der vortrefflichsten Liköre haben, den man sich denken kann und der außer seiner aufheiternden Eigenschaft auch dem schwachen Magen ganz vorzüglich gut zusagt.

(Die Entdeckung des Telescop.) Galilei brachte an den beiden Enden einer Bleiröhre zwei Brillengläser an, die beide an der einen Seite flach, während das eine auf der andern concav, das andere concav war. Als er ein Auge daran legte, bemerkte er, daß er die Gegenstände ziemlich groß und sich näher gerückt sah. Dieses kleine Instrument, das die Gegenstände nur dreifach vergrößerte, brachte er in Triumph nach Venedig, wo es das höchste und allgemeinste Interesse erregte. Die vornehmsten und angesehensten Bürger der Stadt drängten sich in seine Wohnung, um das zauberartige Spielzeug zu sehen, und als Galilei fast einen Monat lang so die allgemeine Neugierde befriediget hatte, gab ihm Leonardo Deodati, der Doge von Venedig, zu verstehen, der Senat würde sehr erfreut sein, wenn er ein solches außerordentliches Instrument erhalten könnte. Galilei erfüllte sogleich die Wünsche seiner Gönner, die das Geschenk dadurch vergalteten, daß sie ihm seine Professur in Padua auf Lebenszeit übertrugen und seinen Gehalt von 520 auf 1000 Gulden erhöhten.

(Der Schmerz am rechten Orte.) Karr erzählt in seinen „Wespen,“ daß auf dem Gottesacker zu St. Denis keine

Ordnung gehalten werde und manche Person, die an irgend einem Grabe einen theuern Todten beweine, vielleicht erst später zu ihrem Verdrusse merke, ihre Thränen am unrechten Orte vergossen zu haben. So, sagte er, ging es auch in Paris zur Cholerazeit. Man fuhr die ganz gleichen schwarzen Särge dungsweise nach der Kirche und brauchte bloß die Vorsicht, sie vorher zu nummeriren. An der Kirche wurde jeder Sarg auf einen Augenblick an den Altar getragen. „Schnell Nr. 1,“ hieß es da; „die Verwandten von Nr. 1. Bewein die Ihren Todten! — Genug! nun Nr. 2. — Schnell, wir sind nicht zum Spasse da, weinen Sie schnell. Nr. 3!“ So ging es fort, bis man Nr. 6 kam. Da wußte Niemand, von welcher Seite man die Zahl ansehen sollte, ob es eine 6 oder 9 sei. Die Verwandten der Todten in den beiden Nummern konnten sich auch nicht vereinigen. Man ließ deshalb beide Särge zugleich in die Kirche schaffen und die Verwandten der beiden Todten zugleich ein Paar Augenblicke weinen.

(Kaltblütigkeit.) Der kürzlich verstorbene französische General Clary fuhr, als er noch Lieutenant war, einmal mit dem General Lasalle in einem Cabriolet mit einem Pferde, das die Untugend hatte, gewöhnlich durchzugehen und dem sich deshalb Niemand mehr anvertrauen wollte. Die beiden Herren zündeten sich eine Cigarre an und setzten sich in das Cabriolet. Das Pferd wurde bald unruhig; der sehr starke General Lasalle mußte seine ganze Kraft aufbieten, um es zu halten. Als es ihm zu anstrengend wurde, gab er seinem Begleiter einen Zügel zu halten, aber das Pferd lief nur immer toller. Da nahm der General die Zügel, knüpfte sie zusammen, warf sie so dem Pferde über den Rücken, schlug die Arme über einander und rauchte ruhig seine Cigarre; dem Lieutenant war sie aus Angst ausgegangen. Das nicht mehr gehaltene Pferd jagte über Stock und Stein querfeldein. „Wollen Sie Feuer, Clary?“ fragte der General. In diesem Augenblick stürzten die beiden Offiziere, Pferd und Wagen in einen Pohlweg; das Pferd war halbtodt, der Wagen zertrümmert, Clary fast betäubt, Lasalle aber kam sogleich wieder auf die Füße und fragte ganz ruhig: „wollen Sie Feuer, Clary?“ Dieser zündete, um seine Angst nicht merken zu lassen, die Cigarre, die er krampfhaft zwischen den Zähnen gehalten hatte, wirklich an und so gingen beide mit einander zu Hause.

(Die Portugiesinnen.) Die Physiognomie der portugiesischen Männer hat nicht den Adel, die Ruhe und die Würde, die den vorherrschenden Charakter der Spanier bilden. Man begegnet überall unstäten, lauenden Blicken, ja, wenn ich mich so ausdrücken darf, spitzbüßischen Gesichtern. Und die Frauen! Wo sind die nobeln Profile, die graziosen Gestalten, die seelenvollen Augen und wo sind die Mantillen? Wenn beide Völker (Spanier und Portugiesen) von den Arabern abstammen, so ist das portugiesische entweder von gemeinerer Abkunft oder sehr ausgeartet. Schwarze buschige Augenbrauen, wolliges Negehaar,



faßte, gelbbraune Gesichter, gemeine Figuren, so haben die Portugiesinnen nur die arabischen Augen behalten, allein auch diesen fehlt der elektrische Göttersfunken, das Zeichen des ächten Edelsteines, und sie sind stehend ohne Feuer, brennend ohne Seele. (Morgen- und Abendland.)

(Die Schnelligkeit des Blitzes zu messen.) Der berühmte Krato giebt eine sehr sinnreiche Methode an, wie man die Schnelligkeit des Blitzes messen kann. Der Gegenstand, wo das Gewitter ist, stellt man ein metallenes Rad mit hundert dünnen Speichen auf. Ein Uhrwerk dreht es ununterbrochen und regelmäßig zehnmal in einer Secunde oder einmal in einer Zehntel-Secunde um. Der Beobachter stellt sich zwischen das Rad und die Gewitterwolken, doch so, daß das Licht der Blitze ungehindert auf das sich umbrehende Rad fallen kann. Dieses Rad sieht man nicht, weil die Beobachtung in der Nacht gemacht werden muß. Sobald ein Blitz erscheint, wird das Rad beleuchtet und man sieht es je nach der Dauer des Blitzes verschieden. Hat der Blitz nur während einer unendlich kurzen Zeit geleuchtet, so wird während einer Zehntel-Secunde das Rad wie hundert leuchtende und unbewegliche Speichen erscheinen; dauert der Blitz eine Tausentel-Secunde, so erscheint das Rad als leuchtender Kreis; dauert er nur die Hälfte einer Tausentel-Secunde u. s. w., so sieht man nur die Hälfte des Kreises etc.

(Sittenzüge aus Kaschmir.) Der berühmte Reisende Hügel hat so eben die Beschreibung seiner Reise in Kaschmir etc. erscheinen lassen (Stuttgart, Hallberger, 4 Bände) und er erzählt da gelegentlich merkwürdige Sittenzüge. Hier kommt ihm ein sogenannter Philosoph entgegen, nackt, die Haare mit Asche bestreut und mit Blumen bekränzt. Da sitzt ein Fakir in einem Kapellchen, aus dem er nie wieder herauskommt und das zugemauert wird, wenn er stirbt. Da giebt es in einem See zahlreiche und delicate Fische, aber der Reisende kann keinen bekommen, weil sie heilig sind, und muß sich der List bedienen, um sich einen zu verschaffen. Da wird er von den Eingebornen wie ein irdischer Gott verehrt und fast angebetet, darf richten und strafen, sich überall frei einquartieren und die Hauseigentümer, die sich das als Ehre anrechnen, austreiben, auf einmal aber, wenn er auf ein nationales Vorurtheil stößt, kann er trotz seinem großen Ansehen keinen Gehorsam finden. Einmal kam Herr von Hügel in große Lebensgefahr, weil er unvorsichtig einen großen Bampyr, eines jener häßlichen riesenhaften Thiere getödtet hatte, von denen es in jenem Lande wimmelt. Sie gelten für heilig und nur durch große Geistesgegenwart und List konnte er sich aus den Händen des wüthenden Volkes befreien. Kurz vorher waren zwei Engländer ums Leben gekommen, weil sie einen heiligen Affen getödtet hatten. Als der Reisende dennoch, um sich für seine Sammlung einen Bampyr zu verschaffen, auf dem Felde, fern von bewohnten Orten, einmal wieder ein solches Thier von einem Baume herunterstieß, kam unter dem Baume hervor ein Fakir und machte ihm die bittersten Vorwürfe. „Es ist ja aber

ein so häßliches Thier,“ bemerkte der Herr von Hügel. „Mußtest Du so weit herkommen, um ein unschuldiges Geschöpf Gottes zu tödten?“ entgegnete der Fakir.

(Getäuschte Erwartung.) Vor einiger Zeit kam ein gewisser Henkel nach Paris, ein Deutscher, der lange Reisen in Rußland gemacht, sich dann in Italien verheirathet, vorher aber in Paris bei einem Bruder gelebt hatte, den er sehr liebte und jetzt wieder auffuchen wollte. Da er denselben nicht ausfindig machen konnte, so wendete er sich an den Präfecten und nach einiger Zeit wurde er wieder zu demselben beschieden. Herr Henkel warf sich in froher Erwartung, ohne Hut, in einen Fiacre und fuhr zu dem Polizeipräfecten, der ihm sagte, seine Nachforschungen wären so ziemlich glücklich gewesen; man sei dem Gesuchten auf der Spur, ob man ihn gleich selbst noch nicht habe. „Er ist ein Deutscher.“ — „Das weiß ich.“ — „War lange in Rußland.“ — „Wirklich?“ — „Dann in Italien.“ — „Nicht möglich!“ — „Wo er sich verheirathete. Dann kam er wieder nach Paris, wo er in der Straße . . N. wohnte. Hier haben wir die Spur verloren.“ — „Da kann ich Ihnen Auskunft geben,“ sagte der Getäuschte; „Herr Henkel zog von da in die Straße . . Und heute, eben als er sich zu Tische setzen wollte, wurde er hierher beschieden, denn der Henkel, den Sie ausfindig gemacht haben, ist nicht mein Bruder, ich bin es selbst.“

### Generalcorrespondenz.

Von Scribe und Kubler ist schon wieder eine neue komische Oper erschienen, die „Kronjuwelen“ genannt, eines der seltensten Werke, die jemals aus der Feder eines Operntextdichters geflossen sind. Die Hauptperson ist eine Königin von Portugal, die aber nicht bloß Königin, sondern zu gleicher Zeit Anführerin einer Bande von Räubern und Falschmünzern ist und, um den Verkauf der Kronjuwelen zu verbergen, die sie an alle Juden verhandelt hat, um die Staatskasse zu füllen, von den Thronen falsche machen ließ. Sie verliebt sich in einen jungen Mann, der zufällig in die Höhle kommt, wo sie als Zigeunerin Catarina herrscht, und heirathet ihn endlich. Der Vertraute dieser Königin, die auf so seltsame Weise die Kassen ihres Finanzministers füllt, ist ein Zaugenichts, der früher zum Scheiterhaufen verurtheilt worden war und von ihr an die Spitze der geheimen Polizei gestellt wird, in der er freilich gute Dienste leisten muß, weil er selbst zu den Banditen gehört hat. Allerliebste Melodien stimmten schon von der Duvertüre an das Publicum günstig; im allgemeinen hat die ganze Composition viel Liebliches und Reizendes in ihren verschiedenen Nummern und erhielt darum auch allgemeinen Beifall; über den Text aber lachte das Publicum nicht selten. —

Der Professor Rasse in Bonn hat ein Instrument, Thanasometer genannt, erfunden, das unfehlbar in der Bestimmung sein soll ob ein Mensch wirklich oder nur scheintodt ist. —



Im vorigen Jahre sind in London nicht weniger als 275 Kinder verbrannt, welche in Zimmern, wo Feuer im Kamine brannte, allein gelassen worden waren. —

In Paris leben zwei colossal reiche Americaner, der Oberst Thorn und der Bankier Wels, die den Einfall gehabt haben, aristokratische Bälle zu geben. Zwei neuerdings in Paris angekommene Landsleute derselben, Herr Bingham und Mad. Molton überbieten sie noch. Diese stolzen Yankee wollen Niemandem gestatten, bei ihnen zu tanzen oder ein Glas Punsch zu trinken, der nicht wenigstens einen vierhundertjährigen Adel von väterlicher und mütterlicher Seite nachweisen kann. Mad. Bingham hatte lange nach Listen gesucht, nach denen sie ihre Einladungen erlassen könnte; die der Herzogin v. Decazes war ihr aber zu bürgerlich, die der Gräfin v. St. Adelonbe zu sehr Justemilieu; endlich hielt sie sich an die Listen der Fürstin Rohan, von denen man weiß, daß sie nur das reinste Blut aus der Vorstadt St. Germain enthalten. —

Viele Leser erinnern sich vielleicht noch des Prozesses Fualdes, der zu seiner Zeit das größte Aufsehen in ganz Europa machte und allgemeine Theilnahme erregte. Als der Mord in dem Hause begangen wurde, spielten vor dem Hause zwei Männer auf Drehorgeln, von denen man später nie wieder eine Spur entdeckte. Jetzt meldet ein Schreiben, man habe die beiden Männer zugleich mit den Drehorgeln in dem Garten Jansons (eines der Mörder) vergraben gefunden. Jene beiden Spielleute, die man für Mitschuldige hielt, sind also wohl unschuldig gewesen, was die berühmte Banca gewußt haben muß, die aber starb, ohne etwas davon zu äußern. —

In der Stadt Granada hat lezthin ein Vorfall großes Aufsehen gemacht. Es ist in ganz Spanien gebräuchlich, die Leichen bis zum Augenblicke des Begräbnisses in die Kirchen zu bringen. Ein gewisser Jose de Gomiz war in Granada gestorben; man legte die Leiche in den Sarg und trug diesen in die Kirche. Früh als man den Verstorbenen begraben wollte, sah man ihn vor dem Altare auf den Knien im Gebete liegen. Er hatte den Sargdeckel mit Gewalt abgeworfen. Der Todte lebte. —

Biard (dessen Portrait dieser Nr. beilegt und dessen Biographie der Tagesbericht enthält) erzählt den Umstand, wie er die Spauletten des Schiffsofficiers ablegte und sich ausschließlich der Kunst widmete, mit folgenden Worten: „Wir erreichten Marseille; ich stieg mit Munis, meinem Affen, ans Land und einige Tage darauf hielt der Admiral eine Musterung. Als ihm der Commandant unseres Schiffes jeden Officier namentlich vorstellte und die Reihe an mich gekommen war, fragte er mich: „sind Sie ein Verwandter des Malers Biard, der dieses Jahr in der Kunstausstellung die goldene Ehrenmedaille erworben hat?“ Mein Herz schlug bei diesen Worten gewaltig, denn ehe ich Frankreich verließ, hatte ich einem meiner Freunde ein Gemälde, das ich in der Mußezeit entworfen, mit der Bitte übergeben, dasselbe der Jury zu übersenden, welche über die Zulassung der Gemälde zur

Ausstellung zu entscheiden habe. „Welches ist der Gegenstand des Gemäldes, Herr Admiral?“ fragte ich. — „Heren,“ antwortete er. Ich fiel beinahe um; das war mein Gemälde. „Der Maler bin ich, bin ich!“ rief ich außer mir vor Freude und Ueberraschung. Der Admiral sagte mir einige schmeichelhafte Worte; einige Wochen darauf hatte ich meinen Abschied verlangt und erhalten, gelangte mit meinem Affen auf der Achsel nach Lyon und widmete mich ganz der Kunst.“ —

Der Architect Zwirner, welcher den Dombau in Köln leitet, ist wie durch ein Wunder zu dem ersten alten vollständigen Risse dieses Riesenbaues gelangt. Man hat nämlich diesen Riß in Darmstadt auf einem Speicher gefunden, wo man seit vielen Jahren Bohnen auf dem alten Pergamente getrocknet hatte. —

In Schindlers Biographie Beethovens liest man: er selbst scherzte oftmals über seine fast undeutliche Handschrift und entschuldigte sie mit den Worten: „das Leben ist zu kurz, als daß man Buchstaben und Noten malen könnte und schönere Noten würden mich auch schwerlich aus meiner Armuth befreien.“ Den ganzen Vormittag, vom frühesten Morgen bis zum Mittagessen, beschäftigte er sich mit dem Niederschreiben seiner Gedanken, den übrigen Tag widmete er dem Ordnen seiner Ideen. Kaum hatte er den letzten Bissen verzehrt, so begann er seinen gewöhnlichen Spaziergang, d. h. er lief in Geschwindigkeit, als würde er gejagt, zweimal um die Stadt. Ob es regnete, schneite oder hagelte, ob es schneidend kalt war oder ob es donnerte und bligte, es kümmerte ihn nicht, er machte seinen gewöhnlichen Gang und vielleicht entstanden gerade, wenn die Elemente im heftigsten Kampfe wütheten, seine herrlichsten Schöpfungen. In seiner Wohnung herrschte eine grenzenlose Unordnung; Bücher und Musikalien lagen überall umher; hier sah man die Ueberreste eines kalten Frühstückes, hier volle, dort leere Flaschen; auf dem Schreibpulte die hingeworfene Skizze zu einem neuen Quartett, in einer Ecke Brod, auf dem Pianoforte gekritzelte Gedanken für eine Symphonie, daneben einen Correcturbogen; Briefe von Freunden oder über Geschäftsangelegenheiten waren am Fußboden umhergestreut; zwischen den Fenstern erblickte man ein Stück Strachino-Käse und daneben Ueberreste ächter Salami von Verona. Trotz dieser Unordnung rühmte er fortwährend in wahrhaft ciceronianischer Beredsamkeit seine Ordnungsliebe, und wie nett es bei ihm aussähe. Wenn er dagegen Stunden-, Tage- und oft Wochenlang etwas, das er verlegt hatte, vergebens suchte, so änderte er den Ton und beklagte sich bitterlich, daß man ihm nichts recht mache. —

Wie im Winter zuerst in Leipzig dem Publicum Gelegenheit gegeben wurde, unter mehrern Melodien des Rheinliedes sich für eine zu entscheiden, so spielte ein Orchester auch in Breslau mehrere Rheinliedmelodien hinter einander, um das Publicum entscheiden zu lassen, welcher es den Vorzug gebe. Dort fiel die Wahl der größten Mehrheit auf die Composition von Joseph Lenz aus Coblenz. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 14.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlschnitten, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsvermittlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Theresa.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Die Kirche der Dominicaner stand außerhalb der Stadt, an der andern Seite des Guadalquivir, dessen Bett, das im Sommer austrocknet, einem breiten Graben gleicht, über welches steinerne Brücken führen. Die schöne Promenade Alameda beschattete, wie noch heute, das linke Ufer des Flusses und die letzten Bäume berührten das Kloster. Es war um diese Stunde ganz finster unter diesem Blätterdache, in welchem die Nachtigal schlug. Ein schöner Mann und eine verschleierte Dame schlüpfen wie Schatten über die Alleen und blieben vor der Kirche stehen, deren Thüre halb offen stand. Paco Rosales erwartete sie.

„Nun,“ fragte Don Alonso, „ist Alles zu der Ceremonie bereit?“

— „Ja, Herr; die Kerzen sind angezündet und der Vater Cyrillo legt eben das Messgewand und die Stola an; etwas aber habt Ihr vergessen.“

„Was?“

— „Nach den heiligen Vorschriften müssen zwei Zeugen bei der Trauung zugegen sein.“

„Das weiß ich wohl und darum beschied ich Dich mit Deinem Gefährten hierher; Ihr solltet unsere Zeugen sein und ich werde Euere Verschwiegenheit gut bezahlen; wolltet Ihr aber jemals den Namen, den Ihr

hören werdet, über Euere Lippen bringen, so würdet Ihr, auf Edelmanns Wort, gehangen werden!“

Paco Rosales trat einen Schritt zurück und antwortete ruhig: —

— „Herr, ich bin hier allein; Tovalito, mein Begleiter, ist auf dem erzbischöflichen Plage zurückgeblieben, wo man eine schöne Serenade brachte.“

„Geh, hol' ihn schnell; bring' nur Jemanden her, gleich viel wen, wenn er nur schweigen kann!“ rief Don Alonso eifrig; „die Zeit vergeht.“

Theresa war in die Kirche getreten; tiefes Dunkel herrschte in dem Schiffe, an der Seite aber waren zwei Kapellen schwach erleuchtet und schienen in dieser stillen Nacht zu wachen. Theresa ging andächtig, mit gefalteten Händen weiter, plötzlich aber stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus und blieb stehen. In einer der Kapellen, die schwarz ausgeschlagen war, stand ein Sarg; der Todte darin war mit seinen geistlichen Gewändern bekleidet; sein unbewegliches bleiches Gesicht stach grell von der schwarzen Kapuze ab; er hielt einen Rosenkranz und einen Palmenzweig in der Hand. Der Vater Cyrillo war im Gebete für den Abgeschiedenen eingeschlafen.

„Herr Gott, schütze mich!“ rief Theresa, von schrecklicher Ahnung ergriffen. „Alonso, vor einem Sarge soll unsere Ehe geschlossen werden? Dieser Leichnam soll unser Zeuge sein?“

— „Komm!“ entgegnete er, indem er sie nach der andern Kapelle zog; „zittere nicht, ich bin bei Dir.“



Aber er selbst fühlte sich von unüberwindlichem Grauen ergriffen und die Hand, welche Theresen hielt, war kalt und zitterte. Der alte Mönch erwachte und trat zu ihnen:

„Herr,“ sprach er, „die Stunde der Netten naht .. ich wartete bereits auf Euch.“

— „Mein Vater,“ unterbrach ihn Alonso mit unsicherer Stimme, „die Zeugen werden sogleich kommen; Ihr könnt Euer Gewand anlegen.“

Die beiden Liebenden knieten in der Kapelle nieder. Es war ein seltsamer Anblick; nach der Kirche zu der Todte inmitten alles Leichenpompes; an der andern Seite der geschmückte und zu einer Trauungsmesse vorgerichtete Altar, und der schöne junge Mann, das schöne junge Mädchen, welche vor der göttlichen Madonna knieten, die auf sie herabzublicken und ihrer Liebe sich zu freuen schien.

Der Mönch legte das Messgewand an und die weiße mit Silber gesickte Stola. In demselben Augenblicke hörte man Tritte in der Kirche.

„Unsere Zeugen kommen,“ sagte Don Alonso, indem er aufstand, um Theresen die Hand zu reichen und sie an den Altar zu führen.

An der Thüre der Kapelle erschienen jetzt mehrere Männer und eine andere Stimme sprach:

„Ja, Don Alonso, da bin ich!“

— „Himmel!“ rief dieser, indem er zurücktaumelte, als sei ein Gespenst vor ihm erschienen; „mein Vater!“

## 7.

## Ein Verrath.

Der Herzog von Medina Sidonia erschien mit einigen Herren seines Hauses. Don Alonso trat einen Schritt zurück und blieb zitternd, wie niedergedonnert vor dem schrecklichen Zorne seines Vaters stehen. Theresen kniete noch immer an den Stufen des Altares; man hätte sie für eine Marmorstatue halten können, so ohne Bewegung, so bleich war sie. Es trat auf einen Augenblick allgemeines Schweigen ein, dann sagte der alte Herzog zu seinem Sohne: „Don Alonso, ich befehle Dir, mir zu folgen.“

„Herr,“ antwortete dieser, indem er sein Knie beugte, „geruhet, mich anzuhören. Ich bedarf Euerer Verzeihung.“

— „Ich werde Dich anhören, wenn wir von hier fort sind. Laß uns gehen, sage ich Dir.“

„Herr,“ entgegnete Don Alonso, „kann ich das

Mädchen verlassen? Ich habe sie ihrer Familie, ihrem Bräutigam entführt; ich versprach ihr die Ehe.“

— „Bei dem heiligen Jacob!“ unterbrach ihn der Herzog verächtlich, „der Kopf mußte ihr schwindeln bei dem Gedanken, so hoch zu steigen. Und Du hast sie an die Möglichkeit einer solchen Verbindung glauben lassen! Hast Du vergessen, daß es Gesetze giebt, welche die Ehre der großen Familie bewahren, und daß es nicht von Dir abhängt, Deine Nachkommen zu brandmarken? Wir gehören einem Geschlecht an, das sich mit Königsfamilien vermischt hat; eine Frau aus meinem Blute sitzt auf dem Throne Portugals, und Du, mein Sohn, mein einziger Sohn, wolltest die Ehre, den großen Namen, den Deine Mutter geführt hat, einem namenlosen Mädchen geben?“

Da erhob sich Donna Theresen, zitternd zwar, aber mit Unwillen und Stolz in dem Auge.

„Herr,“ sprach sie, „mein Vater ist todt, ich habe keinen Bruder, Niemanden, der meine Vertheidigung übernehmen und Euch sagen könnte, aus welchem Blute ich stamme. Ich bin die Tochter eines Mannes, der adelig war wie Ihr, Herr Herzog, und Ihr habt mich beleidiget! Aber ich kann diese Beleidigung nicht rächen, ich bin schwach und ohne Stütze; auf meinen Knien muß ich Euch bitten um mehr als das Leben, .. um die Ehre.“

Sie hatte sich vor dem Herzoge niedergeworfen; er aber wich zurück, indem er ihr winkte, aufzustehen; dann sprach er mit spöttischem Mitleide:

„Signora, ich werde Euer Mitgift in dem Kloster zahlen, in das Ihr eintreten müßt; doch endigen wir das nutzlose Reden. Don Alonso, Du hast meine Befehle gehört, folge mir!“

Er trat bei diesen Worten zu seinem Sohne; Donna Theresen war wieder aufgestanden und sie trat zwischen beide.

„Don Alonso,“ sprach sie stolz, „Ihr sagtet erst vor kurzem: „ein Spanier hält sein Wort.““

Er wendete das Gesicht ab und schwieg. Die glühende Liebe, die feste Entschlossenheit hatten unter einem andern Einflusse bereits nachgegeben. Don Alonso besaß heftige Leidenschaften und einen eigensinnigen Willen, im Grunde des Herzens war er aber selbstsüchtig und feig. Er zögerte noch einen Augenblick, dann bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen und sprach mit halberstickter Stimme: „lebe wohl, Theresen!“

Bei diesen Worten faßte der Herzog den Sohn am Arme und zog ihn mit sich fort. Das Mädchen



sanft vor dem Altare wieder auf die Knie, schlug ihre Augen sodann nach dem Heilande am Kreuze auf und rief: „mein Gott, Gerechtigkeit! Rache!“

Sie hörte noch den Schall der Tritte, die sich allmählig entfernten; dann war sie allein, auf immer verlassen von dem, den sie so sehr geliebt hatte. Als sie nichts mehr hörte, als sie sah, daß Niemand mehr in ihrer Nähe war, als der alte Mönch, der ruhiger Zuschauer dieses Auftrittes gewesen war, fühlte sie eine Eiseskälte im Herzen; es war ihr als erbliche das Licht der Kerzen, als bewegten sich die Banner an der Wand mit dumpfem Rauschen; sie wollte fliehen, aber ihre Knie brachen und sie sank bewegungslos auf den Steinplatten der Kirche nieder.

Als sie wieder zu sich kam, waren der Mönch und die beiden Bettler neben ihr; sie hatten sie an einen Pfeiler gesetzt und alle drei schienen durch ihre Gegenwart und ihren Zustand in große Verlegenheit gebracht zu sein.

„Meine Tochter,“ sagte endlich der Mönch, „Ihr müßt Euch dem Willen Gottes unterwerfen und sobald als möglich zu Euerer Familie zurückkehren.“

— „Niemals!“ unterbrach sie ihn entschlossen; „ich habe keine Familie mehr, ich bin allein in dieser Welt.“

„Aber wohin wollt Ihr Euch begeben?“

— „Das weiß ich nicht. Für diese Nacht, ehrwürdiger Vater, gebt mir einen Zufluchtsort; erlaubt, daß ich im Gebete hier bleibe.“

Sie stand wankend auf und kniete in der Todtenkapelle neben dem Verstorbenen nieder. Ihr stieres, thränenloses Auge wendete sich von diesem bleichen Antlitz nicht ab, als wolle sie in diesem Bilde der ewigen Ruhe die Kraft suchen, die Schmerzen des Lebens zu ertragen. Der Mönch hatte seine Gebete wieder begonnen; die beiden Bettler waren fortgegangen.

„Wenn ich Deine Absicht gekannt hätte,“ sagte Paco Rosales, „Du hättest sie nicht ausführen sollen; die Vermählung wäre jetzt geschehen.“

— „Beim Himmel!“ unterbrach ihn Zovalito, „ich habe das Mädchen gerettet, während ich mich räthte. Don Alonso würde schon ein Mittel gefunden haben, sein Eheband zu zerreißen; das Mädchen würde nicht seine Frau, sondern seine Geliebte geworden sein, die er verlassen hätte, sobald er ihrer überdrüssig geworden. O sein erbärmliches feiges Herz! Was gehörte

dazu, um ihn von ihr zu trennen? Ein Befehl, eine Drohung.“

„Ich sehe nur ein Mittel, dieses Unglück wieder etwas gut zu machen,“ sagte Paco Rosales; „ich muß der Donna Beatriz de Vasconcellos sagen, daß ihre Tochter wiedergefunden sei. Zuerst wird dies uns eine gute Belohnung einbringen und dann kann die Sache auch wieder ausgeglichen werden.“

— „Ich glaube nicht, daß alles dies ein gutes Ende nehmen kann; selbst wenn Donna Theresa ihren Entführer anklagte, würde ihr doch nicht Gerechtigkeit werden. Ueber einem Granden von Spanien steht nur der König und außer dem Majestätsverbrechen . . ., aber an dem Tage, da die Medina Sidonia davon werden überführt werden, ist es um ihre Titel, ihre Güter geschehen; es steht ihr Kopf auf dem Spiele.“

„Bah!“ fiel Paco halb ernst, halb spottend ein, „da Du nicht mehr bei allen diesen Verschwörungen behilflich bist und nicht mehr Briefe an den Hof von Portugal trägst, kann der König, unser Herr, ruhig schlafen.“

Die Morgendämmerung begann anzubrechen; es war die Zeit der Netten; die Mönche mußten erscheinen. Der Pater Cyrillo befahl deshalb der Donna Theresa aufzustehen und verbarg sie, um sie allen Blicken zu entziehen, in einem Beichtstuhle. Das unglückliche junge Mädchen schien das Bewußtsein von ihrer Lage ganz verloren zu haben; ihre Kraft, ihr Wille, ihr Verstand waren wie vernichtet; sie fühlte ihr Leben nur noch durch einen instinctmäßigen Schmerz, den ihre stillen Thränen aussprachen.

Zovalito kehrte in die Kirche zurück, um zu sehen, was aus ihr geworden, und suchte sie einen Augenblick, ehe er sie in der dunkeln Kapelle in dem Beichtstuhle knien sah. Er fühlte Mitleid bei diesem Anblicke; es regte sich sein Gewissen und dadurch steigerte sich der Haß, den er im Busen trug. Da kniete er andächtig nieder, um Gott und seinen heiligen Schutzpatron zu bitten, ihm irgend ein Mittel einzugeben, wie er Don Alonso de Gusmann sicher treffen könne.

Paco Rosales machte sich auf den Weg, um zur Donna Beatriz de Vasconcellos zu gehen; sie war in ihr Haus in der Stadt zurückgekehrt, in welcher man von nichts sprach als von dem Verschwinden Donna Theresas. Alle Nachforschungen waren vergeblich gewesen, man kannte den Namen ihres Entführers nicht, glaubte aber allgemein, daß sie mit einem Liebhaber entflohen sei.



Es war noch sehr früh am Morgen. Paco Rosales setzte sich auf einen Prellstein am Hause und wartete, daß ein Diener erscheine. Ob er gleich nicht im mindesten verlegen gewesen sein würde, hätte er auch mit dem Könige zu sprechen gehabt, so wagte er doch nicht, die Hand an den Thürklopfer zu legen, und wartete geduldig eine Stunde lang. Endlich wurde die Thüre geöffnet und Donna Beatriz erschien mit einem alten Diener, der ihr Gebetbuch und Atlastaschen trug; sie wollte die erste Messe hören.

Die alte Dame hatte tiefe Trauer angelegt, als ob ihre Tochter gestorben wäre. Nach dem so großes Aufsehen erregenden Vorfalle hatte sie ihre ganze Familie entlassen und sich in ihr Haus eingeschlossen. Don Antonio de Guevara dagegen war noch in derselben Nacht wieder zu der Armee abgereiset.

„Signora,“ sagte Paco, indem er aus Gewohnheit seinen Hut hinhielt, „ich bringe Euch eine glückliche Nachricht; ich habe Donna Theresa über die Alameda gehen sehen; sie begab sich in die Kirche der ehrwürdigen Väter Dominicaner, ohne Zweifel um da ihre Andacht zu verrichten.“

Die alte Dame wechselte die Farbe.

„Theresa, meine Tochter!“ rief sie; „laß uns schnell gehen.“

Aber sie unterdrückte schnell diese erste Regung und fuhr mit minder bewegter Stimme fort: „war sie allein, Paco?“

— „Ganz allein, Sennora.“

„Genug. Kehre dahin zurück, wo Du sie verlassen hast und verliere sie nicht aus den Augen. Geh, Paco, schnell.“

### S.

#### Die Buße.

Donna Beatriz kehrte in das Haus zurück und ließ sogleich den alten Canonicus zu sich bescheiden, einen nahen Verwandten ihres verstorbenen Mannes, auf den sie großes Vertrauen setzte. Dieser Mann, der in der Jugend in der Welt gelebt hatte, war einer der Charactere, die nichts halb thun, und nachdem er sich bekehrt und der Kirche sich zugewendet hatte, lebte er wie ein Heiliger. Alle seine Leidenschaften hatte er niedergekämpft außer den Stolz, der noch in ihm herrschte. Das war der Mann, dessen Rath Donna Beatriz über das Schicksal ihrer Tochter erbat. Er war den Abend vorher in dem Hause gewesen, hatte die Trostlosigkeit der Familie gesehen, auf welche ein

Theil von der Schande Donna Theresas fiel und war Einer der eifrigsten von allen gewesen, die Rache suchten.

Als Donna Beatriz ihm weinend erklärt hatte, daß ihre Tochter wieder gefunden sei, freute er sich sehr, da er seine Rache nun befriedigen zu können meinte, die Theresa durch Nennung ihres Entführers sichern konnte. Obgleich es bewiesen zu sein schien, daß Theresa ihm freiwillig gefolgt sei, so befaß die Familie Vasconcellos doch soviel Ansehen, um wohl eine entehrende Verurtheilung gegen ihn bewirken zu können. Der Canonicus nahm es über sich, die ganze Sache zu leiten; zuerst wollte er sich Donna Theresas versichern.

Es war ungefähr acht Uhr früh; eine geschäftige Menge summte bereits in dem volkreichen Stadttheile, in welchem das Haus der Familie Vasconcellos stand. Unter den Bäumen der Alameda aber befand sich Niemand als Paco Rosales, der da Wache hielt.

Der Frühgottesdienst war vorüber und einige fromme Frauen beteten noch vor dem Altargeländer ihr Pater-noster. Tovalito, der hinter einem Pfeiler kniete, beobachtete mit trauriger Aufmerksamkeit Donna Theresa, die noch immer mit herabhängenden Armen und stierem Blicke in dem Beichtstuhle saß. Ihr unbewegliches Gesicht hatte etwas Grauenhaftes.

Der Canonicus verrichtete ein kurzes Gebet, als er in die Kirche eintrat, dann ging er gerade auf das Mädchen zu, das ihn nicht zu sehen schien.

„Theresa,“ sagte er, „stehe auf!“

Sie fuhr bei dieser Stimme zusammen und stand auf, ohne ein Wort zu sagen.

„Zieh Deinen Schleier über das Gesicht!“

Sie that es.

„Folge mir!“

Sie versuchte zu gehen, aber ihre Knie zitterten und sie streckte unwillkürlich die Hand aus, um sich auf den Arm des Canonicus zu stützen; aber er stieß sie zurück; sie würde gefallen sein, wäre nicht Tovalito vorgetreten, um sie zu unterstützen.

„Bete zu Gott und folge mir!“ sprach der Canonicus.

Sie gehorchte. Der Canonicus ging voraus; sie folgte mit Anstrengung; hinter ihr schritten die beiden Bettler. So ging das unglückliche Mädchen durch einen Theil der Stadt, ohne daß man auf sie achtete; in dem Stadttheile aber, wo das Haus ihrer Aeltern stand, wurde sie erkannt.

Die Menge lief zusammen und folgte ihr mit un-



barmherzigen Worten und höhnischem, beleidigendem Spotte; man drängte sich um sie mit grausamer Neugierde und alle Personen, die sich seit dem vorigen Tage von ihrem Verschwinden unterhalten hatten, machten ganz laut ihre Bemerkungen über die Rückkehr. Sie erduldet diesen Schimpf und diese kränkende Theilnahme, ohne scheinbar davon berührt zu werden. Der Canonicus hatte sie absichtlich so gewissermaßen an den Pranger gestellt; er schritt durch diesen Auftritt hindurch mit der stolzen Demuth eines Frommen, der eine schwierige Handlung des Muthes und der Ergebung vollbringt. Als er an der Schwelle der Thüre ankam, wendete er sich um und sagte mit lauter Stimme: Das Vergehen ist öffentlich geschehen, die Buße muß auch öffentlich sein.

Als Theresa in das Haus trat, sank sie mit ausgebreiteten Armen auf die Knie nieder und rief: „Meine Mutter!“

„Du hast keine Mutter mehr!“ sprach der Canonicus, indem er Donna Beatrix mit einer gebieterischen Geberde fortwinkte, „Du hast keine Familie mehr; die Welt hat Dich verurtheilt, bitte Gott, daß er Dir verzeihe.“

Er führte sie in das Zimmer, das sie vor zwei Tagen so schön, so geschmückt zu ihrem Hochzeitsfeste verlassen hatte. Auch damals war ihr die Menge nachgezogen, aber mit Segenswünsungen und bewunderndem Gemurmel. Bei dieser lebhaften und frischen Erinnerung fand die Arme endlich Thränen wieder und es kehrte ihr das Bewußtsein ihrer schrecklichen Lage von neuem zurück.

„Theresa,“ sprach der Canonicus, indem er ihr ein Crucifix hinhielt, „knie reuig vor diesem göttlichen Bilde nieder und bereite Dich vor, Dein Schicksal zu ertragen. Du mußt für Deine Familie, für Alle, die Dich gekannt haben, sterben. Deine Buße wird lange währen, denn Du bist jung und Gott beruft nur die zu sich, die er lieb hat.“

— „Er wird Erbarmen mit mir haben,“ sprach Theresa; „ich werde in dieser Welt die Strafen einer Ewigkeit erduldet haben; mein Vergehen ist groß.“

„Das wirst Du in der Beichte sagen,“ unterbrach sie der Canonicus; „ich bedarf nur ein Wort .. den Namen dessen, der Dich entehrt hat.“

Theresa antwortete nicht.

„Seinen Namen!“ rief wiederholt der Canonicus; „die menschliche Gerechtigkeit muß das Verbrechen strafen ..“

— „Meine Rache,“ unterbrach ihn Theresa aufgeregter, „kann ich nur von dem Himmel allein erwarten. Dieser Name wird nie über meine Lippen gehen, das schwöre ich hier vor diesem Gekreuzigten und bei meinem Seelenheile!“

Bei diesem schrecklichen Schwure erhob der Canonicus die Arme gen Himmel und rief mit zorniger Stimme: „Du weigerst Dich, Deinen Verführer zu nennen, und willst das Verbrechen und die Schande auf Dich allein nehmen? Nun wohl, so wirst Du auch seine Strafe zugleich mit tragen.“

Er verließ das Zimmer und verschloß alle Thüren. Theresa aber versank wieder in das dumpfe Hinbrüten, aus dem sie die heftige Erschütterung ausgerüttelt, die sie erfahren hatte. Ihre Kräfte waren erschöpft; sie besaß nicht einmal mehr die Kraft zu leiden. So verging der Tag.

Gegen Abend erschien Don Ignacio wieder; er sah Theresa auf dem Fußboden in der dunkelsten Ecke des Zimmers sitzen, das Haupt mit der Mantille verhüllt, als wollte sie selbst dem Tageslichte entfliehen.

„Stehe auf,“ sagte er, „Du wirst dieses Festkleid ablegen, um dieses hier anzuthun.“

Er zeigte ihr dabei ein Gewand von Wolle und Pferdehaar, warf dasselbe vor sie hin und setzte hinzu: „Das ist das Bußgewand, das Du bis zum Tode tragen wirst.“

Er ging hinaus, um ihr die Zeit zu lassen, sich aus- und wieder anzukleiden. Sie gehorchte willig. Das Trauergewand bedeckte sie kaum, aber ihr eigenes Haar fiel wie ein Schleier auf ihre Achseln und über ihre halbnackten Arme.

„Komm!“ sprach der Canonicus indem er wieder eintrat.

Theresa folgte ihm; er führte sie nach einem großen Saale, der nur bei feierlichen, festlichen Gelegenheiten benutzt wurde. Als sie die Schwelle betrat, wich sie mit Entsetzen zurück und sprach mit gebrochener Stimme: „Nein, nein, ich trete nicht ein!“

Die ganze Familie der Basconcellos war da versammelt in dem Saale, den Donna Beatrix nur zur Hochzeit ihrer Tochter, einem gewissen Aberglauben zu Folge, hatte öffnen wollen. Bei dem Tode des Grafen von Basconcellos hatte die Wittve hier in großem Trauergewand die Beileidsbesuche empfangen. Seit diesem Tage war sie nie wieder hineingetreten und die Thüre war fortwährend verschlossen geblieben.



Einige Damen umringten Donna Beatrice, die in Thränen und unterdrückten Seufzern Gott um Verzeihung für ihre Tochter bat. Alle schwiegen und Aller Augen wendeten sich nach jener kleinen Thüre, an welcher das bleiche Antlitz Donna Theresas erschien. Der Schrei, den sie ausgestoßen, war schmerzlich in jedem Herzen wiedergeklungen. Einen Augenblick herrschte die gespannteste Erwartung; aber Don Ignacio zog mit Gewalt das unglückliche Opfer wieder herbei, so daß es von allen Anwesenden gesehen werden konnte.

„Theresa von Vasconcellos,“ sprach er laut, „will Euch, ehe sie die Welt für immer verläßt, öffentlich Abbitte thun für das Uergerniß, das sie Euch gegeben hat.“

Sie kniete nieder und sprach mit schwacher Stimme: „ich bitte Gott und meine Mutter um Vergebung!“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Ein Tausch.) Vor kurzem erschien ein sehr anständig gekleideter und sehr ernst aussehender Herr in Paris bei einem Pastetenbäcker und fragte, ob er zwei Duzend Pastetchen erhalten könnte. Der Pastetenbäcker holte die Verlangten herbei und reichte sie dem Käufer. Dieser zögerte einen Augenblick und sagte dann: „ich habe mich anders besonnen; wollten Sie mir wohl diese Pastetchen gegen zwei Gläser Madera umtauschen?“ — „Warum das nicht?“ sagte der Pastetenbäcker und brachte den Wein. Der Herr trank die beiden Gläser aus, dankte und wollte sich entfernen. „Sie vergessen zu bezahlen,“ rief ihm der Pastetenbäcker zu. „Bezahlen? was denn?“ — „Die beiden Gläser Madera.“ — „Die bin ich Ihnen nicht zu bezahlen schuldig, Sie haben sie mir ja für die Pasteten gegeben.“ — „Allerdings; aber die Pasteten haben Sie auch nicht bezahlt.“ — „Freilich nicht, wie sollte ich sie denn bezahlen, da ich sie nicht gegessen, nicht behalten habe?“ Der Pastetenbäcker konnte sich aus dieser Klemme nicht herausfinden und der Herr sagte ganz ruhig zu ihm: „denken Sie nur ein wenig nach. Ich habe gleich nebenan ein Geschäft zu verrichten, in zehn Minuten werde ich wieder kommen und Sie fragen, ob Sie sich überzeugt haben, daß ich Ihnen nichts schuldig bin.“ Der Pastetenbäcker wußte sich nicht zurecht zu finden; der Herr ging und kam nach zehn Minuten wirklich wieder. „Haben Sie eingesehen?“ — „Noch nicht.“ — „So wollen wir der Sache ein Ende machen. Hier ist das Geld; das nächste Mal aber werden Sie mir gestehen, daß ich Sie nicht zu bezahlen brauchte.“

(Todesfurcht.) Bekanntlich fürchtete sich der Fürst von Talleyrand vor nichts mehr, als vom Sterben sprechen zu hö-

ren; er besaß in dieser Art ganz die Schwäche Ludwigs XIV. In seinem Hause war es Regel, daß Niemand sterben durfte. Einer seiner Haushofmeister führte zehn Jahre lang unter den Ausgaben den Lohn eines alten Dieners fort, der gestorben war, und zwar keineswegs, um den Fürsten so um das Geld zu betrügen, sondern um demselben nicht sagen zu müssen, der alte Diener sei gestorben. — Der Herr von Silhouette erzählte einst dem Herzoge von Orleans, welche Ansprüche die Familie desselben an den König von Spanien machen könnte, und erwähnte den „seligen“ König von Spanien. Bei diesen Worten runzelte der Herzog von Orleans die Stirn und entgegnete zornig: „Herr, was heißt „selig?“ Der König von Spanien ist nicht gestorben.“ — „Allerdings,“ entgegnete der Herr von Silhouette, ohne aus der Fassung zu kommen, „es ist dies ein Titel, den die Könige von Spanien annehmen.“

(Hofanecdoten.) Es ist eben in London ein Buch in 2 Bänden erschienen, *The Courts of Europe at the Close of the last Century* u. (die europäischen Höfe zu Ende des vorigen Jahrhunderts, von H. Swinburne), das ungemein reich an Anekdoten und pikanten Schilderungen der Höfe jener Zeit ist und aus dem wir hiermit einiges mittheilen:

Als Karl V. von Tunis zurückkam, reiste er zu Lande durch Calabrien und nach Neapel und that viel Gutes unterwegs. Als er Calabrien ohne Getraide sah und man ihm sagte, das Land sei zu bergig und zu kalt, um Getraide zu tragen, ließ er Roggen aus Deutschland bringen, der vollkommen gedieh, noch jetzt dort allgemein gebaut wird und der Herkunft wegen „Germano“ heißt. In La Glava versammelte sich der Stadtrath, um zu berathschlagen, welches Geschenk man dem Kaiser wohl überreiche. Einige waren für Ananas, die meisten erklärten sich aber für eine Art Feigen, die man im Winter auf Strohecken legt und die so bis zum März (in welcher Zeit der Kaiser kam) reif und sehr wohlschmeckend werden. Der Kaiser empfing die Abgeordneten sehr freundlich, rühmte die Schönheit der dargebotenen Früchte und fragte, ob sie viel davon hätten. „Ach,“ sagte der weise Vater der Stadt, „wir haben so viel, daß wir sie den Schweinen geben.“ — „Was!“ rief Karl; „da habt Ihr Euere Feigen wieder!“ und er warf dem Sprecher eine in das Gesicht. Die Höflinge folgten dem Beispiele des Fürsten und die armen Abgeordneten wurden jämmerlich zugerichtet. Auf dem Rückwege machte einer der weisen Senatoren, der meinte, alles das gehöre zu dem Ceremoniell bei einer Audienz bei einem Kaiser, die Bemerkung, wie froh sie sein könnten, daß sie sich für Feigen und nicht für Ananas entschieden hätten, weil ihnen mit diesen sicherlich die Augen aus dem Kopfe würden geworfen worden sein. —

Ich begleitete den Baron von Swieten zu einem Besuche bei dem alten Herzoge von Sachsen-Hildburghausen, der, obgleich achtzig Jahre alt, ein Gewicht von drei Centnern aufheben kann. Er geht täglich regelmäßig um acht Uhr zu Bette, und wenn er aus seinem Zimmer in sein etwas entlegenes Schlafgemach sich



begiebt, sind an dem Wege dahin Leute aufgestellt, die ihm nach einander die Perücke und die Kleidungsstücke abnehmen, während er an ihnen vorüber geht, so daß er sich in das Bett legen kann, sobald er auf diesem Gange dasselbe erreicht hat. —

Der Fürst von Kaunis hatte eine große Menge Eigenheiten. Er fürchtete sich ganz besonders vor dem Luftzuge, weshalb er stets das Taschentuch vor den Mund hielt, wenn er ausritt, und seinen Schreibtisch an der von den Fenstern am weitesten entfernten Stelle im Zimmer hatte. Große Sorgfalt verwendete er auf seine Zähne und er hatte dazu in der Tasche eine endlose Menge von Instrumenten, Spiegelchen z. B. um die Zähne von der vordern und der hintern Seite zu besehen, dabei Messerchen und Scheeren ohne Zahl. Auch in seiner Nähe durfte nicht von dem Tode gesprochen werden, eben so wenig von den Blattern; geschah es, so blieb er den ganzen Tag verstimmt und ungnädig. Als Leopold in Anspruch mit der Tochter des Königs von Spanien vermählt werden sollte, reiste der Fürst dahin voraus, um zu sehen, ob alles zu dem Feste bereit sei. Vor allem nahm die Oper seine Aufmerksamkeit in Anspruch und er fragte Glück darüber. Der Componist versicherte, daß alles, Sänger, Musiker und Decorationen vollkommen wären. „So lassen Sie mich die Oper sogleich hören,“ fiel der Fürst ein. — „Ohne ein Publicum?“ fragte Glück. „Herr Glück,“ antwortete der Fürst, „die Qualität vertritt wohl die Quantität; ich allein bin auch ein Publicum.“ Man erfüllte seinen Wunsch und er hörte und sah die Oper ganz allein an. —

Die Frau von Pompadour sagte einmal zu dem Herzoge von Choiseul, klagend über den König: „wollte Gott, ich wäre gestorben! Sie können sich nicht denken, was es heißt, fortwährend einen Menschen unterhalten zu müssen, den alles langweilt!“ —

Man spricht viel von einer Sache des Herzogs von Mattei. Indem er in alten Familienpapieren herumsuchte, fand er, von einem seiner Vorfahren geschrieben, eine Anmerkung folgenden Inhaltes: „geh in den Garten und so und so viel Fuß von der und der Ecke wirst du einen Bronzenagel in der Mauer finden; nimm ihn heraus und du wirst hinter ihm einen Schlüssel von Bronze sehen; mit diesem öffne eine Thüre, die so und so viel Ellen nördlich von dem Nagel zugemauert ist; tritt hier ein und gehe die zehn Stufen hinunter; du wirst dann zu einer andern Thüre gelangen, die der Schlüssel ebenfalls öffnet und die zu einer langen Galerie führt. Am Ende derselben brich die Wand auf und in einer Nische hinter derselben wirst du bedeutende Schätze finden, welche ich dahin verbarg.“ Der Herzog begab sich sogleich in den Garten, fand auch zu seiner Freude den Nagel und begann sehr geheim die Arbeit, um auch das Uebrige zu finden. Da sich die zweite und dritte Angabe als wahr erwiesen hatten, so glaubte er bestimmt auch an das Uebrige. Er nahm sichere Leute an und schritt zum Ausgraben. Alles fand sich so, wie es angegeben war, und als sie an die letzte Wand gelangten, brachen sie dieselbe mit dem vollen Vertrauen auf, daß ihre Arbeiten mit Erfolg gekrönt werden würden. Und was fand sich in der Nische?

— ein Paar ungeheure Hörner, die der scherzliebende Vorfahr dahin gelegt hatte. —

Als der Abbé Galiani auf dem Sterbebette lag, konnte ihn Niemand bewegen, seine Sünden zu bereuen; die Königin nahm es also über sich und schrieb ihm einen langen Ermahnungsbrief, in welchem sie ihn aufforderte, bei sich alle die Sünden zu bedenken, deren er sich in seinem Leben schuldig gemacht habe, und dieselben zu bereuen, da er doch sterben müsse. Er schickte ihr eine versiegelte Antwort, die sie, sobald sie das Schreiben erbrochen, höchlich erzürnte, denn es war ihr eigener Brief, aus dem Couvert genommen und in ein anderes gesteckt, ein wenig abgeändert, so daß er an eine Leserin gerichtet werden konnte.

Lady Yarmouth saß einst bei einem großen Diner nicht weit von einem reichen Geistlichen und da eben ein Bischofsstühl erlediget worden war, so äußerte er wie hingeworfen, er möchte wohl diesen erledigten Bischofsstuhl einnehmen. „Erwarten Sie, zu dem Nachfolger des Verstorbenen ernannt zu werden?“ fragte sie. „O nein,“ antwortete er, „ich habe kein Stück.“ — „Wollen Sie mit mir wetten? Ich setze 5000 Pf. St., daß Sie die Stelle erhalten.“ — „Ich nehme die Wette an,“ entgegnete der Geistliche. Der Dame war es nicht schwer, seine Ernennung zu erwirken und der neue Bischof zahlte gern die verlorne Wette aus.

(Der Fächer bei den Japanern.) In Japan werden von Männern und Frauen Hüte nur zum Schutze gegen den Regen getragen; zum Schutze gegen die Sonne hält man den Fächer für zureichend, und einem Europäer, der dort ankommt, fällt vielleicht nichts so sehr auf, als dieser Fächer, den er in der Hand oder in dem Bürtel jedes menschlichen Wesens sieht. Soldaten und Geistliche sieht man eben so wenig ohne Fächer als schöne Damen, welche ihrerseits den Fächer eben so brauchen, wie er in Europa, namentlich in Spanien gebraucht wird. Bei den Männern von Japan muß er zu vielen Zwecken dienen; Gäste empfangen die ihnen gebotenen Lectereien auf dem Fächer; der Bettler, der um ein Almosen anspricht, hält seinen Fächer hin, damit man ihm etwas darauf lege. Dem japanischen Stuger dient der Fächer statt des Stöckchens der unserigen, dem Schulmeister statt des spanischen Rohrs, und der Fächer, der einem hochgeborenen Verbrecher auf einem eigenthümlichen Teller überreicht wird, ist das Zeichen, daß er zum Tode verurtheilt wurde; in dem Augenblicke, als er nach dem Fächer greift, wird ihm der Kopf heruntergeschlagen.

(Eine Mystification.) Auf einem der Maskenbälle in der großen Oper in Paris sah sich eine junge Dame von einem schon ältern Herrn fortwährend mit Anträgen aller Art verfolgt, ob sie ihm gleich sagte, daß er sich vergeblich bemühe. Um ein Rendezvous bat er endlich so dringend, daß sie ihm sagte: „Komm nächsten Sonnabend zu dem Balle bei dem Banquier A.; ich werde als Obaliske erscheinen; Du mußt Dich auch in orientalischem Costüm einfinden, da keine andern zugelassen werden.“ Der Anbeter hörte dies mit Freuden, machte aber dagegen die



Einwendung, daß er den Banquier A. nicht kenne. „Das schadet nichts, ich werde Dir eine Einladung verschaffen.“ Der Herr, ein reicher Mann, bestellte gleich den nächsten Morgen einen prächtigen persischen Anzug und endlich schlug die so sehnlich erwartete Stunde. Der Wagen fuhr vor; der Herr in persischer Tracht stieg ein und bald war er vor dem Palaste des Banquiers angekommen. Die Domestiken umringten ihn; er nannte seinen Namen; man meldete ihn in dem Salon an und er trat ein. Unser Perser erwartete Neger als Diener zu sehen, Sultaninnen und Oualisten auf schwellenden Divans, Türken, Paschas, Sultane, Agas, Mauren. . . Nichts von Allem. Es war gewöhnliche Soirée und alle Herren trugen schwarze Fracks. Alle lachten laut auf, als der Perser eintrat, der sogleich erkannte, daß er zum Narren gehalten worden sei und sich schnell wieder entfernte.

### Generalcorrespondenz.

George Sand hat in einem Artikel „Ein Winter im südlichen Europa“ nachgewiesen, daß die Familie Bonaparte von der Insel Majorca stamme, wo sie anfänglich Bonpart, dann Bonapart hieß. Hugo Bonapart ging 1411 als Statthalter des Königs Martin von Arragonien nach Corsica. Er ist also der Stammvater der Bonaparte auf dieser letzten Insel. —

In Brüssel spricht man sehr viel von der Entführung des Fräuleins B. von C., einer der reichsten Erbinnen in Belgien, welche die glänzendsten Partien im Lande ausschlug, um mit Herrn K. — einem portugiesischen Juden — zu entfliehen, der seit längerer Zeit in Brüssel lebte. —

In Toulouse starb vor Kurzem ein Herr Seguy, der früher königl. Procurator, zuletzt wieder Advokat gewesen war. Bei seinem Begräbniß ereignete sich ein merkwürdiger Vorfall. Eben als ein Freund des Verstorbenen eine Rede an dem Grabe hielt, sprang mit einem Male ein Fremder, der sich durch die Menge hindurch drängte, in das Grab hinein, ehe man ihn daran hindern konnte. Anfangs glaubte man, er folge einem Anfall von Schwermuth oder dergl.; man denke sich also das Staunen, das Entsetzen der Zeugen dieser Scene, als man den Unbekannten den Sarg aufreißen und ein Kästchen herausnehmen sah, das Herr Seguy ihm mit in das Grab zu geben verordnet hatte und das man auf den Wunsch der Wittve neben sein Herz gelegt hatte. Man rief die Todtengräber, die ihm nach heftigem Widerstreben das Kästchen endlich wieder abnahmen und ihn aus dem Grabe wieder herauszogen. Da er immer wieder hineinspringen wollte, so mußte man ihn festhalten. Dem Polizeicommissair, der ihn verhörte, antwortete er nicht; er besaß übrigens eine sehr werthvolle goldene Uhr, und hatte mehrere Goldstücke in seiner Börse. Am andern Tage nannte er seinen, einen adeligen, Namen, aber weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Das

Kästchen, das bei dem eiligen Zuschütten des Grabes nicht wieder in den Sarg hineingelegt worden war, wurde mit dem Inhalte verbrannt, den man nicht kennen will. Einige behaupten, es wären nur Briefe darin gewesen. —

In Gent starb kürzlich ein gewisser Herr Clemmen, ein ungeheuer reicher Mann. Da das Vermögen ganz an ferne Verwandte fällt, so wird alles versteigert, was er hinterlassen hat; darunter befindet sich ein Schloß, ein großes Gasthaus, Wind- und Wassermühlen, achtzig große Landgüter, hundert Häuser in der Stadt und endlich viele Hypothekenscheine. Das Ganze beläuft sich auf etwa 14 bis 15 Mill. Gulden. —

In einem franz. Dorfe flüchtete sich am 28. Febr. ein Wolf, der von zwei Jägern und einer Meute Hunde heftig verfolgt wurde, zuletzt, als er gar keinen Ausweg mehr fand, in ein Häuschen mitten im Walde, das einem gewissen Dantelle gehört, ohne daß es dieser bemerkte. Erst die Unruhe seiner Rache macht ihn darauf aufmerksam, daß etwas Ungewöhnliches in der Stube sein müsse, er drehte sich also um und sah das keuchende Ungethüm mit funkelnden Augen, das sich in eine Ecke gedrückt hatte. Er erschrak darüber so gewaltig, daß er sich nicht zu rühren, daß er nicht einmal nach Hilfe zu rufen vermochte; er blieb wie bezaubert stehen und wendete die Augen von dem schrecklichen Fremdlinge nicht ab. Die Hunde umliefen indeß bald belend die Hütte, die beiden Jäger und mit ihnen mehrere Hunde drangen hinein und augenblicklich sprang der Wolf durch das niedrige Fenster hinaus. Die Jagd folgte ihm, der arme Dantelle aber konnte sich von dem Schrecken nicht erholen. Er glaubt steif und fest, den leidhaftigen Gottseibeiuns gesehen zu haben und scheint den Verstand fast verloren zu haben. Nur unter fortwährenden Sichbeteuern erzählt er das Abenteuer. —

In Paris ereignete sich ein Vorfall, der ganz wie eine amerikanische Münchhausenade aussieht, aber wirklich wahr ist. Ein junger Mann kam Abends betrunken nach Hause und glaubte, als er am Ende der zweiten Treppe angekommen war, in seiner Stube zu sein. Er zog sich aus und warf die Kleidungsstücke durch das Fenster hinaus, da er sie in den Aevoen zu werfen glaubte, und endlich stieg er selbst auf das Fenster, legte sich, weil er sich in das Bett zu legen meinte, und stürzte hinunter auf den Hof. Hier fand man ihn erst früh, als die Bewohner der Hauses aufstanden. Obwohl der Unglückliche schrecklich verstümmelt war, so lebte er doch noch, besaß seine Besinnung und konnte selbst sein Schicksal erzählen. Man brachte ihn in das Hospital, wo er unter schrecklichen Schmerzen nach zwei Tagen starb.

Die Freimaurerloge „Minerva zu den 3 Palmen“ in Leipzig hat am 20. März das Fest ihres 100jährigen Bestehens gefeiert. Es wurde eine Festloge in dem großen Saale der Buchhändlerbörse, welcher festlich decorirt war, gehalten und das Fest mit einem Gastmahle zu 650 Couverts in den Sälen des hiesigen Gewandhauses beschlossen.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 15.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Garbinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Theresa.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Da stand Donna Beatrice auf und wollte ihrer Tochter das letzte Lebewohl sagen, aber der Canonicus wies sie zurück, weil sie weinte und ihre Schwäche zeigte.

„Laß uns gehen,“ sagte er, indem er Theresa winkte, wieder aufzustehen, „wir müssen aufbrechen. Empfiehl Dich dem Gebete derer, die Deine Reue sehen; Du kannst der Welt noch Gelegenheit zur Erbauung geben und Dein Seelenheil durch eine lange Buße sichern; der Himmel schließt sich auf für die reuigen Seelen wie für die, welche das Gewand der Unschuld niemals ablegten. Theresa, stehe auf und betritt den Schmerzenspfad, der Dich zur Ewigkeit geleiten wird.“

Aber diese Worte drangen nicht in das Herz des jungen Mädchens; sie konnte sich nicht so von den irdischen Leidenschaften losreißen; sie fühlte in ihr die Liebe, den Haß und die Rachlust sich regen und beugte sich nur der Gewalt.

„Wohin wollet Ihr mich führen?“ fragte sie, indem sie zu ihrer Mutter zu fliehen versuchte; „wenn ich immer so leiden soll, so gebt mir den Tod.“

Aber die Kraft ihres Schmerzes erschöpfte sich bald und man hörte nur noch leise Klagen von ihr. Der Canonicus führte die nicht Widersprechende fort. Seine

Gewalt im Hause war unbeschränkt. Niemand fragte, was er mit dem Mädchen beginnen wolle; selbst die Mutter wagte nicht zu fragen. Theresa sah die bestürzten Gesichter der alten Diener ihres Hauses. Die alte Duenna, die sie sonst zur Kirche begleitet hatte, hielt sie auf, um ihr die Mantille über zu werfen, denn sie war halb bloß, wie eine Verurtheilte, die zum Blutgerüste geht.

Ein Wagen mit vier Maulthierern wartete auf der Straße. Der Canonicus hieß Theresa einsteigen und setzte sich neben sie. Als man eben den Vorhang zuzog, trat Jemand rasch vor, streckte die Hand aus und sprach: „eine Gabe, guter Herr, edele Dame! Gott behüte Euch vor Unglück auf der Reise!“

Bei dieser Stimme fuhr Theresa zusammen. Der Wagen setzte sich in Bewegung und entfernte sich rasch. Der Bettler stützte sich auf den Prellstein; Dovalito stand hinter ihm.

„Sie ist es!“ rief er, indem er sich bekreuzigte; „wer weiß, wohin man sie bringt!“

## 9.

Ein Kloster.

Es stand sonst einige Stunden von Madrid, zwischen Aranjuez und Villamanrique, ein altes Kloster, das dem Orden des heil. Franciscus gehörte. Die Mönche, welche dasselbe gegründet, hatten es der ungesunden Lage wegen längst schon verlassen und es wurde von Nonnen der strengen Observanz bewohnt.



Der Tago strömte am Fuße der Mauern vorüber und bespülte den dunkeln schattigen Garten, der einer Dase inmitten der dürren und unfruchtbaren Ebenen Neucastiliens glich; aber der träge Lauf des Wassers erzeugte ungesunde Ausdünstungen; in den Sommermonaten athmete man in dem kühlen Schatten eine giftige Luft und nur die Nonnen trösten der Gefahr dieses zugleich lachenden und verderblichen Aufenthaltes.

Diese Frauen, welche aus übergroßer Frömmigkeit von der Welt sich zurückgezogen hatten, hielten streng und treu die Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth. Ihr Gewand war von grobem, braunem Tuche; sie trugen Sandalen und einen Strickgürtel und ihr schwarzer Schleier wurde auf der Stirn durch einen Dornenkranz gehalten. Dieser Orden war der strengste von allen in Spanien; selbst die Carmeliterinnen legten sich nicht so schreckliche Büssungen auf. In dieses Haus wurde Donna Theresa gebracht.

Anfangs versuchte die unglückliche Novize sich zu Gott zu wenden; sie unterwarf sich dem bußfertigen Leben und wollte die Welt vergessen, von der sie auf immer getrennt war. Aber ihre ganze Seele lehnte sich gegen dieses Opfer auf; sie konnte die ungehorsamen Erinnerungen nicht überwältigen, die ihr selbst bis an den Altar folgten, in die Stille des Nachtwachens, selbst in ihr Gebet. Unwillkürlich regte sich in ihrem Herzen eine unbestimmte Hoffnung, ein zweckloser Wille; sie hoffte zwar, diese Kämpfe würden enden, sobald sie unauflöslich durch Schwüre gebunden sein würde, und nach Ablauf eines Jahres legte sie muthig das Gelübde ab; aber statt sich nun erhoben zu fühlen, versank sie vielmehr in Verzweiflung und Grauen; sie wünschte den Tod und rief ihn herbei und mehr als einmal, wann sie an dem schmalen Fenster ihrer Zelle stand, fühlte sie die Versuchung, in das tiefe Wasser sich hineinzustürzen, das an den Klostermauern rauschte. Sie würde es gethan haben, hätte sie nicht gefürchtet, ihr Seelenheil zu gefährden. So vergingen zwei Jahre.

Die Welt hatte Donna Theresa vergessen; in der Familie Basconcellos wurde ihr Name nie genannt, doch wußte man in Valencia, daß sie ein sehr bußfertiges Leben in einem Kloster in der Nähe von Madrid führe und bei ihrem Eintritte den Namen Schwester St. Franciscus von Assisi angenommen habe. Donna Beatriz hatte das Unglück ihrer Tochter nur einige Monate überlebt; Don Antonio de Guevara hatte in Por-

tugal den Tod gesucht und gefunden und der Canonicus war ebenfalls gestorben.

Zwei Personen jedoch erinnerten sich noch an Donna Theresa und sprachen häufig von ihr, Paco Rosales nämlich und sein Freund Tovalito. Paco hatte seinen Platz noch immer an der Kirche Unserer lieben Frauen de los Desemparados, aber sein Herz war nicht mehr so zufrieden wie sonst; er achtete nicht mehr auf das, was in der Kirche vorging, und hielt gleichgiltig den Vorübergehenden die Hand hin. Der andere Bettler sah nicht heiterer aus, obgleich der Anblick seines verstümmelten Körpers das Mitleid erregte und er oft recht ansehnliche Gaben erhielt.

Eines Abends als sie den Inhalt eines Sackes mit schönen Thalern zählten, den sie unter einem Haufen von Lumpen in der Dachkammer verborgen hatten, wo sie schliefen, sagte Paco Rosales mit einem Seufzer: „Gott und der heiligen Jungfrau sei es gedankt, wir haben nun doch soviel, daß wir Kerzen an unserm Todestage anzünden lassen können! Ich glaube, daß ich im Leben mit all' dem schönen Gelde nicht wieder froh werde. Seit etwa zwei Jahren liegt es wie ein Zauber auf mir; immer sehe ich das vor mir, was in der Dominicanerkirche geschah...“

„Gott strafe den Schändlichen, der das junge Mädchen verführt hatte!“

— „Ja, und uns verzeihe er den Antheil, den wir an ihrem Unglücke gehabt haben. Du hättest sie doch mit Don Alonso trauen lassen sollen.“

„Es war eine Heirath zur linken Hand; früher oder später hätte er sie doch verlassen.“

— „So würde sie Zeit gehabt haben, Buße zu thun und ihre Sünde zu bereuen. Schlimmer konnte es ihr nicht ergehen, als es ihr ergangen ist. Sie lebt wie eine Heilige in dem Kloster, sagt man; wir sollten einmal zu Unserer lieben Frau von Guadalupe wallfahrten und uns im Vorbeigehen ihrem Gebete empfehlen; das würde mein Gewissen erleichtern.“

Tovalito legte die Hand an das Messer in seinem Gürtel und sagte dumpf: „mein Gewissen wird nicht ruhig sein, bevor ich ihr Unglück und das meinige gerächt habe.“

— „Glaubst Du, es finde sich zweimal die Gelegenheit zu einer solchen Rache? Hättest Du zugestossen, als Du es thun solltest, so würde die Hochzeit der Donna Theresa nicht unterbrochen worden sein; sie wäre mit dem Herrn von Guevara vermählt worden und Don Alonso befände sich längst schon im Fegfeuer...“



„Du hast Recht; aber Gott allein wußte, was geschehen würde.“

„Die Sache ist abgemacht,“ sagte Paco Rosales, „morgen verbrenne ich eine Kerze zu Ehren des heil. Franz von Assisi, damit er mir einen guten Entschluß einbe.“

Einige Tage später nahmen die beiden Bettler den Stab und den breitkrämpigen Hut und kündigten zu allgemeiner Erbauung an, daß sie eine Pilgerfahrt zu Unserer lieben Frau von Guadalupe unternehmen wollten.

Sie brachen in einem Aufzuge auf, der die Habsucht der Herren von der Heerstraße nicht erregen konnte, welche man damals wie noch heute in Spanien häufig traf; sie trugen indeß unter ihren Lumpen mehr Geld, als sie brauchten, um eine bessere Rolle in der Welt zu spielen, als die Meisten von denen, die sie um Almosen ansprachen. Sie durchwanderten so die Mancha und einen Theil von Neucastilien und an einem schönen Aprilmorgen kamen sie in der Gegend von Villamanrique an.

Paco hatte sich sein ganzes Leben hindurch an der Thüre von Klöstern u. dergl. aufgehalten und war deshalb nicht verlegen, auch an dem der strengen Observanz zu erscheinen; aber die Nonnen, welche darin wohnten, standen in gar keiner Verbindung mit der Welt; sie erhielten nicht wie andere Besuche von einer Menge frommer Leute, welche sich an den Sprachgittern einzufinden pflegten, um Agnus zu kaufen und Stadtneuigkeiten zu erzählen. Ihr Beichtvater war ein alter Kapuziner, der jeden Tag ziemlich weit herkam, um die Messe zu lesen, und der Vorsteher war ein anderer heiliger Mann, dessen Strenge eine genaue Disciplin in der seiner Aufsicht anvertrauten Heerde aufrecht hielt.

Paco Rosales fing, nach seiner Gewohnheit, damit an, an dem großen Thore um Almosen zu bitten. Da sein jämmerliches Flehen Niemanden herbeirief, so wagte er bescheiden die Klingel zu ziehen. Nach einer Viertelstunde zeigte die Schwester Pförtnerin ihr runzeliges Gesicht an dem Fensterchen, das sie aber schnell wieder zuschob, als sie einen Mann erblickte.

Man hätte glauben können, das Haus, dessen schwarze Mauern sich in der ruhigen Fluth des Flusses bespiegelten, sei ganz unbewohnt. Es herrschte eine Todtenstille darin und nur das Rauschen des Windes und des Wassers weckte die Echo's in dieser Einsamkeit.

„Komm,“ sagte Paco Rosales mit einem Seufzer, „hier finden wir kein Abendessen.“

## 10.

## Die Nonnen.

Am folgenden Tage erschienen die beiden Bettler wieder und zwar zur Zeit der Messe, die sie andächtig hören wollten, ehe sie ihre Wanderschaft fortsetzten.

Die Pforte der Kirche stand nach der Sitte offen; der Priester befand sich am Altare, aber in dem ganzen dunkeln und mit Grabsteinen belegten Schiffe war keine lebendige Seele zu sehen. Paco und sein Begleiter knieten vor dem Hauptaltare nieder; da erblickten sie durch das Chorgitter hindurch die von den schwarzen Schleiern verhüllten Nonnen und hörten die Töne von zwanzig Stimmen, die sich zu einem und demselben Gebete vereinigten. Während sie, den Pilgerstab in der Hand und mit entblößtem Haupte, ihr Gebet verrichteten, erschien eine Gestalt an der andern Seite des Gitters und eine bleiche abgekehrte Hand hielt sich an den Eisenstangen fest.

„Das ist sie!“ flüsterte Tovalito leise seinem Begleiter zu.

Es war wirklich Theresia. Sie hatte sich, unwillkürlich von Bewunderung getrieben, bei dem Anblicke dessen erhoben, der ihre so verderbliche Liebe sonst begünstigt hatte; aber sie sank sogleich wieder auf ihre Knie nieder und blieb, das Haupt auf ihre Hände gestützt, wie in tiefer Andacht liegen. Alle Erinnerungen an die Vergangenheit waren schrecklicher, glühender in der Tiefe ihres Herzens erwacht. Alle diese Bilder standen mit einemmale wie lebendig vor ihr; sie sah jenes Fest, jene Tänze wieder, zu denen sie von ihrer Mutter und ihrem Bräutigam mit so vielem Stolze geführt wurde; sie berührte ihre von dem schwarzen Schleier bedeckte Stirn, ihren von dem Bußgewande wund geriebenen Körper und gedachte der Juwelen und Blumen, mit denen sie geschmückt gewesen, der Perlen, die sich um ihre bloßen Arme geschlungen hatten; sie hörte jene fröhliche Musik, jene Stimmen, die sie für die Schönste erklärten; dann dachte sie wieder jener schrecklichen Nacht, in welcher sie verlassen worden war. Das unterbrochene Drama ihres Lebens knüpfte sich wieder zusammen; sie fühlte in sich den festen, den unerschütterlichen Willen, aus ihrem Grabe herauszustiegen und wieder auf die Erde zurückzukehren, sollte sie auf derselben auch nur so lange bleiben, bis sie ihre Rache vollbracht. Diese Gedanken, diese Entwürfe hatten indeß noch keine bestimmte Form; sie berechnete sie noch nicht, aber ausführen wollte sie dieselben, sie wollte es



mit der ganzen Energie einer langen Verzweiflung und einer Liebe, die sich in Haß verwandelt hat.

Als die Messe beendigt war und die Nonnen sich entfernt hatten, kehrte Theresa zurück und sah durch das Gitter; sie hoffte wohl einigermaßen auf den Beistand des Paco Rosales, aber die Wandlerer hatten sich bereits entfernt; es war Niemand mehr in der Kirche. Die Nonne blieb einen Augenblick vor dem Gitter stehen und betrachtete von fern die noch offene Thüre; dann flüsterte sie: „zu einem solchen Unternehmen bedarf man weder der Hilfe Gottes noch des Beistandes der Menschen; ich muß es allein vollbringen.“

Von diesem Tage an beschäftigte sie ausschließlich dieser Gedanke und sie bereitete die Ausführung mit hartnäckiger Entschlossenheit und außerordentlicher Klugheit vor. Es waren große Schwierigkeiten zu überwinden; es mußte ein Mittel zur Flucht gefunden werden, das keine Spur zurückließ und das ohne fremde Hilfe angewendet werden konnte. Die Nonnen der strengen Observanz lebten in völliger Armuth und in der strengsten Abhängigkeit; sie besaßen nur die Gegenstände der ersten Nothdurft; selbst ihre Kleidungsstücke gehörten ihnen nicht eigenthümlich; sie waren gleichsam eine allen gemeine Livrée und oft legte die Priorin ihrerseits das härene Gewand an, das die Pfortnerin getragen hatte.

Theresa konnte mit diesem Gewande, das sie auf der Stelle verrathen haben würde, unmöglich entfliehen; es gab aber auch kein Mittel, von außen her andere Kleidungsstücke zu erhalten. Sie entschloß sich also zu einem kühnen und sichern Wege. In der Sacristei stand ein Schrank, der außer den reichen Kirchengewändern den weltlichen Schmuck enthielt, den jede Nonne zum letztenmale an dem Tage anlegte, an welchem sie den Schleier nahm. Aus diesen Ueberresten der Eitelkeit, die seit vielen Jahren da angesammelt waren, wurden Messgewänder und Stolas für den Geistlichen des Klosters gefertigt. Die Aufsicht über alle diese Dinge war der Schwester Kirchnerin anvertrauet. Einst in der Nacht nun verließ Theresa ihre Zelle in der Zeit, als die Nonnen schliefen und auf das Mettenläuten warteten. Sie schlüpfte geräuschlos über die langen Corridore und trat, während die Schwester Wächterin in dem Klostergange mit ihrer Laterne hinaufging, in den Chor. Vor dem Altare brannte eine Lampe und ihr matter Schein zeigte um das Heiligthum her die weißen Bilder der Heiligen in den Nischen und die Gemälde, aus denen die dunkeln Gestalten der Apostel und Märtyrer herauszutreten schienen. Theresa sah sich um;

ein geheimer Schauer beschleunigte die Schläge ihres Herzens und trieb ihr das Haar starr end empor; aber ein noch stärkeres Gefühl hielt ihren Vorsatz aufrecht.

„In einer Nacht gleich dieser war es,“ dachte sie bei sich, „als Don Alonso mich zur Kirche der Dominicaner führte. Ich habe dort gewacht bis zum Morgen im Scheine einer Lampe vor dem Sarge eines Todten. Schreckliche Nacht! Länger als alle Nächte der Hölle! Wenn Gott mich verurtheilt, so wird seine Gerechtigkeit keine größern Strafen haben.“

Sie trat in die Sacristei und suchte unter den heiligen Gewändern umher. Ihre Hände fanden trotz der Dunkelheit jene Schmucksachen, die nicht wieder an das Tageslicht kommen sollten. Nachdem sie sich da einen vollständigen Anzug ausgewählt hatte, hing sie alles andere wieder an seinen Platz, damit man den Raub nicht bemerke, und kehrte sodann in ihre Zelle zurück, ohne daß Jemand etwas davon ahnete und bemerkte. Theresa verbarg, was sie mitgebracht hatte, in dem schmalen, sargähnlichen Bette, in welchem sie seit zwei Jahren jede Nacht unter Thränen eingeschlafen war, und als die Schwester Wächterin kam, fand sie dieselbe bereits auf und mit der Lampe in der Hand.

Es war für Theresa nicht schwer, ein Mittel zu finden, an den Mauern hinabzugehen. Die Nonnen der strengen Observanz trugen als Gürtel dünne, aber feste Stricke; in der Kleiderkammer gab es eine ziemliche Anzahl alter solcher Stricke und es war leicht, dieselben allmählig wegzuschaffen, ohne daß es beachtet wurde. Theresa wendete mehrere Nächte darauf, alle Knoten daraus zu lösen und eine Art Strickleiter davon zu knüpfen. Dann war alles zur Ausführung des kühnen Unternehmens bereit, das durch keine Vertraute verrathen werden konnte, von dessen Gelingen aber ihre Freiheit, ihr Leben abhing.

In der nächsten Nacht, als alle Lampen im Kloster ausgelöscht waren, öffnete Theresa das Fenster; der Mond wollte eben untergehen und warf seine letzten Strahlen in die Zelle; alles war ruhig am Himmel und auf dem Gesilde umher. Die Nonne legte ihr Bußgewand ab, enthüllte ihr schönes Haar, das die Scheere einmal abgeschnitten hatte, das aber bereits wieder lang und seidenweich geworden war, stieß das Gewand mit dem Fuße von sich und sprach: „hundertmal lieber will ich das Todtenhemd anlegen, als dieses härene Gewand noch länger tragen.“ Darauf legte sie den weltlichen Anzug an und behielt nichts von ih-



rem Klosterleben an sich, nicht einmal das Scapulier, das sie am Halse trug.

Als alles geschehen war, legte sie ihre Sandalen und ihren Gürtel vor das Fenster und dann befestigte sie den Strick so an den Fensterrahmen, daß er doppelt hinunterfiel und von unten leicht nachgezogen werden konnte. In diesem wichtigsten Augenblicke verließen sie weder die Umsicht, noch der Muth. Sie blickte hinunter; es war finster; das Wasser rauschte an der Mauer unten wie in der Tiefe eines Abgrundes. Theresa warf ihr Gewand und ihren schwarzen Schleier hinunter und sah dieselben auf die schmale Landzunge fallen, welche einen gefährlichen Pfad zwischen dem Flusse und der Klostermauer bildete. Da betete sie nicht zu Gott, denn sie glaubte von demselben verlassen zu sein, sondern sie sprach mit gefalteten Händen und mit gehobnem Blicke: „Meine Mutter, stehe mir bei!“

Dann faßte sie die Strickleiter und fing an, hinunter zu steigen. Aber ihre Kräfte waren bald erschöpft; der Krampf lähmte ihre schwachen Arme; so über einem Abgrunde schwebend hörte sie ein unglückkündendes Geräusch; kalte Schweißtropfen überströmten ihr Gesicht und es war ihr als schlugen schwarze häßliche Gespenster sie mit ihren Fledermausflügeln. Noch einen Augenblick versuchte sie dieser schrecklichen Ermattung zu widerstehen, neue Anstrengungen zu machen, aber das Bewußtsein verließ sie und sie schloß die Augen; sie würde hinabgestürzt sein, aber in demselben Augenblicke fühlte sie unter den Füßen einen Vorsprung; sie befand sich an dem vergitterten Fenster der Kleiderkammer. Instinctmäßig hielt sie sich an dieser Stütze fest und sie blieb einige Minuten auf dem schmalen Sims, keuchend und sich ein wenig erholend, stehen. Nachdem sie sich wieder gesammelt und gefaßt hatte, begann sie von neuem das gefährliche Hinabsteigen und endlich erreichte sie den Boden.

„Ach,“ rief sie, indem sie die Arme ausbreitete, als wollte sie die ganze Welt an ihren Busen drücken, „ich bin frei!“

Eine Stunde später, bei dem letzten Glockenschlage der Mette, öffneten sich alle Zellen des Klosters, die Theresas ausgenommen. Die Schwester Wächterin klopfte an der Thüre und da sie keine Antwort erhielt, rief sie die Priorin, welche die Thüre mit ihrem Schlüssel öffnete. Die Zelle war leer. Alle Schwestern eilten herbei; die Priorin trat mit der Schwester Wächterin hinein; sie fanden die Sandalen vor dem offenen Fen-

ster und bemerkten im Scheine der Morgendämmerung unten den schwarzen Schleier, der an einem Busche am Wasser hängen geblieben war.

Die Priorin wich entsetzt zurück.

„Meine Schwestern,“ sprach sie niederknien, „Schwester St. Franz von Assisi hat sich den Tod gegeben, sich ertränkt. Laßt uns für ihre arme Seele beten!“

## II.

### Aranjuez.

Theresa wanderte auf Geradewohl fort; sie war von so vielen Schwierigkeiten und Gefahren umgeben, daß sie nicht um sich zu sehen wagte und nur ein gewisser instinktmäßiger Wille sie vorwärts trieb. So ging sie die ganze übrige Nacht querfeldein und als die Morgenröthe erschien, befand sie sich an dem Tago an einer Stelle, die mit großen Bäumen bewachsen und von Gebüsch umgeben war. Das Auge konnte nicht über die dichten Zweige hinaussehen, welche ein von kahlen Hügelspitzen eingeschlossenes Thal bekleideten. Man hörte nichts als das Rauschen des Flusses und den Gesang der Vögel, welche den jungen Tag begrüßten. Theresa war von ihrer Wanderung erschöpft; eine schreckliche Mattigkeit lähmte alle ihre Bewegungen; vergebens versuchte sie noch weiter zu gehen; die Kräfte verließen sie und sie legte sich in dem Dickichte nieder, wo sie bald in tiefen Schlaf versank. Die Sonne ging auf und ihre warmen Strahlen trockneten den Thau; ein frischer Wind bewegte die Zweige und wiegte den Schlaf Theresas. In dem Walde befand sich Rothwild; die leichten Damhirsche hüpfen unter den Birken hin; die Hirsche weideten an dem Wasser und betrachteten von weiten mit Mißtrauen die halb unter den Zweigen versteckte unbewegliche Gestalt.

Theresa hatte bereits seit mehreren Stunden geschlafen, als sie durch lautes Hundegebell plötzlich geweckt wurde. Sie sprang erschrocken auf. In demselben Augenblicke erschienen einige Reiter mit vielen Piqueurs und alle hielten an bei dem Anblicke des blaffen jungen Mädchens mit dem aufgelöseten Haar.

„Bei dem heiligen Tago!“ rief einer der Jäger, „wer ist diese schöne Magdalena und seit wann hat sie das Thal von Aranjuez zu ihrer Einsiedelei gewählt?“

— „Herr,“ entgegnete Theresa, indem sie dem Reiter entgegentrat, welcher der Angesehenste in der Gesellschaft zu sein schien, „Herr, im Namen Gottes, gewährt mir Schutz!“



„Fürchtet nichts,“ antwortete der Mann lächelnd, „Ihr seid nicht unter eine Räuberschaar gerathen; wir alle sind so ehrliche Leute, als es in der Welt nur geben kann.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Russische Anekdoten.) Eines Tages ging der Kaiser mit dem Großfürsten Michael ohne Bedeckung, nach seiner Gewohnheit, über die große Niewsky-*Perspective*. Auf dem Trottoir an der andern Seite der Straße ging ganz ruhig Bernet, den er den Abend vorher in einer neuen Rolle applaudirt hatte. Der Kaiser blieb stehen und rief den Schauspieler: „Bernet!“ — „Sire!“ — „Erlauben Sie mir, Ihnen mein Compliment zu machen. Sie spielten gestern ganz vortrefflich.“ — „Ihr Beifall ist mir sehr schmeichelhaft, Sire.“ — „Ich wünsche Sie in dieser Rolle noch einmal zu sehen. Ich war sehr zufrieden und konnte Ihnen nicht begegnen, ohne Ihnen dies auszudrücken.“ Der Kaiser setzte seinen Weg fort, Bernet aber blieb, ganz verblüfft von seinem Glücke, einen Augenblick stehen. Da fühlte er mit einemmale an seinem Kragen die schwere Hand eines Polizeicommissars, der ihm zurief: „Halt!“ — „Was wollen Sie von mir?“ — „Ich verhafte Sie. Es ist streng verboten, den Kaiser anzureden, wenn er spazieren geht.“ — „Ich habe nicht ihn, er hat mich angerebet.“ — „Das machen Sie einem Andern weiß. Die Herren Franzosen glauben sich alles erlauben zu dürfen. Folgen Sie mir ohne Widerrede.“ Bernet wurde mit Gewalt in die nächste Hauptwache gebracht, wo er, trotz seinen lebhaften Einwendungen, vier und zwanzig Stunden aushalten mußte. Am nächsten Abende spielte er die neue Rolle wieder und der Kaiser beklatschte ihn von neuem. Nach der Vorstellung verließ der Kaiser seine Loge und als er in den Corridor trat, bemerkte er einen Mann, der sich an die Wand gedrückt hatte und offenbar auf ihn wartete. „Sie sind es, Bernet? Ihr Talent ergötzt mich.“ — „Ich danke Ev. Maj. für Ihre Rücksicht, ersuche Sie aber, mir Ihren Beifall nicht wieder auf der Straße zu erkennen zu geben.“ — „Und warum nicht?“ — „Weil mir Ihre freundliche Anrede eine vier und zwanzigstündige Haft zugezogen hat, indem ein Polizeicommissar behauptete, es sei verboten, mit dem Kaiser zu sprechen.“ — „Ist es möglich? Das ist stark. Ich werde mich erkundigen.“ Schon am nächsten Morgen erschien der Polizeicommissar, diesmal ganz de- und wehmüthig bei dem Schauspieler und bat denselben dringend, er möge ihm sein Versehen verzeihen, da er seinen Dienst nicht eher wieder antreten dürfe, bis er ein schriftliches Zeugniß von dem beleidigten Schauspieler beibringe, daß er ihm verziehen habe.

— Ein Reisender kam aus Petersburg in Tilsit an, ging mit seinem Knaben in das Postbureau und sagte da, er wolle die Plätze in dem Postwagen, der nach Königsberg gehe, belegen.

„Wie viel Plätze?“

— „Alle im Wagen.“

„Ich werde Sie einschreiben. Gehört aber dieser kleine Knabe zu Ihnen?“

— „Allerdings; er ist mein Sohn.“

„Das Kind ist offenbar noch nicht vier Jahr alt und nach unserm Reglement dürfen wir kein Kind unter diesem Alter in den Postwagen mitnehmen lassen.“

— „Ich glaube wohl, daß ein Kind, welches ein Reisender bei sich hat, den anderen Reisenden beschwerlich und lästig werden kann; ich bin aber allein und Niemand kann also Ursache haben, sich zu beklagen.“

„Das Reglement verbietet die Mitnahme von Kindern.“

— „Ihr Reglement ist ganz gut, aber mein Sohn kann ja Niemanden lästig sein, weil er sich in dem Postwagen allein mit mir und meiner Frau befindet.“

„Das Reglement verbietet es.“

— „Ich komme von Petersburg und reise nach Berlin. Ich kann doch mein Kind nicht in Tilsit lassen. Ihr Reglement wollte den Reisenden die Ruhe sichern; hier giebt es ja aber außer uns keine Reisenden.“

„Das Reglement verbietet es.“

— „Sie können sich doch gewiß an einen Direktor, einen Inspector, an irgend einen Vorgesetzten wenden. Erlauben Sie mir, daß ich mit Ihnen zu diesem gehe.“

„Ich habe in Tilsit keinen Vorgesetzten. Sie geben sich vergebliche Mühe. Ihr Kind ist noch nicht vier Jahre alt, kann also nicht mit der Post befördert werden; das Reglement verbietet es.“

Der Mann blieb unerbittlich und ich mußte mir in Tilsit einen eigenen Wagen kaufen, wenn ich mein Kind nicht zurücklassen wollte. (Revue de Paris vom 11. März.)

(Ein Theaterabend in Straßburg.) Zur Zeit der französischen Revolution war der Brückenkopf von Kehl angegriffen worden; die Nationalgarde von Straßburg hatte den Feind zwar zurückgeschlagen, aber den Sieg mit schweren Opfern erkauft; die Kanonen donnerten noch immer, als das Schauspielhaus sich bereits füllte. Es sollte „Brutus“ aufgeführt werden, Fleury, der den Titus gab, war in dem Kampfe am Tage über denselben in der Wunde, als er austrat, was einen donnernden Applaus veranlaßte. — Das zweite Stück, das an diesem Abende aufgeführt werden sollte, war eine fast obscene Idylle von Dumoustier „das hölzerne Bein“ genannt. Kurz nach Beendigung des ersten Stückes aber wurde der Vorhang wieder aufgezogen, Fleury trat vor und zeigte mit gerührter Stimme an, Mad. Fromont, welche die einzige Frauenrolle in dem Stücke zu spielen hatte, habe vor wenigen Stunden bei der Vertheidigung von Kehl sowohl ihren Vater als ihren Gatten verloren, es sei ihr deshalb unmöglich, aufzutreten und das Publicum möge sich mit einer kleinen Oper begnügen. Das Publicum willigte auch ein.



stimmig, oder doch fast einstimmig in diese Abänderung ein und Fleury wollte eben wieder abtreten, als ein Mann auf dem Balcon zu sprechen verlangte. „Es ist Letrell, der Freund des Volkes!“ wiederholten tausend Stimmen und das Volk schwieg. Er erhob sich. Sein Säbel hing außen an dem Balcon klirrend herab. Er schlug mit der Faust auf die Brustlehne und rief mit Donnersstimme: „wagt man vor Republicanern eine solche feigherzige Entschuldigung vorzubringen? Es sind zwei Männer für das Vaterland gefallen; unsterblicher Ruhm sei ihrem Andenken! Die Frauen von Sparta legten ihre Festgewänder an, wenn ihre Väter, Männer oder Söhne auf dem Schlachtfelde gefallen waren. Mad. Fromont ist schön; es wird ihr an Liebhabern nicht fehlen, es sind nicht alle junge Männer von Strassburg an der Brücke von Kehl geblieben. Sie hat kein Unglück erfahren, sondern durch einen einzigen Kanonenschuß einen Kranz als Mitgift, einen Kranz als Witthum, ein großes Volk als Familie erhalten. Sie möge also auftreten und singen, besonders aber uns mit Thränen verschonen. Heute ist ein Tag des Sieges und die Thränen sind aristokratisch.“ Einen Augenblick darauf begann wirklich das Stück und man denke sich das süße Schäferspiel unter dem Donner der Kanonen, das Lächeln auf den Lippen der trauernden Schauspielerin, aus deren Augen die Thränen strömten!

(Der Kampf Franz I. mit einem Eber.) Man hat in der königl. Bibliothek zu Paris eine Schrift von einem alten Diener des Königs Franz I. gefunden, in welchem auch nachstehender, von keinem Geschichtschreiber erwähnter Vorfalle erzählt wird: Es war zur Zeit, als der König den Herzog von Lothringen mit Regnata von Bourbon vermählte und es wurden in dem Schlosse Amboise große Feste bei dieser Gelegenheit gegeben. Unter andern ließ der König in dem Walde von Amboise einen vierjährigen Eber lebendig einfangen und in den Schloßhof bringen. Er wollte Anfangs vor allen Damen mit dem wilden Thiere kämpfen und wurde nur durch die Bitten der Königin und seiner Mutter davon abgebracht. Um den Schloßhof herum liefen Galerien, zu denen vier Treppen führten. Alle diese Zugänge waren mit Käffern etc. verbauet, damit der Eber nicht in die Galerien eindringen könne. Als die ganze Gesellschaft versammelt war, wurde der Eber im Hofe aus dem Käfige, in dem man ihn eingesperrt gehalten hatte, heraus- und gegen die Strohmänner losgelassen, die man aufgestellt hatte. Der Hof ergöhte sich eine Zeitlang an dem wüthenden Thiere, mit einemmale rannte der Eber aber mit aller Gewalt an den Vorbau an einem Eingange und bahnte sich wirklich einen Weg zu den ersten Galerien. Das Angstgeschrei und die Verwirrung unter den Damen läßt sich eher denken als beschreiben; der Eber aber kümmerte sich nicht um die Schönen, sondern lief gerade nach der Stelle hin, wo sich der König befand, der alle zurücktreten ließ und den Eber allein erwartete. Obwohl mehrere Herren das Thier angreifen und abwehren wollten, gab es doch der König nicht zu, der vielmehr sein Schwert zog. Der Eber wollte ihn eben mit den Hauern packen, als ihm der König das Schwert

mit solcher Gewalt in die Brust stieß, daß die Spitze auf dem Rücken des Thieres wieder herauskam. Der Eber stürzte alsbald todt nieder.

(Die mörderischen Hunde.) Die Zeitungen haben vor einiger Zeit erzählt, daß zwei große englische Doggen im Mecklenburgischen einen Knaben überfielen und zerrissen; ein ähnlicher Vorfalle ereignete sich kürzlich bei Cambrai. Ein junger Mann, der zwei Säcke auf dem Pferde hatte, ritt nach einer Mühle, als er sich mit einemmale von acht ungeheuern Doggen angefallen sah. Zwei zogen ihn sogleich von dem Pferde herunter, die übrigen packten das Pferd. Der junge Mann war stark und mutzig und wehrte sich mit Händen und Beinen. Es gelang ihm, wieder aufzustehen, während der Eigenthümer der Hunde herbei eilte und ihm zurief, er möge die Hunde nicht schlagen, wenn er nicht sein Leben einbüßen wollte. Der Herr der Hunde (ein Schmuggler) zerschlug ein paar Stöcke an seinen Bestien, bis sie losließen, und der Angegriffene kam mit einigen schmerzhaften Wunden davon. Das Pferd wurde noch schlimmer zugerichtet, ob es gleich entflo; es rettete sich endlich dadurch, daß es in dem Dorfe in das erste beste Haus hinein lief, dessen Thüre offen stand. Der Schmuggler erzählte dem jungen Mann unterdeß ganz ruhig, er habe ihn für verloren gehalten; seine Hunde, deren jeder 15 Kilogr. Tabak zu tragen pflegten, hätten schon einen Mann erwürgt und er fürchte sich mit ihnen selbst vor zehn Zollwächtern und Gendarmen nicht. Er ist ein Belgier, der wöchentlich mehrmal mit seinen Hunden Tabak über die Grenze schmuggelt.

(Wie man einen engen Ring vom Finger bekommen kann.) Man säbele in eine Nadel einen starken Faden, bringe das Nadelöhr vorsichtig nach der Hand zu unter dem Ringe durch und ziehe den Faden in derselben Richtung einige Zoll nach. Dann nehme man die Nadel weg und wickelt das lange Ende des Fadens fest um den Finger regelmäßig bis an den Nagel hinauf. Ist dies geschehen, so fasse man das kurze Ende des Fadens, das auf der Hand liegt und fange so an den Faden abzuwickeln, der sich auf diese Weise innerhalb des Ringes herumziehen muß und ihn allmählig von dem Finger herabstreifen wird. Diese unfehlbare Methode wird auch den engsten Ring ohne alle Beschwerden herunterbringen, wie sehr auch der Finger aufgeschwollen sein mag.

(Begräbnisweise der Chinesen.) Die Engländer, welche der englischen Expedition gegen China bewohnen, haben unter andern berichtet: die Eingeborenen von Tschusan (der Insel, welche die Engländer in Besitz genommen haben) begraben ihre Todten nicht, sondern der Leichnam wird in einem hölzernen Sarge mit einem leicht abzunehmenden Deckel, an einem freundlichen Plätzchen im Freien auf den Boden mitten unter Bäume und Blumen gestellt, meist in dem Garten an dem Hause. In den meisten Häusern, in die wir traten, fielen uns solche Särge



auf und wenn wir so neugierig waren, sie zu öffnen, so sahen wir den Todten darin liegen, gekleidet wie im Leben, mit Tasak und der Pfeife auf der Brust, sowie Brod und Reis am Kopfe.

### Generalcorrespondenz.

Man fängt auch in Frankreich an, über die zu hohen Gagen der Schauspieler und über deren Herrschsucht zu klagen, da sie nach ihrem Gefallen spielen und nicht spielen. Sagt ihnen der Director: „Sie müssen spielen: Sie kosten der Unternehmung 30,000 Frcs., Ihr Talent muß auch wieder etwas einbringen. Kein Generallieutenant bekommt 30,000 Frcs.“ — so antwortet der Künstler: „ich kenne Krämer, die ohne alles Verdienst 50,000 Frcs. jährlich einnehmen.“ —

Am 15. März wurde die diesjährige Kunstausstellung in Paris eröffnet, die 2250 Nummern zählt, nämlich 2032 Delgemälde, 89 Werke der Sculptur, 24 der Architectur, 112 Kupferstiche und 23 Lithographien. —

In der Bibliothek der Invaliden in Paris hat man vor Kurzem eines der kleinen Hütchen, die Napoleon zu tragen pflegte, unter einer Glasugel auf einem schönen Piedestal von Marmor aufgestellt. —

In England wollen die Kunstvereine nicht gedeihen. So verschwenderisch auch die Kunstfreunde dort mit dem Gelde bei Ankauf von Gemälden verfahren, so muß es doch ihren Reigungen nicht entsprechen, bei Gelegenheit von Kunstausstellungen Gemälde zu kaufen. Die kürzlich in Bristol veranstaltete Ausstellung brachte nicht einmal die Kosten ein. — Auch der Maler Lessing will sich, wie man sagt, von Düsseldorf nach Berlin übersiedeln, das sonach bald der Hauptbrennpunkt deutscher Kunst zu werden verspricht. — Wie die Bedeutung von Berlins Industrie in einzelnen Zweigen auch im Auslande Anerkennung findet, hat sich neuerdings gezeigt. Die Handlung von L. Heyl u. Comp., bekannt durch ihre schönen Fabrikate in verzerrten Papier-Obolaten, erhielt kürzlich von England eine bedeutende Bestellung auf diesen Artikel, welcher das en relief gearbeitete Bildniß der Königin Victoria als Muster haben soll, — man sagt zur Benutzung für die frankirten Briefe. — Der Lithograph Duns in Bonn hat eine neue Steindruckpresse erfunden, die er Lithograph-Eisenbahn-Presse nennt. Sie ersetzt für kleinere Zeichnungen die complicirteste Maschine und kann auf einem Tische gehandhabt werden. An Schnelligkeit der Arbeit soll sie alle andern übertreffen. (Allgemeines Organ.) —

Vor einigen Tagen hatte ein junger Mann in Paris bei einem Banquier eine nicht unansehnliche Summe erhalten und kehrte auf die Boulevards zurück, die wegen des schönen Wetters von einer großen Anzahl Spaziergänger belebt waren, als ein großer Mann mit einem dicken Stocke zu ihm trat und ihm zusä-

uerte: „Herr, Sie werden von einem Diebe verfolgt; stellen Sie sich als wüßten Sie nichts und bleiben Sie ganz ruhig; ich werde Sie keinen Augenblick aus den Augen verlieren; ich gehöre zu der Sicherheitspolizei und möchte jenen kühnen Dieb auf der That ertappen.“ Der junge Mann setzte seinen Weg fort. Nach einigen Minuten, als er sich etwas im Gedränge befand, glaubte er zu fühlen, daß eine Hand in die Tasche seines Paletots greife und er wollte sie eben zu erfassen suchen; schon aber hatte der Mann, der ihn vorher gewarnt, den Dieb ergriffen und hielt die Hand desselben mit dem Portefeuille des jungen Mannes fest. „Begleiten Sie uns nun,“ sagte er zu dem Bestohlenen, „zu dem Herrn Polizeicommissair, wo Sie Ihr Portefeuille zurückerhalten werden.“ Der junge Mann folgte dem angeblichen Polizeigagenten, der mit einer Hand den Dieb, mit der andern das Portefeuille hielt. An einer Straßenecke ließ er jedoch den Dieb los, der sogleich eilig davontief; der angebliche Polizeidiener lief ihm nach, nach zwei Secunden hatte der Bestohlene beide aus dem Gesicht verloren und sah zu spät ein, daß er durch einen schlaunen Betrüger angeführt worden sei. —

Man glaubt in Deutschland allgemein, die Trauungen in Greta Green würden durch einen Schmidt verrichtet, dessen Familie ein Privilegium der Art habe. Dies ist ein Irrthum. In Schottland kann man sich überall und zu jeder Zeit verheirathen, wenn man die ersten besten zwei Personen als Zeugen dazu nimmt. Es ist dies ein altes Gesetz, das gleich mehreren andern ähnlichen nicht aufgehoben worden ist. Da nun aber Greta-Green der erste schottische Ort ist, in den man gelangt, wenn man von England kommt, so wurde er natürlich vorzugsweise von den Liebenden gewählt, welche so schnell als möglich zu ihrem Zwecke zu kommen suchen. Unsere Neugierde, erzählt ein Reisender, wuchs, je näher wir der Grenze Schottlands kamen. Wir sehnten uns, den Schmidt zu sehen, der einen Beltruf hat. Endlich erreichten wir den Schlagbaum, der England von Schottland trennt, und wo Wegegeld zu bezahlen ist. Nach einigen Minuten sahen wir ein schönes Gasthaus mit dem Schilde: Greta Hall an der einen Seite der Straße und zwei oder drei Häufchen gegenüber. Von einem Schmiede bemerkten wir nichts, auch herrschte die tiefste Stille im ganzen Orte. Wir begaben uns in das Gasthaus und erkundigten uns bei dem Kellner, der uns dann erzählte, er glaube wohl, daß es auf einer andern wenig besuchten Straße an der Grenze einen Schmidt gebe, der aber selten als Trauzeuge gewählt werde; hier in dem Gasthause, wo wir uns befänden, verbänden sich alle wohlhabende Paare; hier sei der Prinz von Capua getraut worden; er selbst, der Kellner, sei bei diesen Trauungen der zweite Zeuge. Er zeigte uns das Buch, in welchen die Trauungen eingeschrieben werden, so wie die gedruckten Formulare der Trauscheine, welche der Wirth ausfüllt. „Die armen Teufel,“ setzte der Kellner hinzu, „welche nicht viel daran zu wenden haben, lassen sich von dem Wegegeldbeeinnehmer trauen, an dem Sie vorübergekommen sind.“



# Allgemeine Wochen-Zeitung

N<sup>o</sup> 16.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlschichten, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen u. enthält, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsverordnungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Theresa.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Der Herr, welcher also sprach, war ein junger Mann mit sehr sanftem Gesicht. Sein hellblondes Haar quoll in dicken Locken unter seinem Hute hervor, den eine schwarze Feder schmückte. Seine Gesichtsfarbe war ungewöhnlich weiß und seine korallenrothen Lippen umschwebte ein wohlwollendes Lächeln. Er trug ein schwarzes Wamms mit engen Ärmeln und unter dem Kragen desselben zeigte sich ein breites rothes Band.

Theresa näherte sich ihm und überblickte den Kreis, der ihn umgab. Alle Blicke waren voll Neugierde und Verwunderung auf sie gerichtet. Da übersflog ihre bleichen Wangen eine plöbliche Röthe und sie wendete sich bittend und schüchtern ab. Es lag in dieser Bewegung so viel Wahrheit und eine so himmlische Anmuth, daß der Herr zu seinen Begleitern sagte:

„Meine Herren, entfernt Euch ein wenig; das junge Mädchen fürchtet sich vor Euch!“

Die Jäger zogen sich bis an den Fluß zurück. Sie konnten von da aus sehen, was zwischen Theresa und deren unbekanntem Beschützer vorging, vermochten aber die Worte nicht zu hören, welche gesprochen wurden.

„Bei meinem Kreuz von Calatrava!“ sagte Einer von ihnen, „dies Mädchen muß aus einer andern Welt kommen. Es ist mit ihr wie mit der Braut des maur-

rischen Königs, die aus dem Schlosse trat, in welchem sie hundert Jahre geschlafen hatte.“

— „Seht nur,“ fiel ein Anderer ein, „seht nur ihr Kleid von blauem Atlas, den venetianischen Kragen, die gestickten Schuhe und die Strümpfe von grüner Seide.“

„Ja,“ meinte ein Dritter, „so war Donna Luisa de Portocarrero, meine Großmutter, gekleidet, als sie Gouvernante der Infantin Donna Clara war, d. h. vor einem halben Jahrhunderte.“

— „Ihr Schmuck mag hundert Jahre alt sein, wenn Ihr wollt,“ erwiderte der Andere; „ihr Gesicht aber ist gewiß nicht über achtzehn Jahre alt. O wie schön sie ist!“

Der Herr, der allein bei Theresa geblieben war, sagte unterdeß theilnehmend zu ihr: „wer seid Ihr und warum befindet Ihr Euch allein hier?“

Bei dieser ganz einfachen Frage erbehte sie; die Wahrheit konnte sie nicht sagen, denn sie wußte, daß keine menschliche Macht eine Nonne zu retten vermochte, die ihr Gelübde gebrochen, und daß ihre Flucht weder vor dem weltlichen, noch vor dem geistlichen Gerichte Gnade finden würde.

„Nun,“ fuhr der Ritter fort, „Ihr zögert, Ihr wagt es nicht, Euch mir anzuvertrauen? Beruhiget Euch; ich werde das, was Ihr mir mittheilt, nur zu Euerm Wohle benutzen. Woher kommt Ihr? Wohin wollt Ihr?“



— „Herr,“ antwortete sie, „ich komme aus dem Hause meines Vaters, aus dem ich entflohen bin.“

„Allein?“ unterbrach sie der Herr.

— „Ja, ganz allein. Wohin ich gehe? Ich weiß es nicht. Ich kenne Niemanden in der Welt, an den ich mich wenden könnte.“

„Und warum habt Ihr das Haus Eueres Vaters verlassen?“

— „Ich war dort so unglücklich, daß ich fast umkam. Ich entfloh diesem harten und elenden Leben, da ich unmöglich irgend anderswo ein schlimmeres finden kann.“

„Da irrt Ihr,“ unterbrach sie der Unbekannte; „tausend Gefahren umringen Euer Jugend und Euer Schönheit; allein in der Welt werdet Ihr verloren sein; Ihr müßt zu Eurer Familie zurückkehren.“

— „Nein, Herr, nie, niemals. Wenn Ihr wüßtet, welcher Strafe ich mich aussetzte.“

„Ihr sollet nicht allein zu Euerem Vater zurückkehren; ich selbst will ihn bitten, Euch zu verzeihen.“

— „Ihr würdet es nicht erlangen.“

„Ich besitze einigen Einfluß, einige Macht.“

— „Und wenn Ihr der König selbst wäret,“ unterbrach sie ihn mit einiger Heftigkeit, „Ihr würdet mich von einer schrecklichen Strafe nicht befreien können. Herr, ich danke Euch für so viele Güte, bitte Euch aber, beharret nicht auf Euerem Willen, mir auf diese Weise zu dienen; ich bin todt für die, welche ich verlassen habe.“

— „Wollet Ihr in ein Kloster gehen?“ fragte der Unbekannte nach kurzer Ueberlegung.

„Nein, Herr,“ antwortete sie entschlossen.

— „Nun, so sehe ich kein anderes Mittel, Euch zu dienen, als daß ich Euch eine Mitgift und einen Mann gebe.“

„Ich werde mich nie vermählen,“ antwortete sie mit flüchtigem Erröthen, „denn ich würde die Liebe eines Mannes nicht erwidern können. Aber Ihr könnt, wenn Ihr es wollet, noch etwas Anderes für mich thun. Ihr habt vielleicht eine Schwester, eine Gemahlin; bringt mich als Dienerin zu ihr. Euer eigenes Haus würde für mich ein Zufluchtsort sein, wo ich in Frieden arbeiten und leben könnte.“

Der Unbekannte lächelte. „Ja,“ sagte er; „aber wenn Ihr in den Dienst meiner Schwester, meiner Gemahlin treten wollet, müßet Ihr einen alten Adel nachweisen.“

— „Ach,“ rief Theresa, indem sie weinend auf die Knie sank, „Ihr seid der König. Verzeihet, Sire!“

„Steht auf,“ entgegnete er etwas ergriffen; „Ihr habt mich nicht beleidiget, indem Ihr ausschluget, was ich für Euch thun wollte; wir wollen weiter darüber nachdenken.“

Es trat eine Pause ein. Der König betrachtete mit stiller Bewunderung das so vollkommen schöne Gesicht und konnte in der Erinnerung nichts finden, das sich mit demselben vergleichen ließe; selbst die Galberona, die Schönste der Schönen, die er so sehr geliebt, hatte kein so langes, so schwarzes Haar, keinen so reinen durchsichtigen Teint, noch den unwiderstehlichen Reiz in der Stimme und dem Blicke.

„Nun,“ fuhr er mit einer leichten Ironie fort, unter welcher jedoch sein Wohlwollen hindurchblickte, „unter welchem Titel soll ich Euch am Hofe vorstellen?“

— „Ach, Sire,“ antwortete sie verlegen, „ich bin ein armes Mädchen, das nie so hoch geblickt hat.“

„Habt Ihr nun nicht so viel Vertrauen zu mir, zu sagen, wer Ihr seid?“

— „Sire, ich heiße Theresa,“ sprach sie nach einer Anstrengung; „mein Vater ist ein armer Edelmann in dem Königreiche Valencia, aber, ich beschwöre Euch bei meinem Seelenheile, fragt mich nicht weiter nach seinem Namen; ein Gelübde bindet mich, denselben zu verschweigen.“

Damals, und besonders in Spanien, waren Gelübde etwas sehr Gewöhnliches. Man machte wegen allerlei Gelübde, oft wegen Dingen, die eigentlich gar nicht zum Himmel führen. Der König zuckte die Achseln und sagte mit halbem Lächeln: „ohne Zweifel hatet Ihr Euch auf den Weg gemacht, um eine Pilgerfahrt zu verrichten; Ihr habt aber nicht alle Gefahren der Reise bedacht; die Ehre eines jungen Mädchens ist bei solchen Unternehmungen sehr gefährdet. Ich will Euch schützen. Kennt Ihr Jemanden in Madrid?“

„Niemanden, Sire.“

— „So werde ich Euch eine Person senden, die Euch an einen Ort bringen soll, wo Ihr in Sicherheit sein werdet.“

Bei diesen Worten und um ihr seinen Schutz noch mehr zu sichern, reichte er ihr seine königliche Hand, dann trieb er sein Pferd den Reitern entgegen, die ihn erwarteten, und bald verschwand die Gesellschaft in dem Dickicht. Theresa blieb allein und sah sich mit verwunderten Blicken, mit schlaff herabhängenden Armen und



halbgeöffneten Lippen um wie Jemand, der aus einem seltsamen Traume erwacht.

„Mein Gott!“ flüsterte sie, „ich habe mit dem Könige gesprochen; der König nimmt mich in seinen Schutz. Ist dies Hilfe vom Himmel? Ich werde nach Madrid gehen. Aber nein, nein, das war nicht das Ziel meiner Reise. Ich habe mein Gelübde nicht gebrochen, um so in die Welt zurückzukehren. Alonso! Alonso! ich muß Dich noch einmal wiedersehen. Um meine Rache zu befriedigen, habe ich meine Seele verloren. Bin ich nicht auf immer verdammt? Wie werde ich Dich endlich wiederfinden? Ich hätte bettelnd bis nach San Lúcar de Barrameda gehen, mich an der Schwelle Deines stolzen Schlosses niedersetzen und Dich da erwarten sollen. Sie legte ihre beiden Hände auf die Stirn, als habe sie die Gedanken festhalten wollen, die sich in ihrem Kopfe jagten, und schmerzliche Thränen flossen über ihre Wangen. Einen Augenblick fühlte sie sich versucht zu entfliehen. Eine Ahnung sagte ihr, sie würde zum zweitenmale ihre Freiheit verlieren, sie sei für eine andere Sklaverei bestimmt als die, welcher sie eben entgangen. Aber sie hatte nicht Zeit, ihren Entschluß zu berechnen. Bald erschienen zwei Duennas von ehrwürdigem Aussehen, die ein Jäger begleitete.

„Sennora,“ sagte die eine, „es erwartet Euch einige Schritte von hier ein Wagen. Se. Maj. hat Euch unserer Aufsicht anvertrauet; wir werden Euch nach Madrid geleiten; wollet Ihr sogleich aufbrechen?“

— „Ich bin bereit,“ antwortete sie aufstehend.

## 12.

### In Madrid.

Theresa setzte sich auf den Rücksitz des Wagens, der sich sogleich in Bewegung setzte. Das junge Mädchen, das Anfangs durch ihre neue Lage ein wenig bestäubt war, fand bald ihre Ruhe und Kaltblütigkeit wieder. Sie ließ ihr Haupt ermüdet auf die Kissen sinken und schloß die Augen halb. Der Wagen rollte langsam auf der geraden und staubigen Straße hin, die von Aranjuez nach Madrid führt. Von Zeit zu Zeit wurde er von vielen Leuten überholt, welche denselben Weg zu Pferde machten. Einige trugen die königl. Livrée, andere gehörten den Ministern, den Gesandten; aber auch große Herren sah man, zierliche Reiter mit ihrem Gefolge von Vagen und Lakaien.

„Jesus Maria! es ist heute wie eine Prozession auf dem Wege von Aranjuez,“ sagte eine der Duennas, indem sie aus dem Wagen hinaussah.

— „Alle diese Leute kommen von der Audienz bei dem Grafen-Herzog,“ erwiderte die andere; „es ist keiner so groß in Spanien, der es sich nicht zur Ehre rechnet, ihm den Hof zu machen; er ist mehr König als der König selbst.“

„Zur Zeit des höchstseligen Königs sah man den Adel nicht so in dem Vorzimmer des ersten Ministers. Seht, da reitet der Herzog von Arcos mit seinen Leuten vorüber; er hat sich der Jagd des Königs nicht angeschlossen, auch der Marquis von Penafiel nicht, noch der Graf von Montellano, noch so viele Andere, die man jetzt nur noch in dem Hause des Grafen-Herzogs sieht; auch die Medina-Sidonia machen ihm eifrig den Hof.“

Bei diesen Worten klopfte das Herz Theresas heftiger. Sie richtete sich auf und fragte:

„Der Herzog von Medina-Sidonia ist also am Hofe? Man sagte, er habe seine Regierung von Andalusien nur zweimal verlassen, einmal bei der Vermählung des Königs unseres Herrn und das zweitemal bei einer Reise an die Grenze von Catalonien.“

„Allerdings, Sennora, verläßt der alte Herzog die Staaten nicht gern, deren Vizekönig er fast ist und wo er, Gott verzeih' mir, so unumschränkt regiert wie Se. Maj.; aber sein Sohn, Don Alonso de Gusman, hat sich bei Gelegenheit seiner Vermählung am Hofe eingefunden.“

— „Er ist vermählt?“ unterbrach sie Theresa mit einem gewissen Lächeln.

„Nein, Sennora, aber bald wird die schöne Vermählung gefeiert werden.“

— „Gott gebe dem jungen Paare langes Leben! Und welche ist die adelige Dame, welche eines Tages Herzogin von Medina Sidonia heißen soll?“

„Die reichste Erbin im Königreiche, Donna Maria de Giron, die einzige Tochter des Herzogs von Ossuna; möge unsere liebe Frau vom Pfeiler das schöne Paar segnen! möge es eine so zahlreiche Nachkommenschaft haben wie der Patriarch Jacob. Man sagt, bei Gelegenheit dieser Vermählung würde ein Ball gegeben werden, welchem der ganze Hof beiwohnen soll.“

— „Ich habe die Vorbereitungen zu aller dieser Herrlichkeit gesehen,“ sagte die andere Duenna; „die Ritterbücher erzählen nichts von solchen Wundern. Don Alonso erfindet alle Tage neue Galanterien für seine Braut.“

„Er ist also sehr verliebt?“ fragte Theresa.

— „Er thut Dinge, die wohl von seiner Liebe



zeugen; man erzählt, nur um Donna Maria am Tage des letzten Autodafe auf ihrem Balcon zu sehen, sei er zu Pferde von Sevilla nach Madrid gekommen und denselben Abend wieder zurückgeritten, denn der alte Herzog hatte seine Einwilligung zu der Reise nicht gegeben, da die Verlobung noch nicht gehalten worden war."

"Er liebt sie also wie er mich geliebt hat," dachte Theresa, in dem eifersüchtigen Haffe ihres Herzens, „aber er könnte mich wohl zwischen sich und ihr finden."

Der Wagen hielt erst in Madrid, in einer der Alleen des Prado vor einem versteckten freundlichen Häuschen. Theresa fuhr aus ihrem Brüten, wie aus einem Traume auf und folgte den beiden Duennen in eine Art Vorhaus vor einem Hofe, dessen Thüre sich augenblicklich schloß.

— „Zu wem führet Ihr mich?“ fragte sie, indem sie die reichen Tapeten und die Gemälde in breiten goldenen Rahmen betrachtete.

„In Euer eigenes Haus," antwortete die Duenna.

— „In mein Haus!" wiederholte Theresa in höchster Verwunderung; dann strich sie mit den Händen über die Augen, als wollte sie sich überzeugen, daß sie sich nicht täusche und daß alles um sie her Wahrheit sei.

„Kommt, Sennora," fuhr die Duenna fort, „Ihr werdet andere Kleidungsstücke anlegen und wir bitten um die Ehre, Euch bei der Toilette zu bedienen."

Theresa ließ sich in ein großes reich verziertes Zimmer führen, wie sie es noch nie gesehen. Nichts von dem, was sie erblickte, glich dem Provinzialurus des Hauses der Vasconcellos. Es lag in allem etwas Frisches, Geheimnißvolles, Zierliches, das die Sinne bezauberte; übrigens schien das Haus von Jemandem bewohnt worden zu sein, der es nur verlassen, um Theresa Platz zu machen.

Sie setzte sich vor dem mit Büchsen, kostbaren Flacons u. überladenen Toilettentischen nieder und sah sich, zum erstenmale seit zwei Jahren, wieder vor einem Spiegel, der ihr ihre Züge zeigte. Das Gefühl der weiblichen Eitelkeit belebte da ihren Blick und trieb ihr eine herrliche Röthe in das Gesicht; sie fand sich schöner als je.

Die Nacht war angebrochen. Eine der Duennas zündete die zwanzig Candelaber an, welche ihre mit Kerzen beladenen Arme zwischen den geschnitten Wandfeldern vorstreckten, und die andere brachte Speisen in reichem Geschirr von Glas und Silber.

„Alles dies ist aber doch nicht für mich gemacht worden?" sagte endlich Theresa; „es bewohnte vor mir Jemand dieses Haus?"

— „Ja, Sennora," antwortete die Duenna, „es gehörte der Donna Clara Calderon."

„Wer ist diese Dame? Ich höre ihren Namen zum erstenmale nennen; gehört sie zum Hofe?"

— „Nein, Sennora," antwortete die Duenna ganz ruhig; „es ist eine sehr schöne Person, die von dem Könige, unserm Herrn, geliebt wurde. Er gab ihr dieses Haus und hier gebar sie ihm einen Sohn, den Se. Maj. anerkannte und der, wie der Bastard des glorreichen Kaisers Karls V., Don Juan von Oesterreich heißt. Aber die Calderona war dieser hohen Gunst nicht würdig; der König hatte einen Nebenbuhler und in seinem gerechten Zorne befahl er, die ungetreue Geliebte in ein Kloster zu sperren; vorgestern hat sie dies Haus verlassen, um nie wieder daher zurückzukehren."

Theresa wurde durch diese Antwort in eine gewisse Verlegenheit gebracht. Sie erkannte halb Dinge, die ihr nie in den Sinn gekommen waren; sie wurde von tausend Besorgnissen und Wünschen gequält; es war ihr als träume sie und müsse sie auf dem Strohlager ihrer Zelle wieder erwachen. Die Duennas führten sie zuletzt hinter seidene Vorhänge zu ihrem Bette, das von Wohlgerüchen duftete und mit Spitzen garnirt war, und, von der Müdigkeit überwältiget, versank sie bald in einen tiefen Schlaf.

Kurz vor Tagesanbruche, zur Stunde der Metten, erwachte sie plötzlich und setzte sich auf; es war ihr, als höre sie die Glocke, welche sie zum Chore rufe; sie betrachtete im Scheine die Nachtlampe, welche auf einem Tische brannte, mit zweifelndem Blicke das reiche Gemach, in welchem Spiegel und Vergoldungen blühten. Die Duenna, welche am Fuße des Bettes schlief, stand erschrocken auf.

„Was giebt es, Sennora?" fragte sie; „seid Ihr unwohl? hattet Ihr einen bösen Traum?"

— „Ja," antwortete Theresa mit leiser Stimme; „ich fürchtete mich."

„Beruhiget Euch, schlaft, Sennora, um früh schön und gestärkt zu sein; denn Ihr werdet einen Besuch erhalten."

— „Wer will zu mir kommen?"

Die Duenna lächelte, legte sich wieder nieder und sprach leise:

„Der König."



## 13.

## Die Geliebte des Königs.

Ungefähr vierzehn Tage später ruhte Paco Rosales mit seinem Gefährten Zovalito im Schatten des Prado aus. Damals war dieser Ort nicht wie heute eine Promenade mit weiten und regelmäßigen Alleen, sondern ein Park mit ordnungslos gepflanzten schattenreichen Bäumen. Die beiden Bettler hatten sich das einsamste Plätzchen ausgesucht einem Hause gegenüber, dessen Dach hinter dem dunkeln Blättergrün einer Gruppe von Sycomoren verschwand. Es herrschte ringsumher so wenig Bewegung und Geräusch, daß man kaum glauben konnte, an einem bewohnten Orte zu sein.

„Die Stadt Madrid gefällt mir,“ sagte Paco Rosales; „es ist ein einträglicher Platz und wenn Du mir glaubst, Freund Zovalito, bleiben wir einige Jahre hier. Ich will nach Valencia erst in meinen alten Tagen zurückkehren, nachdem ich mir die Welt ein wenig besehen.“

— „Meinetwegen,“ antwortete Zovalito, „wir wollen hier bleiben; mir ist es gleich, wohin ich diesen armen verstümmelten Körper schleppe, den mir so viele Arme beneiden, die sich künstlich Gebrechen gemacht haben.“

„Es ist dies ein schöner Vortheil, den Du vor ihnen voraus hast,“ antwortete Paco Rosales ernst; „Du solltest ihn nur mehr benutzen und unser Handwerk besonders mit zufriedenerm Herzen betreiben.“

Zovalito schüttelte den Kopf.

„Was fehlt Dir denn?“ fuhr Paco fort. „Haben wir nicht alle Freuden und alle Wohlthaten unseres Standes? Ehrenerweisungen finden wir freilich nicht häufig, Niemand nimmt den Hut vor uns ab und bei den Prozessionen gehen wir nicht vor dem heiligen Sacramente; wir haben keine Feder auf dem Kopfe und keinen Degen an der Seite; die jungen Mädchen sehen uns nicht hinter dem Fächer im Vorbeigehen verstoßend an; haben wir aber jemals Hunger oder Durst gelitten, ohne eine mitleidige Seele zu finden, die uns das tägliche Brot gab? Leben wir nicht ohne Abgaben und ohne Sorgen? und besitzen wir nicht an einem gewissen Plätzchen so viel Geld, daß wir Messen nach unserm Tode lesen lassen können? Es lebe mein heiliger Schutzpatron! Ich würde meinen Stand nicht mit dem eines Canonicus von San Isidro vertauschen.“

— „Weil Du keinen Haß im Herzen trägst,“ antwortete Zovalito finster, „weil Du nicht von der Rachlust getrieben wirst.“

„Bei dem Kreuze des heiligen Andreas!“ unterbrach ihn Paco Rosales, „das sind Gefühle, die Dir ein schlimmes Ende bereiten können. Das Ziel Deiner Rache ist zu hoch, als daß Du es erreichen könntest.“

— „Wer weiß!“ sprach Zovalito, indem er in seinem Gürtel nicht den Griff seines Messers, sondern einige Papiere berührte, die er da verborgen hatte.

„Und Du gedenkst noch immer etwas Großes mit diesen Papieren auszurichten?“ fragte Paco; „erst müßtest Du vor allen Dingen wissen, was es ist; denn da wir beide keinen Buchstaben kennen, so können wir hundertmal die Figuren auf dem Papiere ansehen, ohne zu wissen, was sie bedeuten. Es lohnte sich nicht der Mühe, eines solchen Diebstahls wegen Dein Gewissen zu beschweren.“

— „Ich täusche mich nicht,“ antwortete Zovalito, indem er eine sorgfältig versiegelte Papierrolle hervorzog; „ich kenne den, welcher dies in seinem Sacke hatte; es ist ein Franziscaner, der wie ich oft über die Grenze ging und nach Lissabon mehr als eine Botschaft brachte, als die Medina Sidonia gegen den König, unsern Herrn, sich verschworen hatten.“

„Von allem dem hat es aber jetzt keinen Anschein mehr,“ unterbrach ihn Paco Rosales; „ich verstehe zwar von allen diesen großen Staatsangelegenheiten nichts, es scheint mir aber, daß der Herzog von Medina Sidonia, wenn er mit einer Verschwörung umginge, seinen Sohn nicht nach Madrid geschickt haben würde, um da sich mit der Herzogin von Ossuna zu vermählen.“

— „Er mußte wohl daher kommen, um diese glänzende Heirath zu schließen, die sie zu Herren der besten Städte Andalusiens machen wird. Siehst Du, Paco, ich hege Argwohn.; der Mönch, dem wir begegneten, ging nach Madrid mit seinen Briefen...“

„Glaubst Du, daß er seine Reise fortsetzen wird, nachdem er seine Papiere unterwegs verloren.“

— „Ohne Zweifel nicht, denn wenn er entdeckt würde, könnte ihn selbst seine Kutte nicht schützen.“

„Aber wem willst Du Dich anvertrauen, um zu erfahren, was dieses Packet enthält?“

— „Das wird sich finden,“ antwortete Zovalito, indem er es wieder in die Tasche steckte.

„Wahrhaftig,“ begann Paco Rosales wieder, „der Herr Alonso ist in Madrid nicht mehr, was er in Ba-



lencia war; die Sachen haben sich sehr geändert und diese Heirath gleicht jener nicht, deren Zeugen wir sein sollten."

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Die Schauspieler in Paris.) Die Klagen der Pariser Theaterdirectoren werden immer lauter; wissen Sie, unter welchen Bedingungen z. B. Arnal das Publicum lachen macht? Er erhält 24,000 Frcs. feste Gage; 20 Frcs. Spielhonorar für ein Stück und 60 für zwei Stücke; ferner drei Monate Urlaub und jeden Abend zwei numerirte Sperrsitze im Balcon. Da ein solcher Platz 6 Frcs. kostet, so beträgt die Summe dafür in neun Monaten 3240 Frcs.; das Spielhonorar beläuft sich im Durchschnitt auf monatlich 1200 Frcs., in den 9 Monaten also auf 10,800 Frcs.; Arnal bezieht also für neunmonatlichen Dienst am Vaudevilltheater 38,000 Frcs.; durch seinen dreimonatlichen Urlaub wird seine Einnahme auf 50,000 Frcs. gesteigert. Dabei begiebt er sich nicht eher auf die Bühne, um zu spielen, bis ihm der Regisseur seine 20 oder 60 Frcs. Spielhonorar in die Loge gebracht hat. Er zeigt sich nur, nachdem er bezahlt wurde; auf Credit spielt er nie. Diese neue Methode scheint unter den pariser Schauspielern bereits um sich zu greifen. Lemaitre z. B., der 200 Frcs. für eine Vorstellung bekommt, hat sich 50 Frcs. Vorauszahlung bei der Probe bedungen. Liegt das Geld nicht bereit, so kommt der Schauspieler nicht zur Probe.

(Scribe und sein Vermögen.) Scribe ist nicht blos ein sehr geistreicher Mann und gewandter Bühnendichter, sondern auch ein Mann, der Ordnung hält. Er hat seit seinem Eintritte in seine Laufbahn regelmäßig Buch über seine Einnahmen von den Theatern gehalten. Vor dreißig Jahren, 1811, wurde sein erstes Stück „der Derwisch“ aufgeführt und am 31. Decbr. vorigen Jahres legte er seinen Freunden sein Buch vor, aus welchem sich ergab, daß er bis zu diesem Tage von den Theatern die Summe von zwei Millionen 112,000 Frcs. bezogen hat.

(Die Camellien.) Nicht alle Leser und Leserinnen wissen vielleicht, daß die Camellie, die jetzt modische Blume, in Japan, China und Indien einheimisch ist; noch weniger dürfte bekannt sein, daß ihr Linné diesen Namen gab aus Dankbarkeit gegen den Vater Camelli, einen Jesuiten, der sie 1739 aus Japan nach Europa gebracht hatte. Die Blume schmückte zuerst die Gärten Englands, bald aber ging sie nach Italien über, dann nach Frankreich und zuletzt nach Deutschland. Die eine, noch jetzt beliebte Art, *Camellia japonica*, war 47 Jahre lang die einzige in Europa; von ihr erhielt man durch künstliche Befruchtung andere Abarten, die lange sehr geschätzt wurden. Im Jahre

1792 endlich erschienen die weiße, die gefüllte rothe etc., und die Vorliebe für die erste verminderte sich. Japan und China lieferten seitdem noch andere Arten, die in unsern Gärten wieder Abarten erzeugten, von denen man immer neue Arten erhielt, so daß man gegenwärtig über sechshundert Varietäten der Camellien kennt.

(Ein Schielender.) Ein geistreicher Mann weigerte sich lezthin, sich auf die neue Art operiren zu lassen, und sagte: „in zwanzig Jahren werden Schielende höchst selten sein und ich will mir also die Hoffnung nicht rauben lassen, einst eine Merkwürdigkeit zu werden.“

(Ein Grund zur Ausöhnung.) Lezthin drückten einander zwei Damen recht innig freundschaftlich die Hände. „Nicht wahr, Sie zürnen nicht mehr mit Mad. . . ? Sie haben ihr vergeben?“ fragte die Eine. — „Ja, vom Herzen,“ antwortete die Andere; „sie ist ja, seit ich sie nicht gesehen, so alt und häßlich geworden.“

(Gerechtigkeit in alter Zeit.) Die Vermählung Heinrichs III. von England mit einer provençalischen Prinzessin brachte eine große Menge Italiener nach England, die mit Ehren und Reichthümern beladen wurden und die Herren im Lande spielten, auf welche Art zeigt nachstehende Anekdote: ein junger Mann ging einst durch die kleine Stadt Trumpeton und wurde von einem kläffenden Hunde verfolgt. Er hob also einen Stein auf und warf, um den Hund zu vertreiben; der Stein prallte aber irgendwo ab und traf eine Henne, die einer alten Italienerin gehörte, welche sogleich ein großes Geschrei erhob und dadurch die Nachbarn herbeirief. Der junge Mann versicherte, daß er die Henne nicht absichtlich getödtet habe, und erbot sich, den Werth derselben doppelt zu zahlen, sowie fernere Entschädigung zu geben; aber die aufgebrachte alte Frau wies alle seine Anerbietungen von sich. Zufällig erschien ein italienischer Diener Wilhelms von Valence, eines Bruders des Königs; er ergriff den unglücklichen jungen Mann und führte ihn in ein schreckliches Gefängniß, wo er mit Ketten beladen wurde und so viel leiden mußte, daß er nach wenigen Tagen starb. Sein Leichnam wurde auf einen Düngershaufen geworfen und erst nach längerer Zeit begraben. Drei Tage darauf erschien Wilhelm von Buffeya, der Seneschall Wilhelms von Valence, erfuhr den Vorfall und befahl, den Leichnam wieder auszugraben und an den Galgen zu hängen. Alles dieses geschah ohne irgend eine Form Rechtsens.

(Tragisches Geschick einer Familie.) Cosmo di Medici hatte von seiner Gemahlin fünf Söhne und vier Töchter: Franz, der nach ihm regierte und sich mit Bianca Capello vermählte, und von dieser vergiftet wurde; Ferdinand, der nach dem Bruder zur Regierung kam, Pietro, Johann und Garcias. Die Töchter waren Marie, Lucretia, Isabella und Virginie. Johann und Garcias haßten einander und als sie einst in den Maremmen jag-



ten, veruneinigten sie sich so sehr, daß Garcias sein Schwert zog und Johann damit gefährlich verwundete, der fünf Tage darauf in den Armen seines Vaters starb. Garcias, der Liebling der Mutter, verbarg sich bei dieser, die ihn nach einigen Tagen zu dem Vater führte, damit er die Verzeihung desselben erbitte. Cosmo aber zog seinen Dolch und stieß ihn dem Sohne in die Brust mit den Worten: „ich will keinen Kain in meiner Familie haben.“ Don Garcias starb und die Mutter folgte ihm nach acht Tagen nach vor Gram, oder weil sie freiwillig verhungerte. Die drei Leichen wurden zusammen in der Nacht beigesezt.

Mit einer Nichte, Eleonore von Toledo, hatte Cosmo in vertrauten Verhältnissen gestanden und er gab sie endlich seinem Sohne Pietro zur Frau. Die Ehe war unglücklich und Eleonore sah sich nach andern Liebhabern um; einer ging ins Kloster, der andere wurde nach der Insel Elba gebracht und später erwürgt. Eleonore selbst fand den Tod unter dem Dolche ihres Gemahls. Die älteste Tochter Cosmos, Marie, verliebte sich als sebzehnjähriges Mädchen in den schönen Pagen Malatesti und als ihr sehr vertrautes Verhältniß an den Tag gekommen war, starb Marie an Gift, Malatesti schmachtete zehn Jahre im Kerker und als er dann entkam und sich nach Candia flüchtete, fand man ihn nach einigen Wochen dort eines Morgens an einer Straßenecke ermordet. Lucretia, die zweite Tochter Cosmos, wurde im neunzehnten Jahre die Gattin des Herzogs von Ferrara, starb aber bald plötzlich, wie man sagte, von ihrem Gemahle im Anfall von Eifersucht ermordet. Isabelle, die im sechszehnten Jahre schon in sehr übelm Rufe stand, vermählte sich mit Orsini, dem Herzog von Bracciano; ihre Ehe war ebenfalls unglücklich und einst in der Nacht erwürgte Orsini seine Gemahlin mit einem Stricke, den er unter dem Kopfkissen des Bettes versteckt hatte. So blieb nur Virginia übrig, die sich mit César von Este, dem Herzoge von Modena vermählte. Weiter weiß man nichts von ihr und sie ist wohl glücklicher gewesen als ihre Schwestern, denn nur die Glücklichen vergißt die Geschichte.

(Ursprung der Liköre.) Als Ludwig XIV. älter wurde, trat auch ein Mangel an Appetit und Geschmack ein, er litt so an Magenschwäche, daß die Frau von Maintenon für ihn ein magenstärkendes Mittel erfand, das aus desillirtem Branntwein, Zucker, Orangeblüten und andern wohlriechenden und wohlsmekenden Dingen bestand. Das war die Entstehung der zahlreichen modernen Zusammensetzungen, die unter dem Namen der Liköre bekannt sind. Damals äußerte sich überhaupt merkwürdiger Weise das Intriguenspiel am Hofe in der Küche, durch Erfindung neuer Gerichte für den König, der durch ein solches neues Gericht sich leicht bestechen ließ; die Frau von Maintenon, die Fürstin von Conti, die Fürstin von Soubise und die Herzogin von Mailly wetteiferten in diesen Erfindungen, von denen sich mehrere bis auf unsere Tage erhalten haben, wie die Cötelettes à la Soubise, der Gigot à la Mailly &c.

(Warum sind die Jüdinnen schöner als die Juden?) Fontanes fragte einst Chateaubriand, ob er wohl einen

Grund angeben könnte, warum unter den Juden die Frauen weit schöner wären als die Männer. Chateaubriand gab darauf die poetische und christliche Antwort: „die Jüdinnen sind von dem Fluche nicht getroffen worden, der auf ihren Vätern, Männern und Söhnen ruhet. Man sah nicht eine Jüdin unter der Menge von Priestern und Volk, welche den Sohn Gottes schmäheten, geißelten, mit Dornen krönten und endlich an das Kreuz schlugen. Die Frauen von Judäa glaubten an den Erlöser, standen ihm bei in seiner Noth und linderten dieselbe. Eine Frau aus Bethanien goß auf sein Haupt kostbare Salbe, die sie in einem Alabastergefäße aufbewahrt hielt. Die Sünderin salbte seine Füße mit wohlriechendem Oele und trocknete sie ab mit ihrem Haar. Jesus verbreitete aber auch seine Gnade über die Jüdinnen. Er erweckte von den Todten den Sohn der Wittve von Nain und den Bruder Marthas, Lazarus. Er heilte Simons Schwiegermutter und die Frau, welche den Saum seines Gewandes berührte. Für die Samariterin war er ein Quell lebendigen Wassers und für die Ehebrecherin ein mitleidiger Richter. Die Töchter von Jerusalem beweineten ihn; die heiligen Frauen begleiteten ihn nach dem Calvarienberge, brachten Balsam und Spezereien und suchten weinend sein Grab. Nach seiner Auferstehung erschien er zuerst der Marie Magdalena. Er sprach zu ihr „Marie!“ und bei dem Tone seiner Stimme wurden ihre Augen geöffnet. Ein Widerschein des himmlischen Lichtes muß sich auf der Stirn der Jüdinnen erhalten haben.“

(Die Bibel Karls des Großen.) Alcuin schrieb bekanntlich für Karl den Großen die Bibel ab. Dieselbe hat sich nun über tausend Jahre erhalten und sie befindet sich gegenwärtig in dem Brittischen Museum, für welches sie für den im Vergleich ziemlich geringen Preis von fünftausend Thalern erkaufte wurde. Sie ist im größten Folio, mißt 20 Zoll in der Höhe und 15 in der Breite und enthält 449 Blätter sehr feinen Pergamentes, das mit sehr deutlicher, wenn auch kleiner Schrift beschrieben ist. Es finden sich darin viele große ausgemalte Anfangsbuchstaben, die indess minder schön und reich sind, als dergleichen in Werken aus noch früherer Zeit.

(Ein Freundschaftsstück.) Im Jahre 1829 kam ein Franzose, Herr S., nach einem funfzehnjährigen Aufenthalte in Paraguay im Dienste des Dr. Francia in London an, wo er bald einen Landsmann B. kennen lernte, mit dem er so vertraut wurde, daß er ihm alle seine Familienangelegenheiten, unter anderm auch erzählte, daß er einen Oheim in Paris habe, der sehr alt sei und dessen großes Vermögen er erben werde. Die beiden Freunde wollten mit einander am nächsten Tage abreisen; S. wurde aber, als er Abends aus dem Theater trat, von einem Constable verhaftet und vor die nächste Polizeibehörde gebracht, wo er erfuhr, daß er in dem Verdachte stehe, falsche Banknoten zu machen und auszugeben. Er zeigte auf Verlangen des Richters sein Portefeuille vor, in dem sich unter zehn Banknoten vier offenbar falsche fanden. S. behauptete vergebens seine Unschuld,



er wurde in das Gefängniß abgeführt, in welchem er sogleich an seinen Freund schrieb, von dem er die Banknoten erhalten haben wollte; leider erfuhr er, daß in derselben Nacht B. abgereiset sei und seine eigenen Habseligkeiten und die seines Freundes auf das Dampfboot habe bringen lassen. Der Wirth, der die Freundschaft der beiden Herren kannte und wußte, daß sie die Nacht abreisen wollten, hatte dem Herrn B., der die Rechnung für beide bezahlte, auch die Habseligkeiten des Herrn S. ohne Umstände ausgeliefert. Der arme S. war wie vom Donner gerührt. Um das Unglück voll zu machen, erklärte ihn die Jury für schuldig und er wurde auf zehn Jahre deportirt. Während man den Unglücklichen nach Botany Bay brachte, kam B. nach Paris, stellte sich dem alten Oheim, L., als Neffen vor und wurde, da er die Papiere seines Freundes sämmtlich in Händen hatte und alle Familienverhältnisse kannte, als Neffe von dem Alten aufgenommen und anerkannt, der zwei Jahre darauf starb und ihn zum Erben einsetzte. Elf Jahre sind nun seit der Verurtheilung des unglücklichen S. vergangen, der nach Ablauf seiner Strafzeit nach London zurückgebracht wurde und sich seit zwei Monaten in Paris befindet. Nach unablässigen Bemühungen ist es ihm gelungen, den Aufenthalt des Mannes zu ermitteln, den er beschuldigt, ihm seinen Namen und sein Erbe geraubt zu haben. Der Beschuldigte dagegen behauptet, er sei S. und der Kläger ein Betrüger. Er wohnt seit 6 Jahren in einer Stadt des nördlichen Frankreichs, wo er von seinem großen Vermögen den edelsten Gebrauch macht; vor zwei Jahren hat er sich überdies mit der Tochter eines der reichsten Grundbesitzer in der Gegend verheirathet und bei den nächsten Wahlen wollte er als Candidat auftreten. — Der Prozeß wird sehr lange dauern, da der Kläger erst nachweisen muß, daß er wirklich S. ist, was bei der weiten Entfernung der Zeugen viel Zeit erfordern wird. Es wäre wohl möglich, daß, wenn der Prozeß zu Ende, der Angeklagte die Verjährung erlangt haben könnte. Jedenfalls wird der Prozeß zu den merkwürdigsten gehören.

### Generalcorrespondenz.

Am 15. Febr. d. J. arbeitete ein junger Bauer von riesenhaftem Wuchse und angenehmer Gesichtsbildung auf einem Felde an der Straße in geringer Entfernung von Blooming Grove bei New York, als er einen eleganten Wagen mit zwei prächtigen Pferden, die ein Nezer lenkte, herankommen sah. In dem Wagen befand sich ein schwarzgekleideter Herr und ein sehr hübsches Mädchen. Der Herr stieg aus und der junge Bauer ging ihm entgegen, weil er glaubte, es sei etwas an dem Wagen geschehen und man bedürfe seiner Hilfe. „Sind Sie verheirathet?“ fragte der Herr. „Nein,“ antwortete der Bursche. „Würden Sie heirathen, wenn sich eine gute Gelegenheit zeigte?“ — „Ich

habe kein Geld, um eine Wirthschaft anfangen zu können.“ — „Würden Sie ein junges hübsches Mädchen heirathen, das Ihnen so viel brächte, daß Sie Ihr ganzes Leben über im Wohlstande leben könnten?“ — „Mehr wünsche ich nicht.“ — „Wollen Sie das Mädchen in dem Wagen da heirathen?“ Der junge Mann machte große Augen und meinte, das würde er wohl thun, aber der Herr spottete über ihn. — „Keineswegs,“ antwortete dieser; „wenn Sie einwilligen, fahren wir augenblicklich in die nächste Kirche; ich habe bereits den Erlaubnißschein und alles ist bereit.“ — „Aber so wie ich da bin, kann ich doch nicht mich trauen lassen!“ — „O, Sie sind ganz gut so.“ Mit diesen Worten schob der Herr den verblüfften jungen Mann in den Wagen. Das junge Mädchen reichte ihm die Hand und sah ihn halbbläulich an. Der Wagen fuhr schnell fort nach der nächsten Kirche zu. Das Paar wurde sogleich an den Altar geführt; der Geistliche war schon vorbereitet und die Trauung ging vor sich. Das Mädchen weinte dabei sehr. Nach der Ceremonie führte der Herr das Mädchen an den Wagen, half ihr einsteigen und stieg dann selbst ein. Der junge Bauer wollte seiner Frau folgen, der Herr warf ihm aber einen Beutel voll Goldstücke zu und sagte: „adieu, mein Freund; gute Nacht!“ Der Nezer peitschte die Pferde, der Wagen verschwand und der neue Ehemann stand verblüfft unter den Zuschauern, die sich gesammelt hatten, tröstete sich aber, da er in dem Beutel 500 Dollars fand. Der New York Herald, der diese geheimnißvolle Geschichte erzählt, meint, man habe wahrscheinlich auf diese Weise die Ehre eines Mädchens aus guter Familie retten oder durch die Geburt eines scheinbar ehelichen Kindes eine große Erbschaft sich sichern wollen. Der junge Bauer hat in allen öffentlichen Blättern das Signalement seiner Frau und des sie begleitenden Herrn eintücken lassen. —

Wie es längst Mode war, zu Soirées u. Sänger oder Virtuosen einzuladen und durch deren Leistungen die Gesellschaft unterhalten zu lassen, so gehört es jetzt in Paris in den ersten Häusern zum guten Tone, irgend eine literarische Notabilität einzuladen und von dieser ein neues Werk vorlesen zu lassen. Es heißt dann auf den Karten: Herr ... wird ein ungedrucktes Lustspiel, oder ein Kapitel aus seinem neuen Romane oder neue Gedichte u. vorlesen. Auch in die bürgerlichen Häuser ist diese Mode bereits gedrungen; nur müssen diese sich mit literarischen Mittelmäßigkeiten begnügen. — Sonst luden Fürsten und Prinzen Sänger zu sich ein, jetzt ist es umgekehrt; der bekannte Tenorist Duprez in Paris lud kürzlich zu seiner Soirée unter andern den Herzog von Nemours ein. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 17.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlschnitten, die Moden u. als Doyenne Kupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Moden, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsverlegungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Theresa.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

— „Sieh,“ unterbrach ihn Tovalito, „ist Dir es nicht auch, als befände sich hinter diesen Jalousien Jemand, der uns winkte?“

„Es ist Jemand, der uns eine Gabe reichen will,“ sagte Yaco, indem er den Hut abnahm und unter den Balcon trat. Da öffnete eine Damenhand die Jalousie und warf dem Bettler eine Hand voll Realen herunter; dann sprach eine Stimme: „armer Yaco, bete ein Pater und ein Ave für mich in der Kirche de los Nieves.“

— „Heilige Jungfrau! wer hat mit mir gesprochen?“ fragte er verwundert.

— „Komm morgen zur Zeit des zweiten Angelus wieder hierher,“ sprach dieselbe Stimme; „Gott behüte Dich, armer Yaco.“

Die Jalousie wurde wieder zugemacht und der Bettler schickte sich an, zu seinem Gefährten zurückzukehren.

„Bei dem heiligen Apostel Jacobus!“ rief er; „was bedeutet dies? Wer kannte hier meinen Namen? Glaubst Du, Tovalito, mir war es, als hörte ich die Stimme der Donna Theresa?“

— „Wie sollte sie hierherkommen?“ entgegnete der andere Bettler. „Die Nonnen können eben so wenig in die Welt zurückkehren wie die Todten.“

„Doch sprach Donna Theresa an der Thüre der Kirche gerade so zu mir. Ob sie es ist oder nicht, ich werde für sie den ganzen Rosenkranz beten und morgen werden wir sehen, ob ich mich getäuscht habe. Wer weiß! Gott hat schon größere Wunder gethan; er hat den Lazarus erweckt, der bereits drei Tage in dem Grabe gelegen.“

— „Wenn sie es wäre,“ bemerkte Tovalito, indem er mit seinem einzigen Auge blinzelte, „so könnten wir ihr diese Papiere anvertrauen; sie wird dieselben lesen können.“

Am andern Tage, bei dem letzten Schlage des Angelus öffnete sich die Thüre des geheimnißvollen Hauses, um welches Yaco Rosales bereits seit einer Stunde herumgeschlichen war, und eine Duenna winkte dem Bettler, einzutreten. Er folgte ihr, schleppte seine plumphen staubigen Schuhe über die feinen Matten, mit denen der Fußboden belegt war, und sah sich höchlich verwundert um.

— „Tretet ein, Bruder,“ sagte die Duenna, indem sie den Thürvorhang vor dem Zimmer ihrer Gebieterin emporhob.

Yaco Rosales bekreuzigte sich, warf einen Blick in das Zimmer hinein und murmelte: „Ave Maria purissima! Sie ist es!“

Theresa saß auf Atlaskissen. Sie trug ein weites Gewand von weißem Damast, dessen Aermel von Schnuren und Agrafen aufgenommen waren, und Diamantkettchen an demselben fielen auf ihre entblößten Arme;



aber es herrschte eine gewisse Unordnung in dem prachtvollen Anzuge; ihr Haar floß aufgelöst um den weißen Hals; sie war wie unter einer Last des Schmerzes zusammengesunken und ihre Stirn stützte sich auf eine ihrer schönen Hände.

— „Komm näher, Paco,“ sprach sie langsam; „erkennst Du mich?“

„Heilige Jungfrau! Madonna!“ rief er; „könnte ich Donna Theresa de Vasconcellos vergessen!“

— „Ja,“ sprach sie, „ich bin es; aber bei Deinem Seelenheile! sprich diesen Namen nicht aus; er ist der Name einer Todten. . . Paco, ich habe immer Vertrauen zu Dir gehabt und ich ließ Dich jetzt rufen, um Dir ein Geheimniß zu entdecken, das Niemand in der Welt kennt. Wirst Du es treu bewahren?“

„Bei meiner Seele und dem ewigen Heile derselben!“ antwortete er; „Ihr könnt mir vertrauen.“

— „Es ist noch nicht lange her, daß ich Dich gesehen habe; es war eines Morgens in der Messe in dem Kloster. . .“

„Ich habe Euch dort auch erkannt,“ fiel Paco ein; „Ihr waret es also, aber Ihr truget den Schleier und die Dornenkrone? Ihr waret Nonne?“

— „Ja,“ antwortete sie; „aber ich bin aus dem Kloster entflohen, ich habe mein Gelübde gebrochen.“

Es folgte eine Pause. Paco machte noch einmal das Zeichen des Kreuzes.

— „Jetzt,“ fuhr Theresa fort, „bin ich hier umgeben von allem, was den Stolz verführen und den Sinnen schmeicheln kann. . . Alle diese Schätze und Reichthümer sind mein. . . Meine Wünsche, meine Einfälle gelten für Befehle. Alles gehorcht mir hier.“

Sie unterbrach sich und strich mit den Händen über ihr Damastgewand.

— „Die Seide hat das härene Gewand ersetzt,“ sprach sie weiter; „mein Leib wird nicht mehr kasteiet, ich stehe nicht mehr mitten in der Nacht auf und doch schlafe ich hinter seidnen Gardinen nicht besser als auf dem Strohlager in meiner Zelle, und doch wird meine Seele von Reue und Verzweiflung geplagt.“

„Weil Ihr an Don Alonso de Gusman denkt,“ sagte Paco Rosales.

— „Ja, ich denke an ihn,“ sprach Theresa, die bei diesem Namen erbebte; „Paco, er ist es, der mich um meine Ehre brachte, der meine Seele verdarb. Er stieß mich mit dem Fuße in den Abgrund der Schmach und Sünde, in welchem ich sterben muß. Und während ich so unsägliche Qualen leide, ist er glücklich, liebt er und

wird er geliebt. . . Paco, erräthst Du nicht, was ich von Dir will, von Dir erwarte?“

Er nickte.

— „Die Gefahr wird groß sein,“ fuhr sie fort, „aber mit fester Hand, mit entschlossenem Muthe und klugem Willen ist ein Mensch immer Herr des Lebens eines Andern. Ich werde Dir einen Lohn geben, der alles übertreffen soll, was Du hoffen kannst; ich werde Dich reich machen, ich werde Dich in den Adelsstand erheben lassen, wenn Du es willst. . .“

Als er sie verwundert und fast ungläubig anblickte, wiederholte sie mit Nachdruck: „ja zum Edelmann will ich den machen lassen, welcher Don Alonso de Gusman ermordet.“

„Einen Mann aufzusuchen und ihn rücklings zu ermorden,“ entgegnete Paco Rosales kalt, „ist eine leichte Rache, die nur kurze Zeit dauert; ich kenne aber Jemanden, welcher der Feind des Don Alonso de Gusman ist. Vielleicht kennt der eine langsamer wirkende, schrecklichere Rache. . .“

— „Was meinst Du?“ unterbroch ihn Theresa.

Der Bettler zog die Papiere, die er im Busen verborgen trug, hervor und übergab sie der jungen Dame.

„Was ist dies?“ fragte sie; „Papiere an Don Gasparo Alonso Perez de Gusman, Marquis, Graf und Herr von San Lucar de Barrameda, Kammerherr Sr. kathol. Majestät! Wer hat sie Dir gegeben?“

— „Sie befanden sich in dem Bettelsack eines Barfüßers, der aus Lissabon kam; vielleicht enthalten sie den Beweis, daß Don Alonso de Gusman ein Verräther an dem Könige, unserm Herrn, ist. . .“

Theresa erbrach rasch das Siegel und überslog die Briefe schnell; sie waren in Chiffern geschrieben.

— „Ach,“ rief sie bestürzt, „wer das lesen könnte!“

„Ich kann es nicht!“ sagte Paco getäuscht.

Nach einer Pause fuhr Theresa fort:

— „Laß mir jedenfalls diese Papiere; morgen werde ich wissen, was sie enthalten.“

Sie stand auf, nahm eine Börse und schüttete den ganzen Inhalt in den Hut des Paco Rosales.

„Ach!“ rief dieser, wie geblendet. „Das ist zu viel. Ich habe nie mehr als eine Doublone auf einmal erhalten und auch dies geschah nicht oft.“

— „Ich will Dich reich machen,“ fuhr Theresa traurig fort; „Du sollst in unsere Stadt Valencia zurückkehren und dort Deine Tage ohne Mühe beschließen.“



„So habe ich immer gelebt,“ bemerkte der Bettler aufrichtig.

— „Ja, aber Du sollst nicht einmal mehr nöthig haben, den Vorübergehenden die Hand entgegenzuhalten, sondern selbst Almosen geben können. Es gehören viele gute Werke dazu, Paco, um so große Sünde vergessen zu machen.“

„Ich habe ein ruhiges Gewissen,“ sagte er, indem er die Augen schloß und eine Hand auf die Brust legte.

Theresa war in ihr düsteres Sinnen zurückgesunken; sie hielt mit krampfhafter Hand die einzeln auf ihren Knien liegenden Papiere fest.

„O, mein Gott!“ rief sie mit einem langen Seufzer; „wie viel muß ich leiden! Geh' jetzt, guter Paco, und vergiß mich in Deinem Gebete nicht.“

## 14.

## Das Hochzeitsgeschenk.

Denselben Abend, gegen Mitternacht, war Theresa mit ihrem königlichen Geliebten allein. Die Traurigkeit, der sie sich meist hingab, war einer gewissen innern Aufregung gewichen, die sich in ihren Augen und in der lebhaften Farbe ihres Gesichtes verrieth; Philipp IV. war durch die seltene Schönheit dieses Weibes völlig besiegt, mehr aber vielleicht noch durch den seltsamen und geheimnißvollen Zauber ihres Wesens und ihres Geistes. Es lag etwas in ihr, das er nicht errieth und das doch seine Liebe immer anregte. Selbst ihre Traurigkeit gab ihr einen neuen Reiz und wenn er sie so betrübte, so gleichgiltig, so träumerisch sitzen sah, wünschte er sich mit Leidenschaft den Besitz dieses Herzens, dessen Klopfen er noch nie unter seiner Hand gefühlt hatte.

Theresa saß nachlässig vor einem Tischchen; das Licht der Kerzen, die hinter einem dreifachen Gazeschirme versteckt waren, warf einen milden Schein auf ihr gesenktes Haupt. Der König saß neben ihr.

„Woran denkt Ihr?“ fragte er, indem er seine Hand auf das Haar des jungen Mädchens legte, die unter dieser Berührung erbebte.

— „Sire,“ antwortete sie, indem sie auf das Tischchen blickte, „ich dachte an diese Papiere, welche der Zufall in meine Hand gebracht hat, und möchte wohl wissen, was sie enthalten.“

„Was ist das?“ fragte der König, indem er nach den Papieren griff; „Briefe in Chiffren?“ das ist seltsam. Wer hat sie Euch übergeben?“

— „Ein armer Pilger, Sire, dem ich ein Almosen reichte; könnt Ihr sie lesen?“

„Nein,“ antwortete der König verwundert; „aber es giebt Leute, welche solche Schriften zu entziffern verstehen.“

— „So möchte ich mir von ihnen diese Papiere sogleich erklären lassen,“ entgegnete Theresa ungeduldig; „ist dies unmöglich, Sire?“

„Es ist nichts unmöglich, wenn es sich darum handelt, Euch einen Wunsch zu erfüllen,“ antwortete er lächelnd; „wir wollen, wenn es nöthig ist, unsere Secretaire, unsere Staatsräthe und selbst den Grafen-Herzog, unsern ersten Minister, rufen lassen.“

— „Spottet nicht, Sire! rief sie; „vielleicht enthalten diese Papiere den Beweis einer Verschwörung.“

„Ihr mischet Euch in Staatsangelegenheiten,“ unterbrach sie der König schelmisch lächelnd; „seht Euch vor.“

— „Sire, thut, was ich von Euch erbat,“ wiederholte sie, indem sie ihm die Papiere reichte.

„Euer Wille soll geschehen, meine schöne Theresa. Glücklicherweise ist er sogleich zu erfüllen; Pizarro versteht sich auf solche Räthsel; wir wollen ihm befehlen, sie uns in gutes und lesbares Spanisch zu übersetzen.“

Pizarro war einer der Kammerherren, welche Philipp IV. auf diesen nächtlichen Ausflügen begleiteten, die so sorgsam geheim gehalten wurden, daß Niemand im Palast, die Leute um die Person des Königs ausgenommen, etwas davon wußte. Diese schritten bewaffnet um den Monarchen her und hielten gute Wache in dem Hause, in welchem er oft mehrere Stunden der Nacht verbrachte. Pizarro spielte mit seinen Gefährten Würfel in dem Vorsaale, als eine Duenna ihm den Befehl des Königs überbrachte; er folgte ihr in die Galerie vor dem Gemache, in welchem sich Theresa befand und über dessen Schwelle kein Mann außer dem Könige schritt. Die Papiere lagen auf dem Tische mit allem, was zum Schreiben gehörte, und Pizarro ging sogleich an die Arbeit. In dem Maasse, wie er die Chiffren übersetzte, die er bald erkannte, drückte sein Gesicht ein seltsames Erstaunen, eine schreckenvolle Neugierde aus. Es verging eine ganze Stunde, bevor er die schwierige Aufgabe gelöst hatte.

Als die Duenna wieder kam, übergab ihr der Kammerherr das, was er geschrieben hatte, und sagte dabei: „bei meiner Seele, die Zeit drängt; geht; ich warte hier auf die Befehle des Königs.“

Philipp empfing zerstreut die Papiere, die ihm die



Duenna kniend überreichte, legte sie Theresen vor und sagte: „da, sehet, was es ist, schöne Neugierige.“

Sie nahm das von Pizarro geschriebene Blatt und überlas es langsam; je weiter sie las, um so bleicher wurde sie; aber eine Gluth strahlte unter ihren langen Lidern hervor und das Herz klopfte ihr gewaltig unter der Hand, die sie auf die Brust drückte. Als sie geendet hatte, ließ sie das Papier auf ihre Knie fallen und sagte: „Sire, nicht mir, Euch kommt es zu, dies zu lesen.“

„Was ist es?“ fragte er überrascht, da er sie so verlegen sah, und er drückte die vor ihm liegenden Papiere zornig in der Hand zusammen.

„Sire, leset dies, ich bitte Euch darum!“ sprach Theresen, indem sie ihm das Papierblatt reichte.

Kaum waren seine Augen auf die Zeilen gefallen, als er die Farbe wechselte und eine rasche Bewegung machte; dann las er bis zu Ende weiter. Sobald er zu Ende war, stand er auf und Theresen zitterte vor dem schrecklichen Lichte, das aus seinen Augen bligte.

„Soll ich denn überall Undankbare, Verräther und Feinde finden!“ rief er. „Das Beispiel des Herzogs von Braganza hat seine Früchte getragen. Die auführerischen Catalanier haben bereits die Fremden zu Hilfe gerufen und den Franzosen beigestanden, über die Pyrenäen zu gehen; gegenwärtig steht Andalusien auf dem Punkte, sich ebenfalls zu empören und der Herzog von Medina-Sidonia will es zu einem unabhängigen Königreiche machen. Bei Gott! Der Augenblick wäre also gekommen, daß es so viele unabhängige Fürsten als Provinzen in der Halbinsel giebt. Die gewaltigen Hände Ferdinands und Isabellens hätten also vergebens so viele Staaten unter einem und demselben Zepter vereinigt! Die große spanische Monarchie sollte zerfallen! Nein, nein! Ich werde diese Empörung erdrücken und, wie ich geboren wurde, als König von ganz Spanien, nicht als König von Castilien, sterben.“

Er lehrte darauf zu Theresen zurück und reichte ihr eine Hand, die sie an ihre Lippen führte.

„Der Dienst, den Ihr dem Staate geleistet habt, ist unermesslich,“ sagte er zu ihr; „diese Briefe enthalten den Beweis eines Verrathes, der eben losbrechen sollte. Der Herzog von Medina-Sidonia und dessen Sohn haben ihn angezettelt. Meine Gallionen, die man bei ihrer Ankunft wegnehmen will, sollen die Kriegskosten bestreiten. Cadix soll den Portugiesen überliefert werden und an demselben Tage will ganz Andalusien seinen neuen König ausrufen. Dieser an

Don Alonso de Gusman gerichtete Brief enthält das ganze Complot; aber, sagt mir, Theresen, wie ist er in Euer Hände gekommen?“

Sie erzählte ihm, wie ein guter Bettler, dem sie ein Almosen gegeben und der von Unserer lieben Frau von Guadalupe gekommen, ihr diese Papiere übergeben, die er von einem Franziskanermönche erhalten haben wollte.

„Wir werden alles dies leicht ermitteln,“ sagte der König; „zuerst aber müssen wir uns der Schuldigen versichern. Noch diese Nacht sollen sie verhaftet werden. So hoch sie auch gestellt sind, meine Gerechtigkeit soll sie nicht schonen. Uebermorgen sollte die Vermählung des Don Alonso de Gusman stattfinden. Jetzt sehe ich ein, warum er seine Abreise mit so großer Ungeduld beschleunigte. Er gedachte ein Königreich in Besitz zu nehmen. Bei meinem Seelenheile! er soll die Krone auf dem Schaffotte finden.“

— „Ich bin noch zu rechter Zeit zu seinem Hochzeitsfeste gekommen!“ dachte Theresen bei sich; „er empfängt mein Hochzeitsgeschenk.“

## 15.

Die Audienz bei dem Könige.

Am andern Morgen ging ein seltsames Gerücht in der Stadt Madrid. Man sagte, Don Alonso de Gusman sei in der Nacht verhaftet worden. Sein Rang stellte ihn über die gewöhnliche Jurisdiction; ein Grand von Spanien konnte nur auf Befehl des Königs und wegen Majestätsverbrechens in das Gefängniß gebracht werden. Man zweifelte also nicht, daß eine Verschwörung, die den Staat bedrohet habe, entdeckt worden sei; die Freunde des Hauses Gusman waren aufs Höchste bestürzt und man erwartete ein schreckliches Beispiel der Gerechtigkeit des Königs.

Der Herzog von Ossuna hatte sich sogleich auf Befehl des Königs in den Palast begeben und nach einer geheimen Audienz öffentlich bekannt gemacht, daß die Verbindung seiner Tochter mit Don Alonso de Gusman für immer abgebrochen sei. Die Ungnade des Herzogs von Medina-Sidonia wurde bald eine allgemein bekannte Thatsache. Der König hatte ihm zuerst die Verwaltung von Andalusien entzogen und sodann die Confiscation der Güter desselben anbefohlen. Die Stadt San Lucar de Barrameda und einige andere Derter, über welche jede Familie souveraine Gewalt besaß, wurden mit der Krone vereinigt und der größte Herr des Reiches hatte, nachdem er seine Macht und seine Reich-



thümer verloren, nur die Wahl, nach Portugal zu entfliehen, um da sein Leben als Verbannter zu beschließen oder sich zu demüthigen und die Begnadigung seines Sohnes von dem Könige zu erbitten, den er verathen. Don Alonso wurde streng bewacht. Nur sein Beichtvater durfte allein in den Kerker gehen. Welches aber auch sein Verbrechen sein mochte, er konnte nur von seines Gleichen, den Mitgliedern des Rathes von Cassilien, gerichtet werden und man erwartete in der höchsten Spannung das Urtheil, das über ihn gesprochen werden würde.

Die beiden Bettler, welche durch so seltsamen Zufall dies von den Feinden des Staates angelegte Complot entdeckt hatten, waren königlich belohnt worden. Es hätte nur von ihnen abgehungen, eine Rolle in der Welt zu spielen, aber sie waren an Ehrenbezeugungen nicht gewöhnt und fühlten sich in ihrem neuen Glücke sogar unbehaglich. Donna Theresa erwartete mit ängstlicher Ungeduld die Entwicklung dieses Dramas, in welchem sie im Stillen eine so bedeutsame Rolle gespielt hatte. Sie fürchtete noch immer, der Graf-Herzog, ein naher Verwandter der Gusman, könne das Leben Don Alonsos retten.

Eines Tages erfuhren die beiden Bettler eine unerhörte Neuigkeit. Paco wurde in den Palast beschieden; er sollte nach der Messe vor dem Könige erscheinen, kam aber erst Abends wieder.

„Der König hat mit mir gesprochen!“ rief er, indem er stürmisch die Thüre des Gemaches aufriß, in welchem ihn sein Gefährte erwartete.

— „Erzähle mir, wie alles gekommen ist,“ sagte Zovalito ruhig; „bist Du doch stolz wie ein Grand von Spanien.“

„Zuerst habe ich sieben volle Stunden gewartet,“ antwortete Paco, indem er schnell sein Wams von seinem schwarzem Tuche, den gesteihten Kragen und die Schuhe mit Rosetten ablegte; „der Kammerher, der mich in den Palast führte, ließ mich in einem großen Saale, wo es so viele Gemälde giebt wie in der Kirche; aber alle diese großen Bilder stellten nicht Handlungen aus dem Leben der Heiligen, auch nicht Wunder unsers Erlösers dar und der Teufel könnte da eine gute Ernte halten. Uebrigens kamen mir die Sünderinnen sehr hübsch vor. Du hast so etwas in Deinem Leben nicht gesehen, Zovalito; selbst der heil. Antonius würde der Versuchung nicht widerstehen können. Ich war nicht allein in dem Saale; einige Herren gingen stolz auf und ab, mit dem Degen an der Seite. Du kannst

wohl glauben, daß ich nicht mit ihnen sprach. Ich hielt mich immer in der Nähe der Thüre auf und, Gott verzeihe mir! ein Paar mal war ich nahe daran, ihnen meinen Hut hinzuhalten.“

— „Das macht die Gewohnheit,“ fiel Zovalito ein.

„Endlich kam der Herr wieder,“ fuhr Paco fort, „und führte mich durch eine lange Reihe von Zimmern bis in ein großes Cabinet, in welchem ich einen kleinen blassen schwarzgekleideten Mann sah, der sich um mich gar nicht zu bekümmern schien. Er trug kein Juwel an seiner Person und sein Wams war ohne Verzierung wie das meinige. Wer hätte geglaubt, daß dies der König, unser Herr, sei! Ich dachte nicht daran, bis der Herr, der mich führte, sagte: „Sire, da ist der Mann, den Ew. Majestät herbekommen haben.“ Da ließ ich mich ganz demüthig auf meine Knie nieder und wartete, was der König mir zu befehlen haben würde; ich glaubte, er wollte von jenen Papieren sprechen, die Du so glücklich in dem Bettelsacke des Mönches fandest; aber nein. Er fragte mich, ob ich Donna Theresa anderswo als in Madrid gekannt habe. Du kannst Dir wohl denken, daß ich in einer gewissen Verlegenheit war, als ich sah, daß ich den König, unsern Herrn, belügen mußte. Es war unmöglich, die Wahrheit halb zu sagen, und ich mußte mich entschließen, sie ganz oder nichts davon zu sagen.“

— „Unglücklicher!“ unterbrach ihn Zovalito, „Du hast alles erzählt?“

„Nein, im Gegentheile, ich habe gesagt, ich hätte erst vor einigen Tagen zum erstenmale Almosen von der Hand der Donna Theresa erhalten. Da lehnte sich der König in seinem Sessel wie recht gelangweilt zurück, winkte ein klein wenig mit der Hand und sagte: „es ist gut!“

— „Du bist wirklich sehr glücklich. Der König hat mit Dir gesprochen,“ sagte Zovalito in einem spöttischen Tone.

„Bei dem Fortgehen bemerkte ich, daß die Leute, welche sich auf meinem Wege befanden, mich grüßten; man wußte, daß ich von dem Könige kam.“

— „Du hättest den König für die Wohlthaten danken sollen, die er uns erwiesen hat.“

(Beschluß folgt.)



## Miscellen.

(Mannichfaltiges.) — Die Decke über dem Staatsbette der Königin Charlotte von England, welche ganz aus Spitzen von unschätzbare Arbeit bestand, soll nicht weniger als fünfundzwanzigtausend Thaler gekostet haben.

Kein Palast in der Welt soll so glänzend erleuchtet sein, als die Tuilerien unter Ludwig Philipp; es werden in demselben jetzt wenigstens dreimal so viele Kerzen verbrannt, als zu irgend einer frühern, selbst der glänzendsten Zeit.

Unter dem Kaiser Tiberius war es den Männern untersagt, Seide zu tragen, und der Kaiser Aurelian soll die ernstliche Bitte seiner Kaiserin um ein seidenes Kleid abgeschlagen haben, weil es zu hoch zu stehen komme. Heliogabal war der Erste in Europa, der ein Gewand ganz von Seide trug.

Vor Kurzem wurde die erste Ausgabe von Shakespeares „Venus und Adonis“ in einer Auction in London mit 600 Thlrn. erstanden. Da das Büchelchen, das nicht einmal gebunden war, nur 26 Blätter in Sebez hat, so kam also jedes Blatt auf etwas mehr als 23 Thlr. zu stehen.

In Kamtschatka ist der Zucker so außerordentlich theuer, daß eine Handvoll für ein unschätzbares Geschenk gilt, das alle Herzen gewinnt.

Als Cassine (bei der Revolution zu Paris) den Karren bestiegen sollte, um nach dem Schaffot gebracht zu werden, sammelte sich eine ziemliche Volksmenge um ihn und schrie: „zur Guillotine! zur Guillotine!“ — „Ich gehe ja dahin, Canaille!“ entgegnete der alte Krieger; „könnt Ihr nicht warten?“

Die erste Kutsche, die man in England sah, wurde 1564 von Wilhelm Brown, einem Holländer, dem Kutscher der Königin Elisabeth, dahin gebracht. „Und wahrhaftig,“ sagt ein Zeitgenosse, „eine Kutsche war in diesen Tagen ein seltsames Ungeheuer; der Anblick desselben erschreckte Pferde und Menschen. Einige sagten, es wäre eine große Muschel, die man aus China gebracht habe, Andere meinten, es möchte wohl irgend ein heidnischer Tempel gewesen sein, in welchem die Cannibalen ihre Götzen anbeteten.“

Die Hindus haben dreihundert und dreißig Millionen Gottheiten.

Nähnadeln wurden in England zuerst von einem Eingebornen Indiens 1545 gemacht, aber die Kunst ging nach seinem Tode wieder verloren, bis sie Christopher Greening 1560 wieder erfand, der eine Fabrik zu Long Crondon errichtete, welche heute noch besteht. Gegenwärtig hat man eine höchst einfache Vorrichtung, durch welche 20,000 Nähnadeln, die auf jede mögliche Weise unter einander gemischt sind, gerade neben einander, alle Spitzen nach einer Seite, in drei bis vier Minuten gelegt werden.

Die verstorbene Herzogin von Gordon sagte einmal, als sie aus einer Gesellschaft kam, zu dem Herrn Dundas: „Herr Dundas, Sie sind gewohnt, öffentlich zu sprechen; haben Sie die Geselligkeit, meinen Bedienten zu rufen.“

In einem Umkreise von vier Stunden um Algier giebt es nicht weniger als zwanzigtausend Weinpflanzungen.

Wie sich der Mensch an alles gewöhnt, beweiset das Beispiel alter Artilleristen, die ungehört zu schlafen pflegen, während die Kanonen um sie her donnern; ja man erzählt von dem Arbeiter in einer Dampfmaschinenkesselfabrik, der in einem solchen Kessel einschlieft, während mehrere seiner Nebenarbeiter ausfen an demselben mit aller Kraft hämmerten.

Die Königin Elisabeth wettete einst mit Raleigh, er könne den Rauch nicht wiegen, den er aus seiner Tabakspfeife blase. Der Ritter gewann indeß die Wette und zwar dadurch, daß er sinnreich genug das Gewicht des Tabaks mit dem Gewichte der davon zurückbleibenden Asche verglich. Die Königin lachte, als sie ihre verlorene Wette bezahlte und bemerkte dabei, sie habe zwar oft gehört, daß Leute ihr Geld in Rauch aufgehen ließen, nie aber von einem, der den Rauch in Geld zu verwandeln verstanden hätte.

(Der Tanzmeister in America.) Man hat die ziemlich richtige Bemerkung gemacht, daß in einer Colonie die Spanier zuerst eine Kirche, die Engländer ein Wirthshaus und die Franzosen einen Tanzsaal bauten. Ein älterer Reisender erzählt auch einen Umstand, der die französische Tanzlust bekräftiget: „Ich war an der Grenze des Landes angekommen,“ sagt er, „welches die Indianer bewohnen. Mein Führer brachte mich in einen ungeheuern Wald, wo wir die Capongas trafen, einen Stamm, der zu den Trokesen gehört. In einer großen Hütte trafen wir zwanzig dieser Wilden, Männer und Frauen, die phantastisch genug aufgeputzt waren. Ein ziemlich kleiner Franzose, gepudert und nach der neuesten Mode frisirt, im hellgrünen Frack, Atlasweste und großen Busenstreifen, spielte auf einer Violine und tanzte dazu vor den Wilden. Monsieur Violet, so hieß er, schien der Tanzmeister dieser Wilden zu sein und er empfing für seinen Unterricht Biberfelle &c. Er war in dem amerikanischen Kriege Bedienter des Generals Rochambeau gewesen und in New-York in der Absicht zurückgeblieben, die ungebildeten Amerikaner in den schönen Künsten zu unterrichten. Seine Pläne erweiterten sich mit seinen Erfolgen und er nahm sich endlich vor, die umherziehenden Horden der neuen Welt zu civilisiren. Er pflegte in seinen Unterrichtsstunden die Wilden nicht anders als „Meine Herren Wilden“ und die Frauen derselben „Mes dames Sauvages“ zu nennen.

(Das Theater in Japan.) Das Originellste bei der japanischen Bühne ist die Art oder vielmehr die Ordnung der Aufführung der Stücke. Meist werden drei an einem Tage gegeben, aber nicht im Ganzen hinter einander wie bei uns, sondern bruchstückweise, d. h. zuerst der erste Act des einen, dann der erste Act des zweiten, sodann der erste Act des dritten; darauf der zweite Act des ersten u. s. f. bis alle drei Stücke beendet sind, so daß, wer nur ein Stück sehen will, seinen Geschäften während der Darstellung der andern nachgehen und zurückkehren kann, wenn er glaubt, daß sein Lieblingsstück wieder an-



geht. Diese Darstellungen dauern von Nachmittag bis weit in die Nacht hinein; die japanischen Damen aber halten diese Zeit, die sie in den Theatern verbringen, keineswegs für zu lange, sondern sehen darin eine günstige Gelegenheit, die Vorräthe ihrer Garderobe zu zeigen. Sie befinden sich in dem Theater nämlich mit ihren Dienerinnen und einem großen Vorrathe von Anzügen, die sie im Verlaufe des Nachmittags und Abends in dem Theater mehrmals wechseln. Sie sind also in dieser Art unsern Damen weit voraus.

(Auch ein Duell.) In London sind eben „die Denkwürdigkeiten der Familie Colman“ erschienen, welche große Ausbeute für die Theatergeschichte Englands geben und überhaupt sehr reich an Anekdoten aller Art sind. Eine theilen wir als Probe mit. Der Schauspieler Macklin hatte einen Sohn, den er für das Theater bestimmte, der aber eine besondere Vorliebe für das Militair hatte. Durch die Vermittelung des Marquis von Townshend kam er nach Indien, wo er sogleich als Officier angestellt wurde, aber seines sonderbaren Characters und zügellosen Lebens wegen in der gewählten Laufbahn keine weitem Fortschritte machte. Eines Tages hatte er einen Wortwechsel mit einem Cameraden und es kam zum Zweikampfe. Macklin erschien an Ort und Stelle in einer Art großen Ueberrocks ohne Kermel, der ihn über und über verhüllte. Es wurden indeß alle Vorbereitungen getroffen und als es zur Entscheidung kommen sollte, warf Macklin das Gewand ab, unter dem er, wie es sich zeigte, nichts weiter trug. Als man ihn aufforderte, sich darüber näher zu erklären, sagte er, er sei zwar bereit, seinem Gegner Genugthuung zu geben, wolle aber die gewöhnlichen Chancen des Zweikampfes nicht verschlimmern. „Ich habe sehr oft gehört, daß an sich unbedeutende Wunden unter dem Einflusse des heißen Climas blos darum tödtlich geworden sind, weil die Kugel ein Stück von den Kleidungsstücken mit in die Wunde hineingerissen hatte. Deshalb bin ich fest entschlossen, ohne alle Bekleidung zu kämpfen.“ Diese mit völliger Ruhe und Festigkeit gegebene Erklärung brachte die Secundanten aus der Fassung und das Duell unterblieb, weil die übrigen Anwesenden einem solchen Gegner nicht gegenüber treten wollten.

(Der König Wilhelm der Niederlande als Förderer der Industrie.) Der König Wilhelm der Niederlande war bei nicht weniger als funfzig verschiedenen Bergwerken, Fabriken zum Spinnen und Weben von Baumwolle, Wolle und Leinwand, bei Mühlen und andern Zweigen der Industrie, die einen Ertrag zu geben versprochen, mit ansehnlichen Summen betheiligt. Sein Eigenthum an Seraing wurde auf 10 Mill., seine Spinnfabrik zu Düttich auf 3 Mill., seine Papiermühle zu Andennes auf 2,900,000, seine Mühlen in Cottbus in Schlessien auf 500,000, seine Wollenfabrik zu St. Denis auf 500,000, seine Krempelfabrik zu Spaa auf 400,000 und sein Antheil an verschiedenen andern Fabriken in Belgien und andern Orten auf 25 Mill. Frös. angeschlagen.

(Der Deserteur.) Die Gazette des Tribunaux erzählt einen höchst interessanten Vorfall. Im Mai vorigen Jahres wurde in der Nacht in Buschnaki bei Tiflis von Tscherkessen das Haus des Obersten Ignoskof überfallen, der sechs Wochen vorher sich mit der einzigen Tochter des Kabardischen Fürsten Schischmit verheiratet hatte, mit der jungen Alexandra, die ihrer Schönheit wegen im ganzen Lande berühmt war. Das Haus wurde geplündert und verwüstet, alle Bewohner ermordet und zuletzt vollendeten die Flammen die gräßliche Zerstörung. Kosaken, die hinzueilten, kamen zu spät; sie konnten nur die 14 Leichname unter dem Schutte hervorziehen; der Major befand sich unter denselben; von der jungen Frau desselben aber und einem Diener, den sie mit sich gebracht hatte, zeigte sich keine Spur, so daß man glaubte, beide wären entflohen. Der Diener, Muridan, wurde jedoch bald darauf ergriffen, eben als er über den Terek schwimmen wollte, um zu den Tscherkessen sich zu begeben. Im ersten Verhöre gestand er nichts, erst vor dem Kosakenhetman Orlof erklärte er, der Führer der Tscherkessen, welche das Haus geplündert hätten, sei ein junger Mann gewesen, der mit Alexandra vor der Vermählung derselben in vertrauten Verhältnissen gestanden habe, ein tapferer schöner Mann, der nach der Verwüstung des Hauses des Majors die Geliebte auf ein weißes Ross gehoben habe und mit ihr davon gejagt sei. Drei Monate waren seitdem vergangen, als in der Nähe von Tiflis ein neuer Ueberfall durch die Tscherkessen geschah. Die Garnison der Stadt rückte aus, wurde aber zurückgedrängt, trotzdem daß die russischen Geschütze schreckliche Verwüstung unter den tscherkessischen Helden anrichteten. Der Anführer derselben verlor endlich sein Pferd und wurde selbst verwundet. Ein Anderer, der sich immer in der Nähe desselben gehalten hatte, versuchte ihn aufzurichten und auf sein eigenes Pferd zu nehmen; da die Wunden des Führers aber zu gefährlich waren und die Russen wieder von allen Seiten vordrangen, nahm der junge Tscherkesse ein Pistol und erschoss seinen Führer vollends, worauf er sein zweites Pistol gegen sich selbst abschoss. Ein russischer Capitain befand sich ganz in der Nähe dieser Scene und eilte hinzu, um den Tscherkessen gefangen zu nehmen, der, obwohl gräßlich verflümmelt, sich aufzurichten suchte; aber wie groß war die Verwunderung des Capitains, als er in dem unglücklichen Tscherkessen einen seiner ehemaligen Waffengefährten, Karl Holowaty, erkannte, der drei Jahre vorher von der Armee des Caucasus entwichen war. „Capitain,“ sagte der Verwundete mit schwacher Stimme, „ich bitte nur um eine Gnade: lassen Sie diesen Leichnam da nicht plündern,“ und er wies auf den Führer, den er vollends erschossen hatte. „Es ist ja eine Frau?“ sagte der Capitain. „Aberdings,“ antwortete Holowaty, „und zwar die Tochter des Fürsten Schischmit.“ Holowaty wurde nach Tiflis gebracht, genas und erzählte in dem Verhöre: „Ich war Lieutenant bei den Kosaken und wurde bei dem Fürsten Schischmit einquartirt. Da sah ich Alexandra und liebte sie; sie aber erklärte, sie könne nur einen freien Mann lieben, während ich ein Sclave sei. Um ihre Liebe zu gewinnen verließ ich meinen Posten, trat in die Reihen der Tscherkessen



ein und wurde selbst bald einer ihrer Führer. Alexandra erwiderte dann meine Liebe und wir waren glücklich; da ich aber einmal ein halbes Jahr abwesend sein mußte, gab der Fürst seine Tochter dem Obersten Tynoskof zur Frau. Ich eilte sogleich nach der Wohnung derselben, ermordete ihn eigenhändig, ließ Alles zerstören und entfloh mit der Geliebten. Jetzt bin ich in Gefangenschaft gerathen und ich weiß, daß ich sterben muß. Am andern Tage wurde Karl Holowaty erschossen und an seinem Grabe richtete man einen Pfahl auf, an welchem man las: „Schande und Tod denen, die ihre Fahnen verlassen!“

### Generalcorrespondenz.

Fanny Esfler befand sich zuletzt in Havanna und die Bewohner dieser Stadt zeigten sich, wo möglich, noch toller als die der Vereinigten Staaten. Zu ihrem Benefiz überreichte man ihr ein Geschenk, zu welchem jeder der reichen Creolen 60 Doublo-nen beigetragen hatte, so daß 51,000 Dollars zusammengekommen waren. Denselben Abend nach dem Theater gab eine Gräfin einen Ball, zu welchem alle Notabilitäten der Colonie eingeladen waren. Fanny sollte bei dem Austritt aus dem Theater sogleich in ein großes offenes mit Blumen geschmücktes Zelt treten und so durch hundert andere gleiche Zelte bis zu dem Hause der Gräfin gehen, hinter Dienern, die mit Fackeln vorausschritten. — Bei dieser Gelegenheit müssen wir eines der seltsamen Mittel erwähnen, durch welche man in Havanna die Zufriedenheit mit den Bühnenkünstlern zu erkennen giebt. Steigt diese bis zum Enthusiasmus, so läßt man so viele Paar Tauben als möglich, die durch einen Kranz zusammen gehalten werden, nach der Bühne hinfliegen, während das Publikum dazu aus Kräften klatscht und Bravo! ruft. Das ist eine Luxuschrenerweisung. Für gewöhnlich bedient man sich blos der Tauben, die man einzeln oder paarweise fliegen läßt, die aber immer weiß sein müssen. Statt daß man also bei uns Kränze, Gedichte &c. für einen Künstler mit in das Theater nimmt, muß man dort Käfige mit Tauben mitnehmen; es ist dies gewiß ein seltsamerer Brauch als der unferige, lächerlicher aber nicht. —

In der Westminsterabtei wurde kürzlich eine Marmorstatue des berühmten Philanthropen William Wilberforce von S. Joseph, einem vielversprechenden Bildhauer, aufgestellt. Er sitzt in einer Art Schlafrock (ein Auskunftsmittel für die antike Gewandung) mit Pantoffeln an den Füßen auf einem Armstuhle; die eine Hand hält die Bibel, die andere ruhet auf der Brust. —

Wien scheint besonders der Ort zu sein, wo die Fortschritte der Daguerreotypie sich bemerkbar machen. Die Gebrüder Natterer dort haben die Gewißheit gegeben, daß selbst mit dem gewöhnlichen Lampenlichte nicht nur transparente Gegenstände und reflectirte Bilder in natürlicher Größe oder in verjüngtem Maßstabe abgebildet, sondern auch lebende Personen bei trübem Wet-

ter in 10, bei klarem Lichte und vollkommener Reinheit der Atmosphäre aber binnen 5 bis 6 Sekunden mit ungemeiner Schärfe und sprechender Ähnlichkeit portrairt werden können. Die erfreuliche Stufe, welche die Daguerreotypie bereits erreichte, bestimmte den Herrn Carl Schuh, sich diesem Zweige der Bildnerei nun ausschließlich zu widmen und Bestellungen für jede Art dergleichen anzunehmen. Durch die unermüdete Thätigkeit des Prof. Verres endlich wurde Wien die Geburtsstätte eines neuen vielversprechenden Zweiges der Typographie, indem durch die Erfindung des Prof. Verres die Lichtbilder zum Druck und zur Vervielfältigung tauglich gemacht und die Daguerreotypie somit erst practisch brauchbar gemacht wurde. Die Abdrücke seiner letzten auf Silber geätzten Bilder besigen bereits einen hohen Grad von Reinheit und Schärfe. (Organ f. Kunsthandel.) —

Ein Artikel im Foreign Quarterly Review enthält einige interessante Angaben über die Sagen der Sänger und Sängerinnen. Unter Händel schon erhielt in London in der italienischen Oper der Sänger Senesino 1500 Guineen für die Saison; Farinelli erwarb sich nach kurzem Aufenthalte in England ein großes Vermögen, von dem er sich in Italien ein Gut kaufte und da „der englischen Thorheit“ einen Tempel erbauete. Die Catalani steigerte ihre Forderungen bereits viel höher, wurde aber doch von den Nachfolgenden übertroffen. Die Malibran erhielt 1829 für jeden Abend 75 Guineen und zuletzt ein Benefiz, in Paris 1830 für den Abend 1175 Fres., 1833 in London den Abend 150 Pf. St. (1050 Thlr.), und in der nächsten Saison für 30 Vorstellungen 3775 Pf. St., in Mailand für 150 Vorstellungen 420,000 Fres., einen Palast als Wohnung, eine Equipage und freie Tafel. Julia Grisi erwirbt sich jährlich 10,000 Pf. St. (65,000 Thlr.) in Paris und London; Rubini wenigstens die Hälfte; die Damoreau Ginti erhält in Paris 60,000 Fres.; die Einnahmen der Taglioni würden ungläublich sein, wenn sie nicht von denen der Fanny Esfler übertroffen würden, die in Havanna für einen Monat mit 25,000 Thln. engagirt war. Die Sagen der berühmtesten italienischen Sänger und Sängerinnen haben wir bereits früher mitgetheilt, Mariani z. B. bekommt 15,000, Salvi 13,000, Donzelli 18,000 Thlr. &c. Die Componisten haben ebenfalls große Einnahmen; Rossini besigt eine Rente von mehr als 25,000 Thln.; Meyerbeer muß sein Vermögen durch den Ertrag seiner Opern bedeutend gesteigert haben und wenn Donizetti nicht schon reich ist, so ist es sicher seine eigene Schuld. —

Zum 1. Mai, dem Namensfeste des Königs Ludwig Philipp und der Taufe des Grafen von Paris, soll in der großen Galerie des Louvre ein höchst großartiges Fest gegeben werden, bei dem über tausend Musiker in dem Orchester wirken sollen, das Kuber dirigiren wird.



# Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N<sup>o</sup> 18.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlschnitten, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Theresa.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

(Beschluß.)

„Ich wollte Sr. Majestät für die Wohlthaten danken, die er uns erwiesen hat,“ erzählte Paco weiter; „aber er ließ mir die Zeit nicht dazu. Was meinst Du nun, Tovalito? Wir sind jetzt reich, wir brauchen nicht mehr an der Kirchenthüre die Hände auszustrecken; wir besitzen eine Rente von 6000 Realen von den Salinen zu San Lucar de Barrameda. Werden wir dieses Geld verzehren können? Ich halte es nicht für möglich.“

— „Warum? Wenn Du es willst, leben wir recht gemächlich, kleiden uns kostbar.“

„Schweig,“ unterbrach ihn Paco; „Niemand würde uns dann mehr Almosen reichen.“

— „Ich sehe wohl, daß wir an die Kirchthüre in Valencia zurückkehren müssen,“ bemerkte Tovalito; „übrigens lebt es sich dort auch so gut als irgendwo anders; im Winter ist es warm dort, sobald die Sonne scheint, und im Sommer befindet man sich unter dem Portale im Kühlen. Brauchen wir mehr? Von dem Gelde, das wir besitzen, stiften wir eine ewige Messe für die Ruhe unserer Seelen.“

„Ja,“ fiel Paco ein, „es ist besser, wir genießen unser Vermögen erst nach unserm Tode.“

Bei diesen Worten hatte er die Kleidungsstücke vollends abgelegt, die er von Donna Theresa erhalten,

um vor dem Könige zu erscheinen, und legte seine Lumpen wieder an.

„Ich bin bereit,“ sagte er mit zufriedener Miene; „wir können nun gehen.“

Sie schlenderten in der Atochastraße umher und warteten auf die Stunde, in welcher sie sich in das Haus im Prado begeben konnten. In dieser Gegend, am Ende einer finstern und schmutzigen Straße stand ein altes Gebäude, welches das Krongefängniß hieß. Gewöhnlich hielt man da die Priester gefangen, deren sich die heilige Inquisition nicht bemächtigen wollte und die von andern geistlichen Gerichtshöfen gerichtet werden sollten. Hier hatte man auch Don Alonso eingeschlossen und zwar, wie man angab, weil es nirgends so tiefe und so sichere Kerker gebe als da.

Während die beiden Better von weitem die Thüre dieses traurigen Ortes betrachteten, traten mehrere Kapuziner mit über der Brust gekreuzten Armen, gesenkten Hauptes und andächtig ihren Rosenkranz betend hinter einander ein. Bei dem Anblicke dieser Art Prozession hatten Paco und Tovalito gleichzeitig einen und denselben Gedanken.

„Es sind die ehrwürdigen Väter, welche den Verurtheilten beistehen!“ rief Tovalito.

— „Morgen soll es ohne Zweifel geschehen,“ setzte Paco mit einer ausdrucksvollen Geberde hinzu.

Sie schritten darauf schneller nach dem Hause im Prado zu, wo Theresa sie bereits erwartete.

„Das Urtheil ist gesprochen,“ sagte sie; „morgen



mit Tagesanbrüche wird Don Alonso das Schaffot besteigen, um da den Tod der Verräther von der Hand des Henkers zu empfangen; aber meine Rache schien mir nicht vollständig zu sein, wenn er aus dieser Welt ginge, ohne zu wissen, wer ihn in den Tod sendet. Ich werde zu ihm gehen, um es ihm zu sagen.“

Die beiden Bettler bekreuzigten sich.

„Jesus!“ rief Tovalito; „und wie wollt Ihr zu den Verurtheilten gelangen?“

— „Ich besitze einen Befehl von dem Könige, der mir alle Pforten öffnen wird.“

„Ihr werdet diesen Anblick nicht ertragen; der Muth wird Euch fehlen, wenn Ihr Euch den schrecklichen Vorbereitungen gegenüber befindet.“

— „Nein,“ entgegnete sie. „Giebt es jetzt noch etwas in der Welt, das mich erschrecken könnte? Sonst, ja, sonst war ich schwach und furchtsam; wenn in der Nacht ein Geräusch in der Nähe mich weckte, fürchtete ich mich. Jetzt aber, da ich dem Zorne Gottes und der Verachtung des Menschen getrogt habe, fürchte ich nichts mehr; mein Herz ist in meiner Brust zu Erz verhärtet. Ich werde mit thränenlosem Auge die Vorbereitungen zur Hinrichtung und den Todeskampf Don Alonso's sehen. Ja, diese Nacht, die letzte Nacht, die er in dieser Welt verbringen soll, will ich ihn wieder sehen.“

Der Ton, in welchem sie diese Worte sprach, war der einer unerschütterlichen Entschlossenheit; die beiden Bettler versuchten zwar noch einen Augenblick, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, aber sie beharrte hartnäckig dabei.

„Ich werde zu ihm gehen,“ wiederholte sie, „und Ihr beide sollet mich begleiten.“

## 16.

### Der Kerker im Kloster.

Denselben Abend, kurz vor Mitternacht, trat Donna Theresia, begleitet von Tovalito und Paco Rosales, in den Kerker. Sie war schwarz gekleidet und ein dichter Schleier verhüllte ihr Gesicht. Tiefe Stille herrschte an dem schrecklichen Orte, wo so viele Unglückliche lebten, abgeschlossen von der übrigen Welt durch die furchtbarsten Schranken, welche die Hand der Menschen aufrichten kann. Es war stets kalt und düster in diesen tiefen Gewölben, deren Echo's immer nur Klagen und Verwünschungen wiederholt hatten.

Theresia erschien auf Paco Rosales gestützt; ein Schließer schritt, mit der Laterne in der Hand, vor ihr

her. Nachdem sie durch fünf oder sechs verriegelte schwere Thüren gegangen, ging sie über einen engen, feuchten, finstern Hof und gelangte endlich an die Schwelle der Kapelle. In dieser mußte der Verurtheilte nach dem Herkommen seine letzte Nacht zubringen unter dem Gebete und dem Beistande der Kirche. Die Kerzen, welche auf dem Altare brannten, verbreiteten ein mattes bleiches Licht über den traurigen Schauplatz. Einige Kapuziner, die im Chore standen, sangen die Sterbegebete; Don Alonso kniete vor einem mit schwarzem Tuche behangenen Betstuhle. Er trug ein bis an das Kinn zugeknöpftes Atlaswams und ein weißer Kragen verhüllte seinen Hals; auf seinem Gesichte zeigte sich weder Bedauern noch Furcht, aber er sah todtenbleich aus und seine zitternden Lippen murmelten Gebete, von denen sein Geist wahrscheinlich nichts wußte; ein Mönch sprach ihm laut zu und hielt ihm von Zeit zu Zeit ein Crucifix vor. In geringer Entfernung von dieser Gruppe saß ein Mann in dem letzten Chorstuhle; er hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und schwieg, aber das Beben aller seiner Glieder verrieth die Todesangst. Dieser Mann war der Herzog von Medina-Sidonia, der an diesem Tage angekommen war und die Erlaubniß erhalten hatte, zum letztenmale seinen Sohn zu sehen und in der schrecklichen Nacht bei demselben zu bleiben.

Theresia trat mit festem, schnellem Schritte vor und warf ihren Schleier zurück.

„Don Alonso,“ sprach sie, indem sie vor demselben stehen blieb, „erkennt Ihr mich?“

Er bog sich bei dieser plötzlichen Erscheinung zurück und murmelte mit Grauen und Bestürzung, als sähe er eine Todte aus dem Grabe steigen: „Theresia!“

„Ja, ich bin es,“ sprach sie langsam; „Ihr habt mich nicht vergessen, wie ich sehe; aber gedenkt Ihr auch jener Nacht noch, in welcher ich im guten Glauben an Euer Wort Euch folgte? Gedenkt Ihr der Kirche der Dominicaner in Valencia? Wir standen, wie in diesem Augenblicke, vor dem Altare; es schlug Mitternacht, wie jetzt; wir sollten für das Leben, für die Ewigkeit verbunden werden und es war, wie jetzt, die Stunde einer endlosen Trennung gekommen. Aber damals hatte ich, die vor den Menschen Entehrte, von meiner Familie Verstoßene, keine andere Zuflucht als den Tod. Ich lebte für eine gräßlichere Strafe als die ist, welche Ihr erleiden werdet; aber ich habe mich gerächt. Alonso, ich war es, die Dich überlieferte, ich bin es, die Dich in den Tod sendet.“



Die Mönche waren mit grauenvoller Neugierde näher getreten. Der alte Herzog stand auf; auch er hatte Theresia erkannt.

„Entfernt Euch!“ rief er in finstern Unwillen; „Unglückliche, wenn es wahr ist, was Ihr sagt, so möge das Blut meines Sohnes über Euch kommen!“

— „Herr Herzog,“ entgegnete sie in kaltem Stolze, „wir haben einander schon einmal gesehen; ich warf mich damals vor Euern Knien nieder, um Euch um mehr als das Leben, um die Ehre, zu bitten; Ihr stießet mich von Euch. Damals glaubtet Ihr ungestraft den guten Ruf und das Glück eines armen, schwachen und hilflosen Mädchens vernichten zu können; Ihr hattet mit ihr nicht Gnade, nicht Erbarmen. Ihr habt mich geschmähet, mit Füßen getreten, aber ich bin die Tochter eines spanischen Edelmannes und stehe nun gerächt vor Euch.“

Es folgte eine kurze Pause; der Herzog war in seine unbewegliche Stellung zurückgesunken; Don Alonso dagegen schien von schmerzlichen Gefühlen bestürmt zu werden; er erhob seinen stieren, matten Blick zu dem jungen Mädchen und sprach mit matter Stimme:

„Theresia, in der Nähe des Todes erlöschten alle Leidenschaften in dem Herzen des Menschen; es fühlt keine Liebe, keinen Haß mehr; nur die Reue über die Vergehen im Leben bleibt ihm und quält es bis zum letzten Augenblicke. Ich habe Euch hintergangen, vergebt mir und betet zu Gott für mich...“

Bei diesen Worten erweichte sich das Herz Theresias; sie fühlte, daß ihr Haß schwand und fing an, vor ihrer Rache zu erschrecken. Sie gedachte plötzlich an die erste Zeit ihrer Liebe; sie sank neben Don Alonso auf ihre Knie und betrachtete ihn mit den schmerzlichsten Empfindungen. Er war es ja, den sie so sehr geliebt hatte; sie erkannte seine Züge, sein edeles Antlitz; sie gedachte der Nächte, die sie mit ihm in dem Drangenhaine ihres Gartens verbracht, jener seligen Nächte, in denen der Geliebte vor ihr auf den Knien gelegen hatte. In diesem Augenblicke glaubte sie, um Don Alonso zu retten, mehr als ihr elendes Leben hingeben, ihren Stolz, ihre Eifersucht, ihre Liebe opfern zu können; sie würde gern für ihn gestorben sein, hätte sie die Gewißheit gehabt, daß er dadurch der glückliche Gatte seiner Verlobten werde.

„Ach,“ flüsterte sie in ihrer schrecklichen Verzweiflung, „so also sollte ich Dich wiedersehen! Alle Leiden, die ich erduldet habe, kommen dieser einzigen schrecklichen Nacht nicht gleich. Alonso, verzeihe mir!“

Er sah sie nicht mehr an; er schien es vergessen zu haben, daß sie da sei; er hatte das Gesicht wieder nach dem Altare gewendet und betete mit den Mönchen, die bei ihm waren. Die beiden Bettler knieten da, sagten inbrünstig alle Gebete her, die sie kannten, und betrachteten dabei mit Grauen und Mitleiden die schreckliche Scene.

Mit einemmale fiel ein schwacher Hoffnungsschimmer in das Herz Theresias; sie meinte, der König könnte wohl begnadigen. Dieser Gedanke wurde alsbald zur Gewißheit bei ihr. Alles schien ihr zu verkündigen, daß der König geneigt zum Verzeihen sei. Sollte man den alten Herzog herbeshieden haben, damit er seinen Sohn sterben sähe?

„Mein Gott, mein Gott!“ flüsterte Theresia in plötzlichem Vertrauen, „er darf nicht sterben. Der König wird ihm die Begnadigung senden. Mein Gott, endige diese entsetzliche Angst bald... Heilige Jungfrau erbarme Dich unserer! Senke Deinen Blick hernieder auf die, welche mit reuigem Herzen, mit trostloser Stimme zu Dir beten!“

Sie bedeckte ihre brennende Stirn mit beiden Händen; ein schmerzlicher Schwindel ergriff ihren Kopf; es war ihr, als erbleiche das Licht, und sie hörte nicht mehr die Stimmen, die um sie her beteten. Es ging wirklich in diesem Augenblicke eine große Bewegung in der Kapelle vor; zwei Mönche begaben sich zu dem Herzoge, der gleich einer Leiche starr und unbeweglich in dem Stuhle saß. Man zog ihn durch eine kleine Thüre hindurch, welche in die Sacristei führte. Die andern Mönche umringten Don Alonso und führten ihn durch eine andere Thüre in einen niedern Saal, welcher von der Kapelle durch einen schmalen Gang getrennt war. Theresia sah alles dies wie in einem Traume, so sehr hatten die Erschütterungen in dieser schrecklichen Nacht alle ihre Sinne und Geisteskräfte abgestumpft. Es vergingen einige Augenblicke. Paco Rosales trat hinzu und wollte das Mädchen aufheben. Sie richtete sich aber plötzlich auf und blickte verwirrt um sich. Es war Niemand mehr in der Kapelle; Dovalito, welcher an der Thüre stand, durch die man Don Alonso hinausgeführt hatte, streckte den Kopf in den dunkeln Gang hinein. In diesem Augenblicke schlug die Uhr die zweite Stunde nach Mitternacht.

„Sie haben ihn hinweggeführt. Der König hat ihn begnadiget...“ rief Theresia, indem sie die Hände gen Himmel erhob.

— „Ja, das Schaffot hat er ihm erlassen,“ fiel



Zovalito ein, indem er mit der Hand zitternd auf die offene Thüre zeigte.

Theresa trat hinzu und ihr Blick drang in den niedern Saal hinein. Der leblose Körper Don Alonso lag auf den Steinplatten des Fußbodens. Die Gnade des Königs hatte ihm einen schimpflichen Tod erspart; der Henker, welcher ihn auf öffentlichem Platze enthaupten sollte, hatte den Befehl erhalten, ihn in dem Gefängnisse zu erdrosseln.

Theresa warf nur einen Blick auf den unbeweglichen Körper, sie wich sogleich in Entsetzen zurück und die beiden Bettler führten sie hinaus, ohne daß sie sich im mindesten sträubte. Als sie den schrecklichen Ort verlassen hatten, ging sie allein; eine übernatürliche Kraft schien sie neu belebt zu haben; sie ging schnell, ohne zu sprechen, ohne den Kopf zu wenden.

„Heilige Jungfrau! Wohin wollet Ihr gehen?“ sagte Paco Rosales, als er sah, daß sie nicht nach dem Prado zuing.

— „Wohin Gott mich ruft, Paco!“ antwortete das Mädchen und ging schnellen Schrittes weiter.

Vergebens baten sie die beiden bestürzten Bettler, ihnen ihre Absicht mitzutheilen; sie schien sie nicht zu hören und setzte ihren Weg fort, ohne ein Wort zu entgegenn. So ging sie aus Madrid hinaus und schlug den Weg nach Aranjuez ein. Da erriethen ihre beiden Begleiter, wohin sie sich zu wenden gedachte, und sie folgten ihr.

Diese Wanderung, deren Ziel nur einige Stunden entfernt war, dauerte länger als vierundzwanzig Stunden, denn die Unglückliche wollte sie ganz zu Fuße machen. Sie weigerte sich auch, irgend eine Speise zu berühren und ruhte nur einige Augenblicke aus. Am Morgen des zweiten Tages endlich gelangte sie an dem Thore des Klosters der Strengen Observanz vom heil. Franziscus an. Es war die Stunde der Messe und die Kirche stand wie gewöhnlich offen. Theresa trat ein und kniete vor dem Altare nieder; Paco Rosales und der andere Bettler knieten andächtig hinter ihr. Bei dem Anblicke dieser Fremden, deren Gesicht von einem schwarzen Schleier verhüllt war, verwunderten sich die Nonnen sehr, welche da beteten; sie betrachteten dieselbe neugierig und suchten zu errathen, wer wohl die Unbekannte sein möge. Als die Messe beendigt war, eben als der Priester den Altar verließ, schlug Theresa ihren Schleier zurück und trat an die Thüre des Gitters.

Ein allgemeiner Ausruf der Ueberraschung und des Entsetzens ertönte unter dem hallenden Gewölbe der

Kirche; die Nonnen fielen mit dem Angesichte an den Boden nieder, denn sie glaubten den Geist der Schwester Franz von Assisi zu sehen. Der Geistliche blieb auf den Stufen des Altares stehen und sprach die Formel des Exorzismus.

„Meine Mutter,“ begann Theresa, indem sie sich an die Priorin wendete, „Gott hat mich auf dieser Erde gelassen, damit ich Buße thue und meine besleckte Seele wieder gewinne; ich kehre hierher zurück, um die Buße zu vollbringen, die seine Gerechtigkeit verlangt.“

Als die Priorin diese Stimme hörte, trat sie an das Gitter und hielt das Kreuz an ihrem Rosenkranze Theresa vor, die auf ihre Knie niedersank. Einen Augenblick darauf öffnete sich die Thüre des Gitters. Ehe aber das junge Mädchen zum zweitenmale über diese furchtbare Schwelle schritt, wendete sie sich an Zovalito und Paco Rosales. „Lebt wohl, meine Brüder,“ sprach sie, indem sie ihnen die Hand reichte, „lebt wohl, kehrt in unsere gute Stadt Valencia zurück, die ich nie wieder sehen werde, und betet für mich alle Tage Eueres Lebens.“

Sie winkte ihnen darauf noch einmal und die Thüre des Gitters schloß sich für immer hinter ihr. Ihre beiden Begleiter blieben mit Thränen in den Augen noch lange da stehen; gegen Abend endlich brachen sie auf und wanderten bettelnd nach Valencia. Noch viele Jahre lang sah man sie an der Thüre der Kirche Unserer lieben Frau de los Desemparados. Sie lebten fortwährend von Almosen, denn das, was sie besaßen, hatten sie dazu verwendet, ewige Messen für die Ruhe der Seele Don Alonso de Gusman zu stiften.

Theresa vollbrachte die strenge Buße, durch welche die Klostergesetze die Nonnen strafen, die ihr Gelübde gebrochen haben; seit zwei Jahren lebte sie von Wasser und Brod, nur mit einem härenen Gewande bekleidet, als man sie eines Tages in dem Kerker todt fand.

### Rosa Bengali.

Kennen Sie Rosa Bengali? Rosa, die Sängerin, die so schön war, das Glück fast aller Theater in Italien machte, Donizetti und Bellini zu den leidenschaftlichsten Schöpfungen begeisterte, Rosa, die geboren war wie die Vögel um zu singen und zu lieben und die in ihrem Leben so sehr geliebt und so schön gesungen; Rosa, welche die vornehmsten Herren von Neapel, Mailand und Venedig zur Verzweiflung brachte, sie, das Kind



der Welt und des Himmels, Rosa mit ihrer fast himmlischen Schönheit und mit ihrem Genie?

Rosa Bengali war jung, schwach und klein, unglücklich und von armen Aeltern geboren. In ihrem zehnten Jahre begegnete sie einer berühmten Künstlerin und bat sie um ein Almosen. Dieser gefiel sie so sehr, daß sie das Kind zu sich nahm und erziehen ließ. Nach wenigen Jahren war das Kind eine reizende Jungfrau und eine ausgezeichnete Sängerin geworden.

Im Jahre 1838 war sie die beliebteste Sängerin am La Scalatheater zu Mailand; ihre Triumphe hatten sie zur Modedame gemacht; sie besaß einen Marmorpalast, eine Villa, eine Equipage, zahlreiche Diener, Fackelträger, Neger und eine Hundemeute. Jeden Abend eilten die Jungen, die Reichen, die Bornehmen in ihre Wohnung, um ihr ihre Huldigungen darzubringen, ihre Liebe, ihre Lieder und ihre Dukaten. Aber ihre Freude war nicht von langer Dauer. Was der reizenden Sängerin geschah, war etwas sehr Einfaches, sehr Natürliches, aber sehr Trauriges. Rosa, die so lange ihr Vergnügen darin gefunden hatte, alle verliebt zu machen, ohne selbst zu lieben, verliebte sich endlich selbst und leidenschaftlich in einen jungen Mann, Leonardo Messi, der in dem Orchester des Theaters die Violine spielte.

Leonardo war jung, geistreich und außerordentlich schön, aber er war arm. Rosa wünschte arm zu sein wie er und sie suchte so zu erscheinen. Von diesem Augenblicke entsagte sie dem Marmorpalaste und der reizenden Villa; sie verschmähet die prächtigen Kasse und den glänzenden Wagen; sie entließ ihre Diener und Neger, und die Reichen und Bornehmen verließen sie, sobald sie erfuhren, daß sie Leonardo liebe.

Die Bühne wurde vergessen und Rosa widmete sich ganz ihrem Leonardo. Sie verkaufte ihre Juwelen, ihre kostbaren Kleider, um ihrer Schwäche für Leonardo sich ganz hingeben zu können. Sie empfand die höchste Freude darin, sich so bescheiden als möglich zu bekleiden, aber diese ihre einfache Tracht machte sie nur noch schöner.

Zwei Jahre waren so bereits vergangen. Sie hatte sich ihrem Geliebten aufgeopfert und ihre glänzenden Aussichten aufgegeben; da stellte sich allmählig die Armut wirklich ein, die sie im Reichthume gesucht hatte. Leonardo fand kein Engagement an einem Theater; Rosa, die sonst allgemein gefeierte, war vergessen und nur nach vieler Mühe gelang es ihr, ein Engagement zu erhalten. Die Nachricht davon verbreitete sich schnell

in der Stadt und ihre ehemaligen Bewunderer drängten sich in Menge nach dem Theater.

Sie wollte als Norma auftreten. Das Theater gewährte an diesem Abend einen blendenden Anblick und als der Vorhang in die Höhe ging und das Stück fortschritt, war Rosa noch immer die große Künstlerin, die unvergleichliche Sängerin.

Als der Vorhang fiel, wurde sie unter donnerndem Beifall hervorgerufen und mit Blumen überschüttet; das Publicum ersuchte sie einstimmig, an der Bühne wieder zu bleiben, und Rosa sank erschöpft von der Anstrengung und den sie bestürmenden Gefühlen nieder.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie in ihrem Bett und Leonardo beugte sich über sie. Die kalten Wände starrten ihr entgegen und sie gedachte an die Noth und Entbehrungen, die sie gelitten. Lange blickte sie schweigend um sich; endlich wies sie auf ihre Noten und ihre Augen schienen zu bitten: „singe für mich!“ Leonardo folgte dieser seltsamen Aufforderung und bei den ersten Tönen richtete Rosa lauschend den Kopf empor. Leonardo hatte jene berühmte Elegie begonnen, welche Rossini auf das Liebesleid eines jungen Mädchens componirt hat. Als er geendiget, legte sich Rosa auf die Kissen zurück und ihre Lippen versuchten nachzusingen, was sie eben gehört hatte; aber ihre Stimme schien allmählig zu verklingen und ehe sie die Melodie zu Ende gebracht, endete sie in einem Seufzer, der selbst noch Melodie war. Leonardo stürzte an ihr Lager und rief sie mit den süßesten Namen, welche die Liebe kennt und eingiebt, vergebens; Rosa war verschieden. Aber ist es nicht schön zu sterben, wie Rosa starb, neben dem, welchen sie so zärtlich geliebt hatte, die Seele aushauchend im Gesange und von der Erde hinweggetragen auf den Flügeln der Liebe und der Musik?

### Miscellen.

(Napoleon, Karl X. und die Musik.) Napoleon war gewiß ein großer Mann, aber in der Musik ein schlechter Richter. Eines Tages sprach man von Mehul und dessen Opern, der Kaiser aber äußerte: „Mehul ist ein Mensch ohne Talent; seine Musik ist so gelehrt, daß sie im höchsten Grade langweilig ist.“ Einige Tage darauf wurde die erste Aufführung einer Oper „Ira“ angekündigt; der Componist sollte ein Italiener sein und der Kaiser wollte der ersten Aufführung beiwohnen, auch besag er sich mit einem glänzenden Gefolge an dem bestimmten Tage in die Oper. Er fand die Musik reizend und begeisterte



sich mit jedem Stücke mehr. Nach dem Schlusse fragte er, ob der Componist in Frankreich sei, und man antwortete ihm, er befinde sich in einer Nebenloge. „Ich will ihn sehen und ihm zu seiner allerliebsten Oper Glück wünschen.“ Einen Augenblick darauf trat ein Adjutant in die Loge mit einem Manne in mehr als nachlässigem Anzuge. „Da ist der Componist, Sire,“ sagte der Offizier zu dem Kaiser. Es war Mehul. Napoleon konnte ein Zucken der Lippen nicht unterdrücken, das seinen Aerger verrieth: „ich wünsche Ihnen immer so gute Gedanken,“ sagte er, dann wendete er sich an seine Gesellschaft und setzte hinzu: „der Scherz, den man sich mit mir erlaubt hat, ist zwar gut, aber etwas zu stark.“ Und der große Mann schmolte über acht Tage mit seinen Höflingen, die, wie er glaubte, das Complot angelegt hatten. — Karl X. war noch weniger musikalisch. Eines Sonntags ließ der Chef des Orchesters der königl. Kapelle Abends eine der schönsten Symphonien Beethovens spielen. Nach dem ersten Theile gähnten bereits die sämtlichen höchsten und hohen Anwesenden. Der zweite Theil belebte sie wieder ein wenig, bei dem Adagio aber nickten mehrere Herren und Damen ein, der König sprach mit einem seiner Begleiter von der Jagd und die Damen unterhielten sich von dem letzten Ballo. Der Chef des Orchesters bemerkte dies und nahm den letzten Theil so ungeheuer schnell, daß die Musiker der Bewegung nicht folgen konnten, und um mehrere Tacte auseinander waren, so daß eine wahre Ragenmusik entstand. Von den hohen Anwesenden bemerkte es Niemand. Im nächsten Carneval erhielt der Director den Befehl, in St. Cloud durch Musik den Hof zu erheitern. Er gab seinen Leuten Kinderinstrumente, 20 kleine Geigen, sechs Pfeifen, zehn blecherne Trompetchen, acht Brummeisen, vier Schnurren, einige kleine Halbmonde, zwei Trommeln &c. Nach drei Proben waren die Musiker hinreichend eingeübt. Der Hof wunderte sich sehr, als man die Musiker mit solchen Instrumenten erscheinen sah. Das Orchester begann die Ouverture, und es läßt sich unmöglich eine Idee von den Tönen geben, welche diese 75 kreischenden, pfeifenden, quikenden, piependen Instrumente in dem Saale verbreiteten. Ein allgemeines Gelächter brach los, das nicht wieder enden wollte; man war lange nicht so heiter in St. Cloud gewesen. Nur ein Mann, der in der Ecke des Saales stand, verzog das Gesicht fortwährend, trippelte hin und her, schien die größte Pein zu empfinden, sagte aber kein Wort; man sah es ihm an, daß er lieber davon gelaufen wäre. Es war Cherubini, der Director des Conservatoriums. Er litt gewiß Höllequalen bei dieser Profanation. Alle andern Anwesenden dagegen, selbst die königl. Familie, lachten, daß sie sich die Seiten halten mußten, und als das Stück zu Ende war, wurde das Orchester mit Beifallsruf überschüttet. Die Anekdote ist historisch.

(Eine Diebsgeschichte.) Man lachte neulich in Paris sehr über die Verlegenheit eines Mannes, der auf dem Leibe eines Diebes den Rock erkannte, der ihm gestohlen worden war, den Dieb am Kragen packte, nach einem kurzen Kampfe ihn aber freiließ, weil er fürchtete, seinen Rock zu zerreißen.

(Die Ländernamen.) Die nachstehenden Länder wurden von den Phöniziern benannt, dem größten Handelsvolke der alten Welt. Diese Namen bedeuten in der phönizischen Sprache irgend etwas Charakteristisches der Plätze, welche sie bezeichnen. Europa bedeutet ein weißes Land, wegen der Bewohner desselben, die von blässer Farbe sind als die von Asien und Africa. Asien bedeutet zwischen oder in der Mitte, weil es die Geographen zwischen Europa und Africa stellten. Africa dagegen heißt das Land des Getreides oder der Aehren, da es wegen der Menge von Getreide aller Art, die es hervorbrachte, berühmt war. Sibirien bedeutet durstig oder trocken, was das Land sehr gut charakterisirt; Spanien heißt ein Land der Kaninchen, von denen dasselbe früher so arg heimgesucht war, daß die Bewohner den Kaiser Augustus einmal ersuchten, eine Armee zur Vertilgung derselben abzuschicken; Italien heißt das Pechland, weil es viel Pech lieferte, Calabrien bedeutet aus demselben Grunde dasselbe. Gallien heißt gelbhaarig, weil die Einwohner goldblondes Haar hatten. Caledonien heißt hoher Berg und war eine gebirgige Provinz von Schottland; Hibernia ist die äußerste oder letzte Wohnung, denn weiter nach Westen dehnten die Phönizier ihre Reisen nicht aus. Britanien heißt das Zinnland, weil man viel Zinn und Blei da fand. Die Griechen nannten es Albion, was in der phönizischen Sprache entweder hohe oder weiße Berge bedeutete. Corsica heißt ein bewaldeter Ort und Sardinien bedeutet eine Fußtapfe, der das Land gleicht.

(Das Murren der Engländer.) Ein ächter Engländer ist ein geborener Murrkopf. Er ist unzufrieden mit dem Lichte, weil es seine Augen blendet, wie mit der Dunkelheit, weil sie ihm das Licht entzieht. Er ist unzufrieden, wenn er hungrig ist, weil er essen möchte, und er ist unzufrieden, wenn er satt ist, weil er nicht mehr essen kann. Er ist unzufrieden mit dem Winter, weil er kalt ist, mit dem Sommer, weil er heiß ist, und mit dem Frühling und Herbst, weil sie weder heiß noch kalt sind. Er ist unzufrieden mit der Vergangenheit, weil sie nicht mehr ist; mit der Zukunft, weil sie noch nicht da ist, und mit der Gegenwart, weil sie noch nicht vergangen ist. Er ist unzufrieden mit dem Gesetz, weil es ihn beschränkt, und mit der Freiheit, weil sie die andern nicht beschränkt. Er murret über alle Elemente: über das Feuer, weil es so theuer ist, über das Wasser, weil es so schlecht ist, über die Erde, weil sie staubig oder schmutzig ist, und über die Luft, weil sie entweder kalt oder heiß, feucht oder trocken ist. Die ganze Welt scheint nur da zu sein, um den Engländer zu quälen und ihn unzufrieden zu machen. Der Engländer ist unzufrieden mit der Natur wegen ihrer Rauheit und Nützlichkeit, und mit der Kunst, weil sie nicht natürlich ist; er ist unzufrieden mit dem Alten, weil er desselben überdrüssig ist, und er ist unzufrieden mit dem Neuen, weil er nicht daran gewöhnt ist. Er ist unzufrieden mit allem, mit dem man unzufrieden sein kann und wenn er nichts findet, so ist er eben auch unzufrieden. Wenn er gesund ist, ist er mit dem Koch, ist er krank, mit dem Arzte nicht zufrieden. In den Theatern ist er unzufrieden mit den



Schauspielern und in der Kirche mit dem Prediger. Er kann keinen Tag vergnügt sein, ohne einmal unzufrieden zu werden. Mit der ganzen thierischen Schöpfung ist er unzufrieden, mit den Pferden, wenn er sie reitet, mit den Hunden, wenn er mit ihnen jagt, mit den Vögeln, wenn er sie nicht trifft &c. Immer sucht er nach etwas, über das er klagen kann; er liest die Zeitungen, um über die Staatsangelegenheiten sich zu ärgern; er sieht überall umher, um etwas Häßliches zu erblicken, spitzt die Ohren, um Misttöne herauszufinden, und zieht die Luft in die Nase, um übele Gerüche zu wittern und dann darüber zu schimpfen. Man kann einen Engländer nicht schwerer beleidigen, als wenn man ihm sagt, er habe keine Ursache, unzufrieden zu sein; aber er läßt sich durch keine Gründe überzeugen, daß er nichts zu klagen habe, und wenn es Jemand versuchen wollte, würde er sich über denselben beklagen.

(In der Noth erkennt man seine Freunde.) Heron, der Privatsecretair des öffentlichen Anklägers Fouquier-Tinville, erzählte folgende Anekdote. Einige Tage vor dem Sturze Robespierres kam Einer seiner Freunde zu Heron an die Schranke in dem Gerichtssaale, da Fouquier fast keinen andern Aufenthalt hatte, da aß und schlief und sein Secretair immer bei ihm sein mußte. Der Freund, ein Schulfreund, trat also zu Heron lächelnd und sich die Hände reibend. „Bravo, Bürger Heron,“ sagte er; „die Arbeit geht rasch von Statten; vier und fünfzig heute verurtheilt! Wie viele haben Sie morgen?“ — „Nicht ganz so viele, doch ziemlich.“ — „Ist Ihre Liste bereits geschlossen und von dem Bürger Fouquier unterzeichnet?“ — „Noch nicht; aber warum fragen Sie? Haben Sie einen Aristocraten anzuklagen?“ — „Leider nicht, aber um eine Gefälligkeit möchte ich Sie bitten, lieber Freund, denn Sie sind doch mein Freund, nicht wahr? Erzeigen Sie mir also den Freundschaftsdienst und setzen Sie den Namen meiner Frau auf die Liste.“ — „Ihrer Frau? Sie scherzen.“ — „Auf meine Ehre, ich spreche in vollem Ernste und versichere Sie, Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen.“ — „Unmöglich,“ entgegnete Heron; „wir aßen ja erst noch vor einem Paar Tagen mit einander und Sie schienen mit Ihrer Bürgerin ganz zufrieden zu sein.“ — „Meine Meinung von ihr hat sich geändert. Sie ist eine Aristocratin und ich kann es beweisen.“ — „Sie sind toll; die Frau ist eine treffliche Frau und Sie würden es bald bereuen.“ — „Keineswegs; nun? wollen Sie meine Frau guillotiniern lassen? Erzeigen Sie mir die Freundschaft. Ja?“ — „Durchaus nicht; ich will damit nichts zu schaffen haben.“ — „Nun rechne Einer noch auf seine besten Freunde!“ murmelte der Mann, indem er sich entfernte, so erzürnt auf Heron, als habe sich dieser geweigert, ihm einige hundert Francs zu borgen. Die Hauptsache bei der Geschichte ist aber, daß der Mann mit der Frau, die er guillotiniern lassen wollte, noch dreißig Jahre in der glücklichsten Ehe lebte und daß die Frau niemals etwas davon erfuhr oder ahnte, welchen Versuch ihr Mann gemacht hatte, sie los zu werden.

(Das Pferd Sir Ralph Abercrombys.) Das Pferd, welches Sir Ralph Abercromby in der letzten Schlacht in Aegypten ritt und von dem er tödtlich verwundet herabsank, war ein Araber von großer Schönheit, den ein Offizier übernahm, pflegte und endlich, 1822, nach Schottland brachte, um dort seine letzten Tage in Ruhe zu verleben. Das Thier lebte noch mehrere Jahre und wurde von seinem wohlwollenden Herrn bisweilen noch geritten, verlor aber endlich sein Leben auf eine ziemlich außerordentliche Weise. An einem schönen kühlen Morgen, als es in dem Park von Craigingillan House umherging, hörte es mit einem Male fernem Kanonendonner, der von einem Feste in der Umgegend herüber schallte. Das Pferd meinte wohl, die Schlachtentöne aus seiner Jugendzeit wieder zu hören, spitzte die Ohren und begann in großer Aufregung sogleich nach der Stelle hin zu galoppiren, von welcher die Töne herkamen. Das Parkgitter war verschlossen; es versuchte darüber hinwegzuspringen, aber es besaß die Jugendkraft nicht mehr und zerriß sich den Bauch an den eisernen Spigen auf gräßliche Weise, dennoch lief es noch eine Strecke weiter, bis es endlich stürzte. Man brachte es in seinen Park zurück und behandelte es mit der größten Sorgfalt, aber die Wunden waren zu gefährlich und es starb bald.

(Eine Eisenbahn in London.) Eine der merkwürdigsten Eisenbahnen in England ist die zwischen London und Blackwall, eine Eisenbahn von einem Theile Londons zum andern, ihrer ganzen Länge nach unter Häusern und Straßen hinlaufend, und zwar auf einem 24 F. breiten, meist 30 F. hohen Bogenbau. Sie wird indes nicht mit Dampswagen befahren, weil dies der Feuergefährdung wegen nicht thuntlich ist. An jedem Ende steht eine kräftige Dampfmaschine und jede dreht eine große Tonne, an welcher sich ein sechs (engl.) Meilen langes Seil befindet. Die Wagen sind so geordnet, daß die, welche zuerst anhalten sollen, die letzten sind, so daß sie von dem Zuge abgetrennt werden können, ohne daß dieser anzuhalten braucht. Auf ein durch den electrischen Telegraphen gegebenes Zeichen beginnt die entgegengesetzte Dampfmaschine zu arbeiten, das Seil aufzuwinden und so den Wagenzug heran zu ziehen. Jede Viertelstunde geht ein Zug von einem Endpunkte zum andern und zwischen denselben befinden sich fünf Stationen. In den ersten 81 Tagen wurden 570,000 Passagiere befördert und es gewährt einen höchst seltsamen Anblick, eine lange Wagenreihe geräuschlos, scheinbar von selbst, pfeilschnell oben an und über den Häusern Londons hinfliegen zu sehen.

### Generalcorrespondenz.

Dr. Satter Livesaw hat von Malta aus nach London Bilder abdrücke gesandt, welche allgemein die größte Sensation erregen. Er erklärt dabei in einem Briefe, daß es ihm endlich, nach fünfjährigen Versuchen, gelungen sei, völlig getreue Copien von Bildern herzustellen, ohne mit seinem Verfahren in die Fußstapfen des Herrn Niepmann in Berlin und noch weniger in die des Herrn Daguerre nachzusehen zu sein. Die eingesendeten Abdrücke waren Proben dieser seiner ungemein wichtigen Er-



findung und wurden als treffliche Copien erkannt und bewundert; man glaubt, daß sie der Kunst einen nicht geringen Vorschub leisten werden. In dem genannten Schreiben macht er bekannt, wie er zu Werke ging. Er bildet von dem Gegenstande, den er abdrucken will, eine Musive (Mosaic) und belegt die glatte Oberfläche mit verschiedenen erforderlichen Farbenschlacken von gleicher Dicke, so daß dadurch der ganze Grund überdeckt wird. Die Composition dieser Schlacken oder Mosaikstücke ist hauptsächlich Wachs, welches mit den erforderlichen Farben wohl vermengt ist. Die so zubereitete Farbendecke wird auf ein steifes, mit einem Brete unterlegtes dunkles Papier geklebt und an der Rückseite niedergestrichen und geglättet. Hierauf wird heißes Wasser in ein dünnes plattes Gefäß gegossen und über die Rückfläche gestellt, so daß es dieselbe ganz einnimmt. Dadurch wird das Papier von der erhitzten Seite angezogen und die Farben drücken sich schnell in dasselbe ein, denn das Wachs läßt sie los, nachdem es sich in der Wärme bis zum Verschmelzen erweicht hat. Der weitere Versuch wurde auch mit Druckwalzen angestellt und es steht zu hoffen, daß dieses letztere Verfahren bei zunehmender Vervollkommnung um vieles erspriesslicher sein dürfte. (Organ für den Kunsthandel). — Die kostbare Sammlung der Rafaelschen Cartons im Hamptoncourt wäre kürzlich beinahe ein Raub der Flammen geworden. Es wollte Jemand diese herrlichen Zeichnungen sehen und fand den Saal voll Rauch. Sogleich angestellte Untersuchungen ergaben, daß die Balken im Fußboden bereits brannten und daß einen Augenblick später die hellen Flammen hätten herausgeschlagen können. —

Zwei junge hübsche Grisetten gingen vor einigen Tagen in dem großen Vorzimmer des Justizpalastes in Paris auf und ab. Beide sahen sehr aufgereggt aus und schienen in großer Ungebuld auf die Ankunft einer dritten Person zu warten. Mit einemmale riefen sie gleichzeitig: „da kommt er!“ und schnell, als sollten sie zu einem Galopp antreten, eilten sie einem jungen Schreiber entgegen, der in ein Zimmer hineingehen wollte.

„Welche von uns beiden?“ fragten sie ihn zu gleicher Zeit. „Antworten Sie schnell. Sie sollen uns nicht länger hintergehen. Welche von beiden?“

Der junge Mann, der so unversehends überfallen wurde, sammelte Anfangs Entschuldigungen, bald aber sammelte er sich und antwortete: „keine von beiden.“

Diese Antwort verwandelte die beiden schönen Mädchen in wahre Furien, denn sie fielen über den Unglücklichen, der beiden zugleich Liebe geschworen hatte, her und zertraxten ihm unbarmherzig das Gesicht, bis die Wache herbeikam und den Armen befreiete. —

Auf der Straße von Derby ereignet sich täglich eine interessante Scene. Alle Morgen um zehn Uhr, wenn die Post von Derby bei Worskop vorüberkommt, wartet ein großer Hund an der Straße. Der Conductor steckt die Briefe in einen Sack, den der Hund am Halse trägt, und der vierfüßige Bote trägt

sie so im Trabe nach Worskop. Ist der Hund zufällig nicht auf seinem Posten, so stößt der Conductor in das Horn und der Hund kommt dann sogleich herbeigelaufen, doch ist dies ein seltener Fall, denn das kluge Thier liegt fast immer lange wartend am Wege, mit dem leeren Sacke am Halse. Nahe die Zeit und sein Herr vergißt ihm den Briefbeutel umzuhängen, so heult der Bote und läuft unruhig hin und her, um aufmerksam zu machen. —

Das neue Theater in Dresden wird einstimmig von allen, welche die vorzüglichsten Theater Europas gesehen haben, für das prachtvollste erklärt. Es ist im geläutersten Geschmack im Renaissancestyl gemalt und verziert und entspricht auch in Hinsicht auf Bequemlichkeit und Akustik allen Anforderungen. Der Vorhang ist von dem Prof. Hübner gemalt. —

Französische Blätter erzählen, es sei kürzlich ein Franzose aus Smolensk, wo er seit dem russischen Feldzuge gelebt, zurückgekommen und als er den so lang ersehnten Boden des Vaterlandes wieder betreten, in Folge der heftigen Gemüthsbeziehung vom Schlage getroffen, todt niedergesunken. —

In dem vergangenen strengen Winter haben die Auster n viel gelitten, denn in seichem Wasser sind Millionen erfroren. Im Winter von 1829 zu 1830 wurden auf einer einzigen dänischen Bank über 10,000 Tonnen Auster oder gegen 8 Millionen Stück durch den Frost getödtet. —

Auf der Insel Keutcheu, sagt M'Leob, giebt es einen merkwürdigen Baum von der Größe eines Kirschbaumes, der Blüten trägt, welche an einem und demselben Tage bald rosa, bald völlig weiß aussehen, je nachdem sie sich im Schatten oder in der Sonne befinden. Die Rinde des Baumes ist dunkelgrün und die Blüten haben Aehnlichkeit mit unsern gewöhnlichen Rosen. —

In Paris, sagt Balzac, giebt es bei jeder Soirée eigentlich zwei: die eine ist die, welcher die Geladenen bewohnen, in welcher die schöne Welt sich langweilt, bis die Gruppen endlich lichter werden und die Gleichgültigen sich entfernen. Da sagt die Frau vom Hause zu den Freunden, zu geistreichen Leuten etc.: bleibben Sie noch zu einem freundschaftlichen Souper. Man begiebt sich in ein kleineres Zimmer und die eigentliche Soirée beginnt nun erst, wo, wie sonst, die Conversation allgemein ist, wo man Geist haben, wo jeder zur Unterhaltung beitragen muß; das Vergnügen beginnt, wo der Rout aufhört, denn dieser Rout, diese kalte Luxurevue, dieses Desfiliren der Eigenliebe im großen Staate ist eine der englischen Erfindungen, welche in andern Nationen die Gesellschaften zu großen Maschinen machen sollen. Diese zweite Soirée ist das Ueberbleibsel des ächten französischen Gesellschaftstones, nur kommt sie erst allmählig wieder in die Mode, denn es gehört dazu vor allen Dingen Ruhe und unsere Zeit ist zu unruhig, um Sinn für ächte Geselligkeit zu haben. Alle Welt will Vergnügen und Reichthum im Fluge erhaschen. Die Zeit ist die theuerste Waare geworden. Die ächte Soirée beginnt erst um etwa zwei Uhr nach Mitternacht und man bleibt dann bis vier, fünf, sechs Uhr beisammen an der Tafel sitzen. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 19.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Garbinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Seehundsklub.

1.

Wenn man von den Wällen St. Malos herab an der regelmäßigen und zierlichen Beugung des Sandstreifens hinsieht, der auf der einen Seite von dem Schaumbande des Oceans, auf der andern von dem blassen Grün der Niels (mit fetten Pflanzen bewachsenen Sandhügel) abfließt, so gelangt der Blick endlich an eine Masse steiler Felsen, welche in das Meer hinaustragen und ein Vorgebirge bilden. Das Fort Rotheneuf liegt wie ein Adlerhorst auf der äußersten Spitze dieses Vorgebirges so, daß, in einer gewissen Entfernung gesehen, die vorgeschobenen Werke über den Rand hinauszuragen und, von einer unbekannten Kraft gehalten, über dem Strudel zu schweben scheinen, der unablässig an ihrem Fuße toset und wüthet. Die Seite des Kaps nach der Stadt zu hängt über und bildet gleichsam eine ungeheure Vortreppe, deren Stufen Felsenvorsprünge sind. Diese Riesentreppe, auf welcher ohne Zweifel noch kein menschliches Wesen hinabzusteigen versucht hat, reicht bis an die Küste herunter, welche an dieser Stelle von zerrissenen zackigen Klippen starrt. Die andere Seite, welche die Bucht von Rotheneuf beherrscht, fällt steil abschüssig ab. Trotz der Nähe der Stadt und des volkreichen Fleckens Paramé ist dieser nordöstliche Hang des Vorgebirges La Varde eine wahre Einöde. Sein rauhes trostloses Aussehen und der Seewind, der da unablässig weht, verschrecken die

Spaziergänger und außer einem Zollwächter, dessen grüne Uniform mit der matten schmutzigen Farbe des Seegrases an den Felsen verschmilzt, oder einem Jäger wird der Berg vor den Festungswerken von keinem menschlichen Fuße betreten. Von diesem Berge bis zu dem nächsten bebauteten Felde ist der Boden sandig und wie die Niels mit einzelnen fetten Gewächsen bedeckt.

In den Wintermonaten weht der Wind hier so heftig und ausdauernd, daß der Gedanke, da eine menschliche Wohnung anzulegen, seltsam, wenn nicht gar unsinnig erscheinen müßte. Zu Anfange des Jahres 1793 hatte aber doch in der Mitte des Abhanges ein armer Fischer, mit Namen Malescot, seinen Aufenthalt in einer ärmlichen Breterhütte genommen, deren Dach in Folge eines besondern Glücksumstandes seit einem Monate nur einmal von dem Sturme abgerissen worden war. Jean Pierre Malescot war ein ehemaliger Kalfaterer, der an der Ausbesserung der Schiffe im Hafen gearbeitet hatte. Da er kräftig und in seinem Gewerbe sehr geschickt war, so hätte er bequem von seiner Arbeit leben können, wären ihm nicht seiner Rohheit und Heftigkeit wegen alle Werfte nach einander verschlossen worden. In Folge dieser allgemeinen Ausweisung war er Fischer geworden; aber die Fischerei ist ein unsicheres und ungenügendes Gewerbe, wenn es, wie es ihm erging, an den nothwendigsten Geräthen fehlt und wenn man eine Familie zu erhalten hat. Auch fehlte es seit einem Monate in der Hütte oft an Brot. Malescot litt und da er in Folge davon noch ungestümer wurde,



mißhandelte er ohne Erbarmen seine kranke Frau und seine Tochter, ein armes Kind von zehn Jahren, das den ganzen Tag halb nackt auf den Felsen umherlief.

Uebrigens konnte man den Kalfaterer nach diesen traurigen Aufsitzen in seinem häuslichen Leben nicht beurtheilen. Nie war eine Klage über die Lippen seiner Frau gegangen, die, fest im Glauben und in der Hoffnung auf ein besseres Leben, den Schmerz in sich verschlossen hielt und ihre Tochter nur Worte der geduldigen Sanftmuth und der Ergebung lehrte. Dieses edele Schweigen, nebst einigen guten Handlungen, die in langen Zwischenräumen in dem Leben Malescots glänzten, erhielt ihm einen gewissen zweideutigen Ruf. Man erinnerte sich, daß er, als so geschickter Schwimmer, um im Nothfalle einen halben Tag im Wasser bleiben zu können, zu verschiedenen Malen mit unglaublicher Kühnheit und Gewandtheit unglückliche Schiffbrüchige gerettet hatte, die bereits von Allen aufgegeben gewesen waren. Man erwähnte Umstände, in denen er einen über alles Lob erhabenen Muth gezeigt hatte. Auf der andern Seite schilderten ihn aber auch seine ehemaligen Kameraden, die am meisten mit ihm umgegangen waren, einstimmig als einen selbstsüchtigen und habfüchtigen Menschen. Sie zuckten sehr bedeutungsvoll die Achseln, wenn man in ihrer Gegenwart von seiner Wirthschaft und der armen Yvonne, seiner Frau, sprach oder die unerschrockene Menschlichkeit des Kalfaterers rühmte; sie gaben zu verstehen, daß er mehr aus Habsucht und um sich bekannt zu machen, als aus wirklicher Menschenliebe so gehandelt habe.

„Wer dem Ertrinken entgeht, bezahlt gut,“ sagten sie, „und dann finden sich Neugierige ein, welche auf der Straße stehen, Beifall klatschen und bravo rufen. Man lasse einen Menschen verunglücken und wir bezweifeln sehr, ob er ihn in der Nacht rettet, wenn er keine Bezahlung zu erhalten glaubt oder wenn es Niemand sieht.“

Diejenigen, welche so sprachen, irrten sich nicht, wie wir glauben. In einer kalten und nebeligen Februarnacht 1793 geschah Folgendes.

Malescot schlief seit drei Stunden, als er durch heftiges Klopfen an der Thüre seiner Hütte geweckt wurde. Da er glaubte, es sei ein Bettler, der sich an der Küste verspätet, verbot er seiner Frau zu öffnen und legte sich ruhig auf die andere Seite. Aber das Klopfen begann von neuem und als er es überdrüssig war, stand er brummend auf, nahm seinen Stock und zog den hölzernen Niegel innen an der Thüre zurück.

„Schnell, Malescot, schnell!“ sagte der Ankommende, der Zollwächter, dessen Wachthäuschen zwischen Felsenvorsprüngen einige hundert Schritte davon stand. „Es ertrinken Leute da unten. Das Wachtschiff liegt auf der Rhebe draußen und keiner von uns im Fort kann schwimmen. Schnell, nimm Dein Tau und in das Wasser!“

Während er sprach, hörte man das Pfeifen des Windes, der in den dürrn Blättern des Berges rauschte, und das betäubende Getöse der Wogen, die an die nahe Küste schlugen. Es war in dieser Nacht Sturm auf dem Meere gewesen; die Bretter der Hütte bebten und schlugen aneinander wie die dürrn Blätter, die nach dem Herbst an den Zweigen der Bäume geblieben sind. Malescot, der fast ganz unbekleidet war, stand zitternd auf der Schwelle und antwortete nicht.

„Die Zeit drängt,“ fuhr der Zollwächter fort; „ich habe durch den Gang nach dem Fort schon einige Minuten versäumt, die ich mit dem Gehalte eines ganzen Jahres zurückerkufen möchte. Die letzten Hilferufe waren schwach, herzzerreißend; strenge Dich an, Malescot, um des Himmels willen strenge Dich an!“

Malescot ließ noch immer auf seine Antwort warten; endlich sagte er im Tone plumpen, mürrischen Spottes:

„Wozu sind denn die Wächter an den Küsten? Ein Haufen Faulenzer, die zu nichts nützen und das Wasser scheuen wie tolle Hunde. Hat wohl schon ein Zollwächter einen Menschen gerettet? Nein. Er empfängt aber alle Wochen seinen Lohn. Malescot dagegen verhungert in seiner Hütte da. Und doch .. aber so ist nun einmal die Welt. Gute Nacht, Bürger! Meine Frau soll ein de profundis für die beten, die einen großen Schluck thun müssen; weiter kann man in solchem Wetter nichts thun.“

Der Wächter hatte wenig auf die Beschuldigungen gegen sein Corps geachtet, der Schluß des Fischers aber empörte ihn.

„Wie?“ rief er; „Du willst die armen Menschen ertrinken lassen, ob es Dir gleich so leicht ist, sie zu retten! Der letzte Ruf kam kaum eine halbe Stunde weit her; das ist ein Spiel für Dich, da Du im Wasser so zu Hause bist, wie auf dem Lande.“

Statt aller Antwort warf der Fischer heftig die wurmfüchtige Thüre zu und schwur, daß er in einer solchen Nacht keinen Schritt gehen würde und wenn die ganze Stadt Malo zu retten wäre. Der Wächter blieb unbeweglich auf einer und derselben Stelle stehen; er



war ein gemeiner Soldat, der nichts als seinen Sold hatte, aber der ängstliche Hilferuf der Unglücklichen lastete ihm schwer auf dem Herzen. Er klopfte von neuem an.

„Malescot!“ rief er durch die Breter; „ich bin nur ein armer Teufel wie Du, aber wenn der Gewinn Dich bestimmen kann, so verweigere Deine Hilfe nicht; ich gebe drei Sechslivrestücke, wenn Du einen Menschen lebendig zurückbringst.“

Die Thüre wurde plötzlich wieder geöffnet und unterbrach die Rede. Malescot stand auf der Schwelle mit dem Tau unter dem Arme.

„Und wenn der Mensch todt ist?“ fragte er.

— „So bekommst Du die Hälfte,“ sagte der Wächter, höchlich verwundert über die kaltblütige Habsucht des Kalfaterers.

„Und wenn ich gar nichts zurückbringe?“ fragte dieser weiter.

„So erbarme sich Deiner Gott! Du bist hart gegen die Unglücklichen. Du sollst einen Thaler für Deine Mühe erhalten.“

— „Es ist gut,“ entgegnete Malescot, indem er hinauszuweichen wollte; er besann sich aber eines andern und setzte hinzu: „gieb her den Thaler, Bürger.“

„Wenn Du zurückkommst.“

— „Jetzt gleich. Willst Du ihn geben oder nicht?“

Der Zollwächter drückte ihm das Geld in die Hand, ohne seinen Widerwillen zu verheimlichen. Er hatte so das Recht erkaufte, zu befehlen.

„Nun schnell vorwärts!“ sagte er.

Malescot ließ es sich nicht zweimal sagen. Hatte er auch keine andere Tugend, so war er doch, wie alle Hafendarbeiter, ehrlich. War er bezahlt, so arbeitete er. Es handelte sich bei ihm nicht um die Menschenliebe; es war die Arbeit für einen Thaler oder für drei Sechslivrestücke, weiter nichts.

Er eilte rasch der Küste zu und der Wächter folgte ihm. Einen Augenblick darauf bekreuzigte er sich und sprang in das Meer.

## 2.

Am Nachmittage vorher hatte eine kleine Barke ohne Verdeck, die bis dahin hinter einem Fesenvorsprunge gelegen, den dichten Nebel, der plötzlich die Bucht einhüllte, benutzt, die Anker gelichtet und war trotz dem drohenden Aussehen des Meeres mit vollen Segeln nach Jersey zu gesteuert. Zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, waren solche heimliche Abfahrten et-

was ganz Gewöhnliches. Man wanderte in Schaaren aus der Bretagne aus und die adeligen Flüchtlinge wählten die Küste in der Nähe von St. Malo als den mindest gefährlichen, den bequemsten Abfahrtspunkt. Es gab allerdings dort einen Schwarm von Küstenwächtern, aber die Klippen beugen sich auch sehr bequem zu geheimnißvollen und tiefen Gewölben. Es giebt mitten in diesen Felsenmassen, die scheinbar compact und fest sind, so wunderbar verborgene Verstecke, so ganz unbekannte Häfen und Buchten. Man wartete in diesen Verstecken bisweilen lange, immer aber in Sicherheit; wenn endlich die hundert Augen der zahlreichen Argus am Ufer durch den dicken Nebel oder die finstere Nacht nicht hindurch sehen konnten, schiffte eine Barke, die geräuschlos den schützenden Hafen verließ, nach England zu. Das Gewerbe des Schmugglers war damals höchst einträglich. Manche Familie in Saint Malo verdankt ihm ihren Reichtum. Die Schmuggler von 1793 betrogen zu gleicher Zeit den Fiskus und die Guillotine. Das Schiffchen, das mit Emigranten abfuhr, brachte Tabak oder seidene Tücher zurück.

In dem Boote, das wir im Nebel abfahren sahen, befand sich nur ein Mann von etwa 22 Jahren, der trotz dem Abmathen der Fischer verlangt hatte, daß man sogleich unter Segel gehe. Der Marquis von St. Jouan hatte sich nicht ohne Widerstreben entschlossen, sein Vaterland zu verlassen. Sein Vater, der vor kurzem verstorben war, hatte lange schon die Folge der Ereignisse von 1789 vorhergesehen und sich beeilt, seine Besitzungen für alle mögliche Fälle zu Gelde zu machen. Der junge Marquis, im Besitze eines ungeheuren Capitals und der königlichen Sache völlig ergeben, hatte sich ohne Rückhalt dem Herrn de la Rouarie angetragen und mit seinen persönlichen Bemühungen, wie mit seinem Gelde den bretagnischen Verschwörer unterstützt; als aber das Complot gescheitert und der Urheber desselben todt war, hielt sich der Herr von Saint Jouan nicht mehr für gebunden. Er maß mit unpartheiischem Blicke die Kräfte der Royalisten in der Bretagne und sah, daß Dummheit auf der einen und Verrath auf der andern Seite seiner Partei jede Aussicht auf Erfolg benahmen. Er erkannte, daß jedes vernünftige Vertheidigungssystem mit den Adelligen unmöglich sein würde, die, statt vereint zu handeln, auf dem Schlachtfelde um den Vorrang stritten, sich ausschließlich mit kindischen Auszeichnungen beschäftigten und als Führer nicht den Fähigsten, Geeignetsten,



sondern den besten Edelmann verlangten. Er zweifelte daran, eine Aufgabe lösen zu können, an welcher das Genie La Rouaries gescheitert war, und weinte über diesen Mann, der ohne Zweifel groß geworden sein würde, wäre er nicht gleichsam von der völligen Nichtigkeit seiner Feinde erdrückt und erstickt worden. Dann dachte er an sich selbst. Sein Schloß lag nahe an der Küste; er verschloß das, was ihm von dem Vermögen seines Vaters übrig geblieben war, in ein Kästchen und gelangte an den Einschiffungsplatz.

Der Sturm überfiel ihn, als er erst einige Stunden von der Bucht von Rotheneuf entfernt war. Das Boot gehorchte bald dem Steuer nicht mehr und wurde fast in demselben Augenblicke umgeworfen. Alle Matrosen ertranken, der Marquis aber, ein ausgezeichnete Schwimmer, hielt sich bis zur Nacht auf dem Wasser, rief bisweilen um Hilfe und erreichte endlich nach unglaublichen Anstrengungen eine freilich von der Küste noch immer entfernte Klippe. Erschöpft, fast besinnungslos, sank er auf dem Felsen nieder und nachdem er noch einmal gerufen hatte, schloß er ein mit dem Kopfe auf dem Kästchen, das er nicht von sich gelassen hatte.

Dies war etwa eine Stunde vorher geschehen, als Malescot in das Meer sprang. Die eisige Kälte des Wassers lähmte Anfangs die Muskeln desselben; er kam nur mit Mühe vorwärts; sein Athem war kurz und schmerzlich und jede Welle, die an seinem Kopfe zerschellte, machte ihn schwindelig. Bald indeß gewann seine Amphibiennatur die Oberhand; das Blut kreisete von neuem frei in seinen Adern und bei jedem Schwunge, den er sich gab, schnellte er aus dem Wasser heraus, wie die Fische, welche die Hundstagswärme fieberisch macht und die in der Gewitterzeit ihren spiegelnden Leib dem mörderischen Bleie des Jägers bieten. Nach einigen Minuten fühlte er sich in dem Wasser so behaglich, wie eben noch in dem Bette.

Als er den Strandwächter verlassen, hatte dieser ihm die Richtung angedeutet, die er einzuschlagen habe, denn man hörte keinen Ruf mehr.

Malescot schwamm in der angegebenen Richtung hin gerade aus, denn er war in seinem Elemente. Er und der Sturm kannten einander. Oft hatte der Kalfaterer, im Stolze auf seine unbestrittene Ueberlegenheit, wenn das Meer am wüthendsten tobte, sich in dasselbe hinuntergestürzt, um von der staunenden Menge seine Kraft wie seine ungewöhnliche Geschicklichkeit bewundern zu lassen. Der Strandwächter hatte gesagt, eine halbe Stunde in dem aufgeregten Meere sei für

Malescot eine Kleinigkeit, und er sprach damit die Wahrheit aus.

Malescot sah sich um, ob nicht ein menschlicher Körper irgendwo schwimme, aber er konnte nichts entdecken. Er schwamm also in einem großen Bogen um den Ort herum, wo der Schiffbruch stattgefunden haben sollte, und nahm als Mittelpunkt desselben eine Klippe, die dunkel aus dem weißen Schaume hervorragte. So schwamm er in immer engeren Kreise herum und näherte sich dieser Klippe immer mehr in der Ueberzeugung, daß ihm so nichts entgehen könnte.

Nach einem unermüdlichen Suchen von einer halben Stunde hatte er noch nichts entdeckt. Er befand sich jetzt ganz nahe an der Klippe und stieß endlich, als Signal, einen gellenden Schrei aus.

In demselben Augenblicke richtete sich eine menschliche Gestalt auf der Spitze des Felsens empor.

„Gut,“ dachte Malescot; „es giebt achtzehn Eivres. Heda!“

— „Heda!“ antwortete der Mann auf der Klippe.

„Bist Du allein?“

— „Ganz allein.“

Diese Worte wurden mit Anstrengung ausgesprochen, aber mit jener aristokratischen Stimme, die weder durch angestrenzte Arbeit, noch durch rohes Geschrei in Geänken, so zu sagen, abgestumpft worden ist.

„Ach ein Ehemaliger!“ dachte Malescot. „Bürger,“ setzte er laut hinzu, „komm und brauche Hände und Beine, wenn Du schwimmen kannst; wenn nicht, so habe ich da mein Tau und werde Dich sanft bis Rotheneuf ziehen. Du wirst zwar etwas Meerwasser zu Dir nehmen müssen, aber das reiniget den Magen.“

„Das Meer sinkt?“ fragte der Unbekannte.

— „Es mag etwa Mitternacht sein, Bürger; die Ebbe kommt erst um drei Uhr.“

Der Unbekannte deutete seinen Verdruß durch einen Ausruf an.

„Wie weit ist es bis an die Küste?“ fragte er sodann.

— „Drei ganz kleine Viertelstunden.“

Malescot beobachtete mit böshafter Freude den Eindruck seiner Antworten auf den Unbekannten. Er, der arme und verachtete ehemalige Kalfaterer, konnte ganz nach Behagen einen Reichen, Adligen quälen, welche Wonne! Nach kurzem Schweigen fuhr der Letztere entmuthiget fort:

„Ich bin zu sehr ermattet und würde das Ufer



nicht erreichen. Sagen Sie, guter Mann, geht die Flut über diesen Felsen da?"

— „In einer Stunde würde eine Brigg darüber hinfahren können, ohne anzustoßen. Aber zum Teufel, was machen Sie da? Sie können nicht schwimmen, ich sehe es. Nehmen Sie mein Tau und schlingen Sie sich dasselbe um..."

„Was soll ich thun?“ murmelte der Unbekannte, den ernste Gedanken zu beschäftigen schienen.

— „Er scheut sich nach Rotheneuf zu kommen, wo ein Posten steht,“ dachte Malescot bei sich; „desto schlimmer, das ist seine Sache.“ Dann fuhr er ungeduldig laut fort: „nun kommen Sie herunter oder nicht? Wissen Sie, ich läge lieber im Bette, als daß ich hier stehe. Kommen Sie oder ich kehre um.“

Der Schiffbrüchige, der, wie der Leser schon errathen haben wird, kein anderer war als der Marquis von Saint Jouan, that einige Schritte vorwärts, blieb aber bald wieder unentschlossen stehen.

„Ich bin in großer Verlegenheit, lieber Mann,“ sagte er; „ich habe da ein wichtiges Kästchen, das leider schwer ist. Unter gewöhnlichen Umständen würde es mir leicht sein, eine Stunde weit zu schwimmen; denn ich schwimme wie ich noch Niemand habe schwimmen sehen. Aber ich habe mich bereits vier Stunden mit meinem Kästchen im Wasser gehalten und bin völlig erschöpft; wollen Sie mir helfen, so tragen wir jeder die Hälfte.“

— „Teufel! Vier Stunden, das ist viel!“ sagte der Kalfaterer, dem besonders dieser Umstand auffiel. „Wenn Sie aber sagen, Sie hätten noch Niemanden gesehen, der Ihnen im Schwimmen gleichkomme, so können Sie dies nicht länger sagen, denn jetzt bin ich da, Malescot. Sie haben gewiß von mir gehört.“

„Allerdings,“ entgegnete der Marquis, der seine Erinnerungen sammelte, „ein unglücklicher, armer, aber mitleidiger Mann. Gott sei gedankt, ich bin gerettet. Wollen Sie die Hälfte des Kästchens nehmen?“

— „Geben Sie es nur ganz her, Bürger; da Sie vier Stunden im Wasser gewesen sind, so werden Sie genug haben. Geben Sie her und bleiben Sie ganz ruhig.“

Der Marquis dachte einen Augenblick nach. Seiner Meinung nach war Malescot ein ehrlicher Mann, aber er konnte sich nicht entschließen, so sein ganzes Vermögen den Händen eines Unbekannten zu überlassen.

„Ich und dieses Kästchen werden uns niemals trennen,“ sagte er. „Thun Sie so, wie ich es Ihnen

vorschlage; für Ihre Bemühung erhalten Sie 50 Louisdor, sobald wir am Lande sind.“

— „Fünfzig, was? Fünfzig Louisdor, sagen Sie? Ach! aber, ach!... aber.. Es muß ja alles Gold in der Welt in diesem Kästchen sein!“

„Das Kästchen enthält besonders Papiere von großer Wichtigkeit. Sind wir einig?“

— „Ich nehme das Anerbieten an und bürge für Sie und das Kästchen.“

Bei diesen Worten reichte der Marquis Malescot ein kleines würfelförmiges Kästchen und beide schwammen kräftig nach der Küste zu.

## 3.

Das Kästchen war wirklich schwer, aber der Marquis schwamm trotz der Last schweigend so rasch, daß der Fischer ihm kaum folgen konnte.

Der Letzere war mit seinen Gedanken beschäftigt.

Wollte ich hier beschreiben, welche Reihe böser Gedanken in seinem Geiste auf einander folgten und die erste unklare, ferne und anfangs schnell abgewiesene Idee von einem Verbrechen mit der kaltblütig beobachteten und dann mit der Eier eines wilden Thieres verfolgten Ausführung verknüpften, so wäre dies eine vielleicht leichte Aufgabe, aber gewiß auch eine nutzlose. Jedermann kann die logische Verkettung der beiden Gedanken fassen: „hier ist ein Schatz, der mich lebenslänglich reich und glücklich machen würde,“ und, „dieser Schatz muß um jeden Preis mein werden.“

Nach einer Viertelstunde hörte Malescot, der unmerklich eine andere Richtung genommen hatte und fast parallel mit der Küste schwamm, das Athmen des Marquis schneller und beschwerlicher werden. Er merkte, daß das Kästchen ihm schwer wurde. In diesem Augenblicke war das Verbrechen bereits beschlossen. Indem er sich über einen plötzlichen Schmerz in dem Arme beklagte, mit dem er ruderte, ersuchte er den Marquis, mit ihm den Platz zu wechseln, damit er den Arm ausruhen lassen könne. Der Marquis schöpfte keinen Verdacht und willigte gern in den Wechsel, der ihn selbst erleichtern mußte. Malescot, der das Kästchen noch immer hielt, schwamm vor und gab in dem Augenblicke, als seine Füße in der Gegend des Kopfes des Andern sich befanden, diesem einen so gewaltigen Tritt an die Stirn, daß der Unglückliche sogleich sank. Malescot dagegen schwamm rasch nach der Küste zu.

(Fortsetzung folgt.)



## Miscellen.

(Die buchstäbliche Auslegung der Gesetze.) Man hat viel von der übertriebenen Ehrfurcht der Engländer vor dem Buchstaben des Gesetzes gesprochen und einige seltsame Beispiele davon angeführt. Eines der merkwürdigsten ist das Folgende. Ein Mann hatte einem andern im Kampfe die Nase abgeschnitten, wurde deshalb vor die Assisen gestellt und des Verbrechens der Verstümmelung angeklagt. Der Advokat des Angeklagten, der wohl wußte, daß die Sache selbst nicht geläugnet werden konnte, suchte in den Wörterbüchern der Chirurgie nach dem eigentlichen Sinne des Wortes Verstümmelung. Er fand da, daß Verstümmelung die Abtrennung oder Zerstörung eines Gliedes bedeute. Als er darauf das Wort „Glieder“ aussuchte, fand er, daß man so nur einen Theil des Körpers nennen könne, der aus Knochen, Muskeln, Nerven und einer Menge anderer Gegenstände besteht, von denen die Nase nicht die Hälfte zu besitzes schien. Er gründete seine Vertheidigung also auf den Beweis, daß die Nase, die nur aus gewissen unbedeutenden Knorpeln besteht, kein Glied genannt werden könne, daß das Abschneiden der Nase folglich auch nicht die Vernichtung eines Gliedes sei, was vor den Gesetzen die Verstümmelung ausmache, und daß also sein Client, wie tadelnswerth auch seine Handlung sein möge, freigesprochen werden müsse, da er mit Unrecht des Verbrechens der Verstümmelung angeklagt worden sei. Die Geschwornen waren auch dieser Meinung und der Nasenabschneider wurde demnach in Freiheit gesetzt. Da nun diese Freisprechung durch ihre Folgen die Nasen aller Engländer zu bedrohen schien, brachte das Ministerium die Sache vor das Parlament, damit dieses den eigentlichen Sinn des Gesetzes bestimme, und ein feierlicher Beschluß dieser großen gesetzgebenden Versammlung erklärte denn, daß die Nase allerdings ein Glied sei, wonach sich die Gerichte und die Bürger in Zukunft zu richten hätten. Und solche Dinge kommen bei dem ernstesten Volke in der Welt vor!

(Die Frauentracht in den niedern Ständen in London.) In London giebt es durchaus keine Grisetten in Satunkleidern &c.; Alle tragen einen Hut und ein seidenes Kleid; sie wissen es gar nicht anders. Diese seidenen Kleider wandern von den vornehmsten herunter bis zu den gemeinsten Personen. Man kann sich denken, was diesen seidenen Kleidern bei dieser Wanderung geschehen kann und wirklich geschieht, und wird sich danach eine Vorstellung von der Reinlichkeit und dem Aussehen der Armen überhaupt machen können.

(Die Gräfin Rossi.) Sie war eine Stellung schwieriger als die der Gräfin Rossi in Frankfurt, wo man sich noch recht wohl der ersten Erfolge der Mlle. Sonntag auf der Bühne erinnerte. Als Gemahlin eines bevollmächtigten Ministers und sonach in den ersten Rang der Gesellschaft eingetreten, begriff die Gräfin gewordene Sängerin sogleich, daß man sich ein schadensfrohes Vergnügen daraus machen würde, sie an ihren frühern

Stand zu erinnern, wenn sie sich stelle, als wolle sie denselben vergessen, und sie nahm deshalb eine ganz entgegengesetzte Rolle an. Kaum war sie bei den an Ahnen so reichen Damen erschienen, als sie ungezwungen und einfach meist von Musik zu sprechen anfing. Man wünschte sie zu hören, sie ließ sich nicht bitten, sang bei vielen Gelegenheiten und bot für die geringe Gesellschaft ihr ganzes schönes Talent auf, das ihr so viele fast beispiellose Triumphe erworben hatte. Der stolzen Gräfin würde man verächtlich die ehemalige Sängerin vorgehalten haben; der Dame aber, die immer zu gefallen bemüht war, bezeigte man eine Achtung, welche die ältesten, d. h. ahnenreichsten Gräfinnen hätten beneiden können. Bei einem Gesandten wurde ein Theater eingerichtet und die Töchter des Ministers erhielten Unterricht von der Gräfin Rossi, um würdig zu werden, neben ihr zu erscheinen. Man verschrieb die Partitur des „Schwarzen Domino“ und ich habe gesehen, was man in Paris nicht sieht, Mlle. Sonntag in der Hauptrolle dieser Oper. Bei einer Gelegenheit, als von der Verheirathung eines englischen Geistlichen mit einer ehemaligen Schauspielerin die Rede war, vergaß sich der Graf . . . und sagte: „Wie kann der Mann die Würde eines Geistlichen so weit vergessen, um eine . . .“ Da begegnete er den Blicken der Gräfin Rossi und schwieg betroffen. „Um eine Sängerin zu heirathen,“ vervollständigte sie; „mein Gott, geniren Sie sich doch nicht, Herr Graf.“ Alle lachten und die liebenswürdige Frau triumphte über die Verlegenheit des Diplomaten. Die Gräfin Rossi ist voller geworden, die Schönheit ihres Gesichtes und die Weiße ihres Teints hat sich aber noch mehr ausgebildet. Jetzt lebt sie mit ihrem Gemahle in Petersburg. (Revue de Paris.)

(Die Bettler von Ceylon.) Japura ist ein reicher Perlenfischer von Ceylon, der mit den Europäern handelt; jedes Jahr schickt er vierzig Diener in die Bucht von Gondatschi zur Perlenfischerei und er steht mit den ersten Juwelenhändlern in Paris, London und Petersburg in Verbindung. Japura wurde angeklagt, in der Nacht unsern einer Kirche Agra umgebracht zu haben. Er hatte eine Schwester Leomal, die schön, reich und gut war, deshalb von der ganzen Umgegend geliebt wurde und um deren Hand sich viele junge Männer bewarben. Lange äußerte sie, sie ziehe vor, bei ihrem Bruder zu bleiben, mit einem Male aber änderte sich ihr Sinn. Sie zeichnete einen Fischer von ungewöhnlicher Schönheit: Agra, aus, der sie leidenschaftlich liebte und dem sie bald auch ihre Liebe gestand. Japura weigerte sich, seine Einwilligung zu der Heirath zu geben; anfänglich meinte er, Agra sei für seine Schwester nicht reich genug, als ihm dieser aber sein Vermögen vorlegte, bat er um zwei Monate Aufschub, um die Verheirathung seiner Schwester würdig feiern zu können. Agra willigte ein und Japura dachte an sein Verbrechen. Er lauerte eines Abends Agra auf —, erschlug ihn und warf den Leichnam in das Wasser. Trotzdem kam das Verbrechen an den Tag; ein englischer Offizier begegnete dem Blutsbefleckten und führte ihn sogleich vor die Polizei, die sein Geständniß erlangte. Zu seiner Rechtfertigung führte Japura vor



dem Gerichte weiter nichts an, als daß Agra ein Bettler sei und er denselben getödtet habe, damit seine und seiner Schwester Ehre nicht besleckt würde. Auf der Insel Ceylon gab es vor der Eroberung eine Menschenclasse, welche man die Bettler nannte, und die sich auf der äußersten Stufe der Armuth und der Verachtung befanden. Man erzählt, die Vorfahren derselben wären dodda-vaddas, d. h. Jäger gewesen, welche für den Tisch des Königs das Wildpret zu liefern hatten. Eines Tages brachten sie ihm statt des Wildprets Menschenfleisch und der Fürst, der es vortreflich gefunden hatte, verlangte am andern Tag von derselben Art. Die Schändlichkeit kam aber an den Tag und der König erzürnte sich so sehr darüber, daß er den Lob der Schuldigen für eine zu geringe Strafe ansah. Er verordnete deshalb, daß alle die, welche zu jenem Stande gehörten, kein Eigenthum besitzen, kein Gewerbe treiben und mit den andern Menschen nicht umgehen dürften, daß sie von Geschlecht zu Geschlecht in allen Theilen des Reiches betteln, ehrlos und ein Abscheu der Gesellschaft sein sollten. Dieses Gesetz ist lange so streng aufrecht erhalten worden, daß der König, wenn er Beamte zum Tode verurtheilte, die Frauen und Töchter derselben den Bettlern überwies, was eine schrecklichere Strafe als der Tod selbst war. Bisweilen ließ man ihnen die Wahl, sich in den Fluß zu stürzen oder jener verhassten Classe zugetheilt zu werden, und man kennt kein Beispiel, daß sie gezögert hätten, die erstere Strafe der zweiten vorzuziehen. Seit Indien sich civilisirt, sind auch die Bettler glücklich und reich geworden, aber die Verachtung ist ihnen noch immer geblieben, wie ihr Name gebrandmarkt. Dieses Vorurtheil hatte denn auch den Arm Japuras bewaffnet, denn Agra stammte von den Bettlern ab. Der Gerichtshof wollte zur Ausrottung dieses Vorurtheils beitragen und verurtheilte demnach Japura, der denn auch zwei Stunden darauf öffentlich gehangen wurde.

(Die Theater in Paris zur Zeit der Revolution.) In den interessanten Memoiren Fleury's lesen wir: Den Muscadins (Stuzern) entgegen standen die Tape-durs, die indes nicht lange bestanden. In den Theatern masten sie sich das Amt dramatischer Erklärer an und übten laut und schrecklich die Kritik über die Stücke und die Schauspieler. Dabei machten sie einen Höllenlärm, sangen oder brüllten vielmehr ihre patriotischen Lieder zur Belästigung aller, welche weniger überspannt waren. Diese Janitscharen der Revolution erschienen auch in einer besondern Tracht. Sie bestand aus weiten Beinkleidern und kurzen Westen, nebst einer seltsamen Mütze mit Fuchspelz, die über ihre breiten Schultern herabsiel. Ueberdies zeigten sie sich nie ohne einen starken Knotenstock, den sie spottweise eine Confituktion nannten. Sie zogen in Schaaren umher, häufig begleitet von Frauen ihrer Partei, die, wo möglich, noch wilder und roher waren als sie selbst. Diese Parpyen pflagten bei Hinrichtungen das Schaffot zu umringen, die Leidenschaften des Pöbels zu reizen und in den Theatern ihre Lungen anzustrengen, um so viel Lärm als möglich zu machen. Die alten hießen tri-

coteuses (Strickerinnen), und die jungen wurden furies de guillotine (Furien der Guillotine) genannt. —

Unser altes Theater erhielt einen neuen Namen und ein neues Aussehen. Der Name Théâtre français war erst in Théâtre de la République und später in den Théâtre de l'Égalité umgewandelt worden. Auch die innere Einrichtung und Verzierung blieb nicht dieselbe. Um alle Rangunterschiede zu vertilgen, wurden die Bänke herausgenommen, welche die Logen trennten, damit die Bürger in Einigkeit und brüderlicher Liebe neben einander sitzen könnten. Die Logen erhielten dadurch ein Aussehen wie Galerien, und obgleich die Eleganz des Theaters dadurch völlig vernichtet wurde, so entsprach der Plan doch allerdings der republikanischen Gleichheit. In gewissen Zwischenräumen waren Säulen aufgestellt worden, welche von der ersten zu der dritten Logenreihe reichten und die Büsten der ausgezeichnetsten Märtyrer und glühendsten Freunde der Freiheit trugen. Die Vorderseiten der Logen, die Draperien und der Vorhang zeigten die drei Nationalfarben in schmalen perpendicularen Streifen, so daß das Innere des Hauses ziemlich wie ein großes Zelt von gestreiftem Baumwollenzeuge ausah. —

Als die Wuth der Schreckenszeit vorüber war, zeigte sich eine merkwürdige Umwandlung in Geschmack und Gefühl; alles verweichlichte, selbst die Sprache litt darunter und man verbannte aus derselben gewisse Buchstaben, welche die Zunge zu sehr anstrengten und an die rauhen Töne der Revolutionenmänner zu sehr erinnerten. Diese verbannten Buchstaben waren R, J, G und H. Man sagte nicht mehr: parole d'honneur, sondern parole d'onneur; aus den pigeons (Tauben) wurden pigeons etc. Auch im Theater waren die Pariser völlig das Gegentheil von früher und hüteten sich, das sonstige Geräusch und den Lärm zu wiederholen. Die Zuschauer bezeugten den Schauspielern ihren Beifall statt durch das lärmende Klatschen dadurch, daß sie den Daumen und vierten Finger der rechten Hand zusammenhielten und mit denselben sanft auf den Daumen und vierten Finger der linken Hand klopfen. Auch hatten sie das r in bravo unterdrückt und sprachen also bloß, leise, bravissimo! Daß von Werfen mit Äpfeln etc. keine Rede mehr war, versteht sich von selbst. Früher hatten die Schauspieler viel von solchen und ähnlichen Wurfswaffen leiden müssen. Einmal bei einer solchen Gelegenheit flog ein Apfel, der für einen Schauspieler bestimmt gewesen war, in die Loge der Frau von Simiane. Sie wickelte denselben sorgfältig in Papier und schickte ihn dem General Lafayette mit der mit Bleistift geschriebenen Zeilen: „mein lieber General, erlauben Sie, daß ich Ihnen die einzige Frucht sende, welche die Revolution mir gebracht hat.“

### Generalcorrespondenz.

Der Erbauer des schönen Theaters in Dresden, Prof. Semper, dem die Stadt schon mehrere andere vorzügliche Gebäude verdankt, wie z. B. die neue Synagoge, hat zum Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste von Sr. Maj. dem Könige das Kreuz des Civilverdienstordens erhalten. — Die Decorationen sind



eben so prächtig als das Haus und die Verwandlungen, die nach einem neuen Systeme bewirkt werden, geschehen auf einen Schlag, so daß es wirkliche Verwandlungen sind, nicht ein Hin- und Herschieben und Zerren, wie man sonst bei Coulissenwechsel häufig bemerkt. Die Costumes sind ebenfalls der Pracht des Hauses angemessen und deshalb meist neu. Namentlich sollen die Costumes in der Curvanthe an Glanz und Pracht alles übertroffen haben, was man bis dahin in der Art in Dresden gesehen hat. —

Wie wir erzählt haben, hatte ein Engländer, Standish, dem Könige der Franzosen seine kostbare Gemäldesammlung und Bibliothek vermacht. Ludwig Philipp geht bei der Uebernahme dieser Erbschaft sehr edel zu Werke. Er läßt nur die Gemälde selbst aus den Rahmen nehmen, in welche vor der Hand grünes Zeug gespannt wird, indem er versprochen hat, die Gemälde durch andere gleich werthvolle zu ersetzen. Unter den Gemälden befindet sich ein *Ecce homo* von Murillo, das auf 5000 Thlr. geschätzt wird. Die Wittve des verstorbenen Standish äußerte eine besondere Vorliebe für dieses Bild und der Baron Taylor, den Ludwig Philipp zur Uebernahme der Sammlung abgeschickt hat, ersuchte die Dame sogleich, jenes Bild als Geschenk von dem Könige anzunehmen. Mit der Bibliothek läßt der König eben so verfahren; französische Werke nimmt er gar nicht und die übrigen läßt er durch andere ersetzen. Die Gemäldesammlung ist auf 210,000 und die Bibliothek auf 90,000 Thlr. geschätzt worden. —

In Paris ist kürzlich eine neue *Modenwaarenhandlung* auf Aktien eröffnet worden, welche die Moden zu beherrschen gedenkt und die Firma führt „La ville de Paris.“ Am ersten Tage drängte sich eine sehr große Anzahl Neugieriger hinzu. Sie ist auf dem größten Fuße eingerichtet und man hat bereits berechnet, daß die Handlungsunkosten derselben sich auf jährlich 5 bis 600,000 Fres. belaufen dürften. Es sind in dem Geschäfte hundert und fünfzig Commis angestellt und das Anlagecapital beträgt über 7 Mill. Fres. —

In Leipzig kamen im vergangenen Jahre zweimal hunderttausend Fremde an. —

Die Kosten der Abholung der Leiche Napoleons und der Beisetzung in dem Invalidendome betrugen 1 Mill. 800,000 Fres. Nun ist noch das Grabmal in der Kirche zu errichten, das wenigstens eine halbe Mill. Fres. kosten wird, ob es gleich ganz einfach werden soll. —

In der jetzigen Gemäldeausstellung in Paris bemerkt man mit Verwunderung eine ungewöhnlich große Menge religiöser Gemälde, als wende sich die Kunst und folglich die Neigung des Publicums diesen Gegenständen wieder zu. Die Pariser Journale weisen aber eine solche Deutung ernstlich zurück und erklären den erwähnten Umstand für nichts weiter als einen Zufall. —

Mlle. Fanny Elfler, erzählt die Times, hat an einen Freund in Paris geschrieben und eine begeisterte Schilderung von ihren Erfolgen in Havanna entworfen. Ihr Benefiz hätte ihr 6000

Dollars eingebracht, sagt sie, und sie wäre von den Behörden zu einem großen Diner eingeladen worden, zu welchem sie 24 der reichsten Bewohner der Insel abgeholt hätten. Sie scheint sich über den Enthusiasmus, den sie erregt, selbst zu wundern, und es ist allerdings etwas ganz Ungewöhnliches, daß eine Sclavphide von 36 Jahren, die bereits einen achtzehnjährigen Sohn hat, als Tänzerin solches Entzücken hervorbringt. —

Pariser Journale erzählen, der Herzog von Orleans sei vor einigen Tagen selbst zu Victor Hugo gegangen, um denselben zu bitten, er möge zu der nahe bevorstehenden Taufe des Grafen von Paris eine Cantate dichten. Der Dichter soll es versprochen haben. —

In dem Bagno zu Toulon befindet sich ein Sträfling, bei dem die Sucht zu stehlen zu einer solchen Leidenschaft geworden ist, daß der Arzt der Anstalt die Geschichte des Mannes als einer physiologischen und moralischen Merkwürdigkeit beschrieben hat. Er kann durchaus nichts sehen, ohne es zu stehlen, wären es auch die unbedeutendsten Gegenstände wie alte Nägel zc. Keine Strafe vermag ihn davon abzubringen und er selbst erklärt: „Das Stehlen ist eine Leidenschaft, die brennt wie die Liebe und wenn mir das Blut im Kopfe und in den Fingerspitzen siedet, würde ich, glaube ich, wenn es möglich wäre, mich selbst stehlen.“ —

Vor einigen Tagen fand in Paris bei einem berühmten Orientalisten ein türkisches Concert statt, d. h. ein Türke spielte hinter einander auf allen in seinem Vaterlande gebräuchlichen Instrumenten, zuerst auf der *Guzla*, einer kleinen Guitarre mit drei Saiten, deren Griff aber zwei Metres lang ist, so daß das Instrument wie eine Schaufel aussieht. Es wird übrigens nicht mit den Fingern gespielt, sondern man kratzt mit einem Fischbeinstück darauf; die Ritornelle dauern anderthalb Stunden, das Lied nur fünf Minuten. Fängt der Spieler an zu singen, so ist das ein Zeichen, daß das Stück aus ist. Nach der *Guzla* kam eine große Violine von weißem Holze, die so schwer war, daß der Spielende sie auf seine Knie legen mußte; er begann wieder mit einem ewig langen Ritornell und entlockte dieser ungeheuern Bratsche spitzige sehr seltsame türkische Töne. Alle Anwesenden lachten laut. Der Türke sang sehr sanft und leise. Die Türken begreifen nicht, daß man beim Singen schreien muß, die *Wartbaren!* —

Ein reicher Pariser Bankier wendete sich vor einiger Zeit an einen Pfandverleiher, um 50,000 Fres. auf die Diamanten seiner Frau zu leihen, die er ihr früher mit 120,000 Fres. gekauft hatte. „Nehmen Sie die Steine heraus,“ sagte er zu dem Manne, „und lassen Sie falsche dafür einsetzen; ich möchte nicht, daß man es bemerke und erfahre.“ — „Das ist bereits geschehen,“ antwortete der Verleiher; „Ihre Frau ist Ihnen zuvorgekommen; ich habe ihr die Diamanten schon im vorigen Jahre mit schwerem Gelde abgekauft und dafür die falschen eingesetzt, die Sie mir jetzt bringen.“ —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 20.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlschnitten, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Garbinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Seehundsklub.

(Fortsetzung.)

Saint Jouan war indeß von dem Stöße nur betäubt worden. Er kam bald an die Oberfläche zurück, der Unwille gab ihm einen Theil seiner Kräfte wieder und er suchte den Flüchtigen zu verfolgen. Das Gewitter donnerte gewaltig und der grelle Schein der Blitze zeigte ihm den fliehenden Malescot in der Ferne. Jedesmal aber, wann der Blitz das Meer beleuchtete, war auch die Entfernung zwischen ihm und dem Räuber geringer geworden und seine Anstrengung verdoppelte sich, je mehr er hoffen konnte, den Räuber einzuholen.

Dieser schwamm in Verzweiflung. Von Zeit zu Zeit drehete er sich um und sah wüthend, daß ihm der Gegner immer näher kam. Das Kästchen hielt ihn auf. Wurde er erreicht, so konnte er sich nicht vertheidigen; er mußte es sinken lassen oder sterben. Malescot war indeß bereits so weit gekommen, daß er den Tod dem Verlust seines Schazes vorzog. Seine einzige Hoffnung war, einen Felsen zu finden, wo er seine Last einen Augenblick niederlegen könnte, während er sich umkehrte und den ehemaligen Besitzer in die Tiefe sendete. Der Letztere kam immer näher; kaum war er noch fünfzig Klaftern entfernt und die nächste Klippe lag wenigstens noch zweihundert weit. Malescot erreichte sie indeß, als es noch Zeit war, schwamm schnell um dieselbe herum und verschwand auf einen Augenblick dahinter, worauf sein erstaunter Gegner ihn auf sich zukommen sah.

Sie waren einander auf vier bis fünf Klaftern nahe und es begann nun ein unerhörter Kampf, ein Kampf, wie ihn Niemand noch gesehen. Der Sturm, welcher den höchsten Grad erreicht hatte, brüllte um die beiden Männer her, die kaum bemerkliche Punkte in dem unermesslichen Raume waren, armselige Insekten, die jede Woge hob und todt an die Zacken irgend einer Klippe werfen konnte. Aber diese beiden Männer suchten einander, unbekümmert um das schreckliche Schauspiel, das sich ihren Blicken zeigte, taub gegen die Stimme des rollenden Donners, unempfindlich für die Schläge der gewaltigen Wogenmassen, die unaufhörlich auf ihren Köpfen zerschellten, sie suchten einander, nicht um ihre schwachen Kräfte gegen den gewaltigen Gegner zu vereinigen, sondern um einander in dem Wüthen der entfesselten Elemente nach dem Leben zu trachten.

Der Marquis hatte nicht gesehen, daß Malescot das Kästchen abgelegt, und er glaubte deshalb, wenn er ihn angreife, nur mit einem Arme desselben zu thun zu haben. Sobald er ihm nahe genug gekommen war, schnellte er sich aus dem Wasser heraus und wollte so den Fischer packen. Dieser sah ihn kommen, und in dem Augenblicke, als der Marquis mit der ganzen Last seines Körpers auf ihn stürzte, tauchte er plötzlich unter, ergriff ihn an der Kehle und suchte ihn unter dem Wasser zu erwürgen. Seine Absicht wurde durch eine krampfhaft und verzweifelte Bewegung des Marquis vereitelt und beide kamen keuchend wieder an die Oberfläche. Da Saint Jouan nun auf seiner Hut war,



wurde der Kampf gleicher. War Malescot kräftiger und minder erschöpft, so war der Andere offenbar ein besserer Schwimmer. Er drehete sich um seinen Gegner mit unglaublicher Geschwindigkeit herum, griff ihn vorn, hinten, an den Seiten an, fast in einer und derselben Secunde. Schon hatte Malescot eine große Anzahl Puffe erhalten, die freilich gewandter geführt als kräftig waren, ihn aber doch endlich fast betäubten, so daß er mit Verzweiflung erkannte, er werde zu gleicher Zeit das Leben und seine reiche Beute verlieren.

Es sollte indeß nicht also sein. In dem Augenblicke, da der Schwindel ihn ergriff, berührte seine Hand zufällig das Tau, das er um seinen Leib geschlungen hatte. Sein Entschluß war sogleich gefaßt. Das Rettungstau sollte das Werkzeug eines Mordes werden. Er raffte alle seine Kräfte zusammen, tauchte unter, legte das Tau dreifach zusammen und machte am Ende einen dicken fest angezogenen Knoten; dann kam er wieder an die Oberfläche und erwartete, ohne sich zu rühren, einen neuen Angriff seines Gegners. Dieser glaubte ihm diesmal das Garaus machen zu können und stürzte sich mit Ungestüm über ihn. Malescot schlug. Das nasse Tau war schwer und hart geworden und der Marquis blieb einige Secunden ohne Bewegung. In diesem Augenblicke zerriß ein Blitz die Wolken; der Mörder und sein Opfer konnten einander in das Gesicht sehen. Dann schwang Malescot mit einem wilden Triumphgeschrei von neuem seine Taufeule und versetzte dem Unglücklichen einen zweiten Schlag. Saint Jouan verschwand unter den Wogen.

Ohne eine Minute Zeit zu verlieren, schwamm Malescot nach der Klippe zu, die seinen Schatz barg. Als er an dem Strande angekommen war, vergrub er das Kästchen in dem Sande und kehrte dann an die Stelle zurück, von wo er in das Meer gesprungen war. Der Strandwächter wartete auf ihn.

„Nun, Malescot?“ fragte er. „Ganz allein?“

„Man kann die nicht retten, welche schon todt sind. Ich habe Niemanden gefunden, Bürger.“

— „Die armen Unglücklichen! .. Gute Nacht! Wir haben gethan, was wir thun konnten.“

„Gute Nacht!“

Vor dem Tage verschwand Malescot und verließ seine Frau und seine Tochter.

Seitdem hörte man in Saint Malo nichts mehr von ihm.

## 4.

Wir sind in London in einem prachtvollen Palaste von Pall Mall. Es sind zehn Jahre vergangen. Auf einem schwellenden Divan halbliegend raucht ein dicker Mann mit gemeinem Gesichte aus einer kurzen, durch langen Gebrauch geschwärzten Pfeife Tabak neben einer großen Bowle Grog. Der Mann trägt einen außerordentlich feinen Schlafrock; seine großen Füße in Babuschen, die eines Sultans der arabischen Märchen würdig sein würden, liegen auf dem gemeißelten Tafelchen eines zierlichen Kamines von weißem Marmor. Alles in dem Zimmer, in welchem wir ihn sehen, verräth Luxus und Reichthum. Der Mann ist aber auch trotz seiner Pfeife und seinem gemeinen Gesichte ein großer Herr, ein französischer Emigrirter, der Marquis von Saint Jouan, der letzte Sproßling einer mächtigen Familie, die sich sonst oft mit dem herzoglichen Blute der Bretagne vermischte. Der Herr Marquis hat Frankreich im Anfange der Schreckenszeit verlassen, aber nicht wie seine Collegen bloß eine Perücke und einige alte Pergamente mitgenommen, sondern gleich im Anfange der Revolution die Besitzungen seiner Familie, Schlösser, Wälder, Felder und Wiesen in Louisdore und Wechsel auf London umgesetzt. Sein Vermögen ist, wie man sagt, unermeslich. Er könnte mit dem jährlichen Einkommen von demselben ein Stadtviertel kaufen.

Malescot (den der Leser wahrscheinlich in diesem Marquis von Saint Jouan schon erkannte) hatte nach seinem Gespräche mit dem Strandwächter seinen Schatz wieder ausgegraben und, ohne in seine Hütte einzutreten, sich unter den Felsen versteckt, um den Anbruch des Tages abzuwarten. Da hatte er seinen Schatz betrachtet. Das Kästchen enthielt einen Paß und alle Papiere, welche darthaten, daß der Inhaber der Marquis von Saint Jouan sei, nebst einer ungeheuern Summe in Wechseln auf verschiedene Häuser in London und zuletzt Gold. Malescot glaubte bei diesem Anblicke seinen Verstand zu verlieren. Er blieb den ganzen Tag mit offenem Munde und wie bezaubert vor dem Schatze kauern. Seine Hand zitterte bei der Berührung des Goldes; er zählte, spielte und weinte; er stellte die Goldstücke in Häufchen auf und machte allershand phantastische oder symetrische Figuren daraus; dann ließ er seine Louisdore wieder in das Kästchen fallen und griff gierig mit vollen Händen hinein. Dabei keine Reue über das Verbrechen, kaum noch eine Erinnerung; nur war es ihm bisweilen, als höre er seltsame drohende Töne; da sah er sich plötzlich um, bedeckte das



Kästchen mit seinem Leibe und fragte, welche menschliche Kraft ihm seinen Schatz wohl nehmen könnte.

Als es Abend wurde, beruhigte sich seine fieberhafte Aufregung. Er dachte an Flucht und begab sich geraden Weges in eines jener ihm bekannten Verstecke, in denen die Schmuggler sich zu verbergen pflegten. Der Handel war bald abgeschlossen. Malescot hatte das Kästchen in die Lumpen seines Kalfaterkittels gewickelt und sagte, er wolle seine Ueberfahrt durch Arbeit verdienen. In Southampton kam beinahe alles an den Tag; als aber dieser Schritt gethan war, hatte Malescot nichts mehr zu fürchten. Auch änderte er plötzlich den Ton und das Benehmen. Die ganze Stadt wurde aufgeboten, um das Haus des Marquis einzurichten. Nach einem Monate brach er mit einem wahrhaft fürstlichen Gefolge die Reise nach London an, er, der in Southampton in elenden Lumpen, mit dem Kästchen unter dem Arme angekommen war. Aber dieses Kästchen war die Zaubertruhe der Feenmärchen; sie enthielt Adel und Reichthum.

In London ließ er sich seine Wechsel auszahlen und sah sich in dem Besitze von mehreren Millionen.

Als sein erster und stärkster Schwindel und die burleske, von einer so plötzlichen völligen Veränderung unzertrennliche Originalität vorüber, war er kaum lächerlicher und minder gemein als andere reich gewordene gewöhnliche Leute. Er hielt offene Tafel, erdrückte das Publikum fast mit seinem schweren Luxus, pflückte fast neue Blumen in den modischen Theatern, wohnte den Wettrennen in New Market bei und spielte in den Spielhäusern. Da er Anfangs genöthiget war, mit seines Gleichen umzugehen, so argwohnte Niemand seinen Betrug. Jedermann ist mehr oder minder geneigt, die Offenheit mit der Barschheit zu verwechseln, und vergißt, daß die letztere oft nur eine Maske ist, die leicht von der Lüge vorgenommen werden kann. Ein Heuchler muß schon deswegen, weil er eine Rolle spielt, ein geschickter und schlauer Schauspieler sein. Malescot hinderte aber selbst die geringste Artigkeit, er hielt sich für mystifizirt, wenn man ihn auf eine gewisse Weise grüßte. Auch umgab er sich bald aus Instinkt mit einem Kreise angeblicher Emigranten, mit Leuten, die in prahlenden Worten ihre verlorene Stellung beklagten und aus Speculation die treue und unglückliche Aufopferung nachahmten. Es gab um diese Zeit eine Menge solcher Leute in London. Während die wirklichen Verbannten müthig mit ihren Händen arbeiteten, machten sich ihre Nachahmer, indem sie eine zu empfindliche Gesundheit

und Bildung vorgaben, zu den Parasiten irgend eines reichen Herrn. Malescot beherrschte sie durch seinen Reichthum und befand sich gemächlich unter ihnen.

Außerdem hatte er sich, um seine müßige Zeit hinzubringen, in eine große Anzahl Mäßigkeits- und Wohlthätigkeitsgesellschaften, so wie in eine Menge Clubs aufnehmen lassen. Es war der Anfang des Kaiserreichs und die in Frankreich modische Mythologie, die trotz der Continentsperre über den Canal ging, drang ihre pretentiösen Namen verschiedenen Clubs auf. Die Tokkeys nannten sich Centauren, die Trinker Silene u. s.; die Schwimmer dagegen hießen einfach Seehunde. Malescot war ein mittelmäßiger Centaure, ein leidlicher Silen, aber ohne Zweifel der König der Seehunde. Im ersten dieser Clubs spottete man über ihn und sah ihn für eine unerschöpfliche Mine absurder und schon im voraus verlorener Wetten an. Man benutzte seine völlige Unkenntniß der Pferde und verkaufte ihm alte Mähren für schweres Geld, die er dann zu den Wettrennen brachte und auf die er seine schönen Banknoten mit fast edelmännischer Kaltblütigkeit verlor.

Im Schwimmerclub war es anders. Bei seinem außerordentlichen Talente und seiner Habsucht, die wir kennen, wettete er ohne Aufhören und verlor niemals. Nach Ende des Jahres stellte sich eine Art Gleichgewicht zwischen den zwei Clubs her. Die Seehunde gaben ihm wieder, was ihm die Centauren nahmen.

In dem Augenblicke, als wir ihn wieder vor die Augen des Lesers bringen, hatte er in dem Centaurenclub ungeheuere Summen verloren. Auf der andern Seite war in dem Club der Amphibien nichts zu machen; der Stoff schien erschöpft zu sein. Er war also sehr übel gelaunt, daß er auf der einen Seite unaufhörlich verliere und auf der andern nichts gewinne, als sein Kammerdiener die Thüre öffnete und den Herrn Smithson anmeldete.

Herr Smithson trug auf einem maßloslangen Körper einen langen hagern Hals, an dessen Ende oben einer jener englischen Köpfe schwankte, die für Caricaturenzeichner ausdrücklich geschaffen zu sein scheinen. Er war derjenige, welcher mit dem Marquis am häufigsten umging. Er machte, wie der letztere, im Club sehr achtungswerthe Kraftstücke, ohne aber mit dem Marquis wetteifern zu wollen. Im Gegentheile er stellte sich zufrieden in den zweiten Rang und nahm dabei an allen Wetten des Marquis Theil. Man wußte eigentlich nicht, wovon der Herr Smithson lebe; aber er war anständig gekleidet, erlaubte sich selbst sehr kostspie-



lige Launen und bezahlte im Club seine Schulden mit feltener Pünktlichkeit. Das Uebrige brauchte Niemanden zu kümmern.

Er trat mit dem Seehundsgrüße ein und reichte gravitatisch den Finger. Dann entwickelte sich ein schon an sich, noch mehr aber durch die Folgen, die es veranlaßte, interessantes Gespräch zwischen den beiden Freunden.

„Hier, Pitt!“ rief Smithson. „Mach' Dein Compliment!“

Pitt war ein sehr häßlicher Pudel. Er kroch herbei und hob die Pfote empor.

— „Recht gut, Pitt!“

Und Smithson streichelte den Hund mit wahrhaft väterlicher Liebe. Dann zündete er sich eine Cigarre an und fragte den Marquis: „nichts Neues?“

„Gar nichts.“

— „Nichts? Seit zwei Monaten haben Sie nichts gethan. Womit beschäftigen Sie sich? Ich verheimliche es nicht, ich möchte wohl ein Tausend Pf. St. gewinnen. Der Irländer, der dem Pitt da Schwimmstunden giebt, nimmt mir eine Guinée für die Stunde ab und da Pitt täglich sechs Studen studirt, so macht das monatlich mehr als 300 Pf. Das ist viel Geld, aber der Hund leistet auch Erstaunliches. Haben Sie ihn gesehen? Hier, Pitt!.. Wirklich, ich brauchte... Wollen wir in diesen Tagen nicht etwas anstellen?“

Der Marquis von Saint Jouan bließ langsam den Rauch vor sich hin und sagte:

„Alles das langweilt mich, Smithson. Es ist nichts mehr zu machen. Worauf sollte man noch wetten?“

— „Ist es weiter nichts? Fehlt es Ihnen nur an einer Idee? Ideen habe ich. Warum sagen Sie nichts davon? Ja, Sie sind allerdings — Nieder, Pitt! — Sie sind allerdings ein guter Schwimmer, aber in Ideen nicht besonders stark. Warum wetten Sie nicht, mit einem Gewichte am Körper über die Themse zu schwimmen? Was meinen Sie dazu?“

Bei dieser so einfachen Idee, die so fruchtbar zu werden versprach, warf der Marquis von Saint Jouan seine Pfeife durch das Fenster hinaus und sprang auf. Er sah da wirklich eine ganze Reihe neuer Triumphe, eine ganze Zukunft von gewonnenen Wetten. Nachdem also die erste Freude vorüber war, hielten die beiden Amphibien ernstlich Rath über die Mittel, wie so schnell als möglich die Idee des pfliffigen Herrn Smithson nutzbar anzuwenden sei. Sie kamen endlich überein, daß

der Marquis schon am nächsten Tage in dem Club so hingeworfen eine mäßige Wette vorschlagen sollte; Smithson nahm es über sich, dieselbe sodann hinauszutreiben.

„Aber welche Last werden Sie tragen?“ fragte der letztere; „ich denke, funfzehn bis achtzehn Pfund.“

— „Bah!..“

„Höchstens zwanzig..“

Aber der Marquis zuckte die Achseln und schwur, er würde sich schämen, weniger als funfzig vorzuschlagen.

Darauf entfernten sich Herr Smithson und Pitt.

### 5.

Einige Tage darauf saß in einem der erbärmlichsten Häuser in der Nähe des Tower ein Mann mit zwei Frauen am Tische um eine Schüssel mit Kartoffeln in der Schale und schien diesem so einfachen Gerichte mit starkem Appetite zuzusprechen. Eine der Frauen war noch jung, aber durch Krankheit oder Kummer abgezehrt; die andere, ihre Tochter ohne Zweifel, stand in dem ganzen Glanze einer von Schönheit strahlenden Jugend.

Der Mann konnte dreißig Jahre zählen; unter seiner groben Kleidung erkannte man eine zugleich männliche und zierliche Natur. Während seine beiden Gesährtinnen ohne großen Widerwillen aßen, schob er nach einigen Bissen seinen Teller zurück und versank wieder in ein finsternes Brüten.

„Eduard,“ sagte da die junge Frau mit einer von ehrerbietiger Scheu gemäßigten Zärtlichkeit, „hast Du heute keinen Appetit?“

Eduard stand rasch auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Die beiden Frauen sahen einander an.

„Gewiß wieder Deine gewöhnlichen traurigen Gedanken, Eduard,“ sagte die Aeltere.

„Um des Himmels willen, fasse Muth; weist Du nicht, daß wir auch traurig werden, wenn wir Dich so betrübt sehen?“

Der junge Mann strich mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Gedanken verscheuchen, die ihn peinigten; dann trat er zu den beiden Frauen, ergriff die Hände derselben, drückte sie und sprach mit inriger Rührung:

— „Ich weiß es, daß Ihr gut seid; ich weiß, was ich Dir verdanke, liebe Mutter, die Du den armen Schiffbrüchigen ausnahmsst und trotz Deiner Armuth Deinen letzten Bissen Brod mit mir theiltest. Ich



danke Dir. . Auch Dir danke ich, Marie, die Du dem Unbekannten alles gabst, was Du in dieser Welt besahest, Deine Hand und Dein Herz. Ich danke Euch beiden, denn Ihr seid mir auch in dieses fremde Land gefolgt. ."

„Eduard!“ unterbrach ihn die Jüngere im Tone des Vorwurfs; „sprich nicht so; wir haben nur unsere Pflicht gethan.“

— „Nein, nein, Ihr habt mehr gethan. . Ich muß mich Euerer Wohlthaten erinnern, denn es peiniget mich auch eine andere Erinnerung. .“

„Welche?“ fragte Marie hastig.

Eduard wollte vielleicht sprechen, aber die Frage gab ihm seine Selbstbeherrschung wieder und er entgegnete streng:

— „Nichts. Ich habe Dir verboten, mich darum zu fragen, Marie. Es giebt Dinge, die Du nie erfahren darfst.“

Die junge Frau ließ schweigend das Haupt sinken und eine Thräne rann über ihre bleichen Wangen.

Da wurde stark an die Thüre geklopft.

— „Wer erlaubt sich denn. .?“ sprach Eduard in einem stolzen Tone, der seltsam von seiner ärmlichen Kleidung abstach.

Yvonne, die ältere der beiden Frauen, stand gelassen auf, um zu öffnen. Ein kleiner hagerer buckeliger, krummbeiniger Mann schlüpfte herein mit einem großen Manne in der gewöhnlichen Tracht der Arbeiter.

„Guten Tag! Guten Tag!“ sagte er im Eintreten und sein Auge musterte mit raschem Blicke das Mobilier der Wohnung.

— „Was giebt es?“ fragte Eduard.

„Nicht viel,“ antwortete der kleine Alte mit einer häßlichen Verzerrung des Gesichtes mehr auf die getäuschte Erwartung, die er selbst zu empfinden schien, als auf die Frage des jungen Mannes; „nicht viel, wahrhaftig!“ dann setzte er mit schnarrendem Lachen hinzu: „der Herr kennt mich nicht mehr, wie ich sehe; es ist freilich kein Wunder; der Hausherr und seine Abmiether sehen einander nur am Zahltag und da der Herr nicht bezahlt. .“

— „Ist der Termin schon?“ unterbrach ihn Eduard mit ungeheuchelter Ueberraschung.

„Schon? Ja, schon. Der Dritte, wenn es beliebt. Verstehen Sie?“

Eduard erschrak vor der Last seiner Armuth in diesem Augenblicke, als lerne er sie erst recht kennen.

Yvonne und Marie wagten einige bittende Worte, aber der junge Mann unterbrach sie und sagte:

„Das genügt.“

— „He! He! Hörst Du, John?“ sagte der Hausbesitzer lächelnd zu seinem Begleiter, der bis dahin schweigend an der Thüre gestanden hatte. „Er sagt, das genüge.“

„Er hat es gesagt,“ antwortete John.

— „Und was sagst Du dazu, John?“

John sah den Herrn Schupp, den Hausbesitzer, aufmerksam an, als wolle er die Antwort auf der fof-filen Physiognomie des Alten lesen; aber die tausend Runzeln, die im Zickzack über das alte Bucherergesicht liefen, bildeten eine unlesbare Schrift. John schwieg.

„Nun? Ist das nicht spaßhaft?“

— „Entfernen Sie sich, Herr!“ fiel Eduard aufgebracht ein.

„Hm! Und mein Geld, wenn es beliebt?“

— „Morgen sollen Sie es haben.“

„Morgen?“ Hörst Du, John? Er sagt: morgen. Das letztemal sagte er auch: morgen.“

Der junge Mann konnte kaum an sich halten; doch fragte er nach einigen Augenblicken ziemlich ruhig:

„Wollen Sie bis morgen warten?“

— „Es sei,“ antwortete nach einiger Bögerung der Hausbesitzer; „ich will mich noch einmal bewegen lassen. Aber morgen unfehlbar, sonst. .“

„Schon gut! Schon gut!“

— „Sonst mischt sich der Gerichtsdiener in die Sache.“

Herr Schupp sprach diese letztern Worte auf der Thürschwelle und schloß, ohne die Wirkung derselben abzuwarten, flüchtigerweise die Thüre hinter sich zu. Als er fort war, sahen Mutter und Tochter forschend ihren Gefährten an, der schweigend noch immer auf- und abging.

(Schluß folgt.)

## Miscellen.

(Schachanecdoten.) Vor der französischen Revolution bemerkten die gewöhnlichen Gäste des Café de la Régence einen Mann, der seit zehn Jahren täglich regelmäßig sechs bis sieben Stunden bei den Tischen verbrachte, an welchen Schach gespielt wurde, und immer beschäftigt war, die Partien, die man vor seinen Augen spielte, zu studiren, aber sich stets weigerte, selbst zu spielen, und nie den Mund aufthat. Einmal entstand in seiner Gegenwart ein Streit über einen Zug; es waren nicht viele Per-



sonen zugegen und alle Anwesenden ersuchten einstimmig den schweigenden Veteranen, er möge über die vorliegende Streitfrage entscheiden. Es entstand eine tiefe Stille und Jedermann erwartete mit ungeduldiger Neugierde die Antwort des Drakels. Endlich sprach der Mann mit feierlicher Stimme und ohne im mindesten Verlegenheit zu verrathen, die denkwürdigen Worte: „ich verstehe von dem Schachspiele durchaus nichts.“ Da entstand ein Gemurmel der Ueberraschung und des Unwillens. „Warum,“ fragte man von allen Seiten, „haben Sie aber zehn Jahre Ihres Lebens darangewendet, um spielen zu sehen?“ — „Weil ich verheirathet bin,“ antwortete der Mann, „und ich nicht in der Nähe meiner Frau sein mag.“ —

Robespierre liebte das Schachspiel mit Leidenschaft. Eines Tages, sagt man, bewilligte er die Begnadigung eines jungen Officiers einem schönen jungen Mädchen, das in Herrenkleidung zu ihm gekommen war, um dem Tyrannen die Bittschrift zu überbringen. Nachdem sie mit Robespierre Schach gespielt und ihn „matt“ gemacht hatte, entdeckte sie ihm ihr Geschlecht und bat ihn um das Leben ihres Geliebten. Ihre Bitte wurde erfüllt, und zwei Tage darauf vergaß das glückliche Paar auf fremdem Boden alle Schmerzen einer Trennung, die beinahe eine ewige geworden wäre.

(Glacéhandschuhe zu waschen.) Um Glacéhandschuhe so zu waschen, daß sie völlig wieder wie neue aussehen, nimmt man ein Läppchen Flanell, wäscht dieses mit Seifenwasser möglichst rein und ringt es dermaßen aus, daß keine Nässe mehr darin zu verspüren ist. Ist dies geschehen, so wird das Läppchen derb eingeseift, der Handschuh angezogen und mit dem Flanell gerieben, so als wäsche man die Hand. Der geseifte Flanell nimmt allen Schmutz hinweg. Hierauf wäscht man das Läppchen wieder aus, um damit den Handschuh von der Seife zu befreien, den man möglichst rein auswindet. Alsdann zieht man ihn wieder auf die Hand und reibt denselben mit dem trockenen Lappen ab. Auf dieselbe Art läßt sich auch anderes feines Lederwerk reinigen.

(Ein Franzose über die neuere Kunst.) Herr Theophile Gautier spricht sich in der Revue de Paris in folgender französisch-arroganter Weise über die neuen Malerschulen aus: „die französische Schule ist jetzt die erste und vielleicht die einzige. Die Münchener, welche sich zu sehr mit gelehrten Nachahmungen, Symbolismus und Aesthetik beschäftigen, kann nicht anders als eine philosophische Schule genannt werden, deren Schüler zeichnen statt schreiben. Paris ist das moderne Rom geworden. Es giebt gegenwärtig in Italien keinen einzigen talentvollen Maler und der dort herrschende Geschmack ist so verkehrt, daß Brulloffs „Zerstörung von Pompeji“ den größten Beifall fand. Eine neuerliche Reise in Spanien hat mich überzeugt, daß die jetzigen Maler daselbst keinen Vergleich mit den alten aushalten können. Belgien kann trotz den Anstrengungen einiger talentvoller Männer nicht mit in die Schranken treten und England hat nur ei-

nen Portraitmaler, Lawrence, hervorgebracht, dessen Ruhm überdies mehr die Mode als das Verdienst begründete. Düsseldorf hat zwei Künstler gebildet, Bendemann und Lessing, die allerdings ein bedeutendes Talent besitzen, aber nicht hinreichen, eine Schule zu bilden. So führt also in unsern Tagen Frankreich unbestritten das Scepter der Malerei.“ Solche Behauptungen verdienen keine Widerlegung. Dagegen macht der Verf. später einige Bemerkungen, die sich zum Theil auch auf Deutschland recht wohl anwenden lassen: „merkwürdig ist es, daß das Publicum die Anstrengungen der Künstler nicht belohnt. Bei der Menge von Gemälden, die jährlich entstehen, sollte man glauben, sie würden in Menge gekauft. Keineswegs. Das Publicum bewundert höchstens kleine Genrebildchen. Es ist eine wahre Schmach! — Man sieht gewöhnliche Kupferstiche und wohlfeile Lithographien in Zimmern, in denen sich für 20 bis 30,000 Frs. Meubles und Teppiche befinden. Ein Buch, ein Gemälde zu kaufen, fällt sehr wenigen unserer reichen Leute ein und wenn es ihnen einfällt, so wiegen sie ein verräuchertes verdächtiges altes Gemälde mit Gold auf. In noch höhern Maße gilt dies von der Sculptur, der Kunst der Götter und Könige. Es würde kein Wunder sein, wenn die Sculptur in einigen Jahren ganz und gar verschwände. Wer kümmert sich in unserer industriellen und civilisirten Welt um die Weiße und Reinheit des Marmors? Wer denkt in unserer Zeit der Gasbeleuchtung und der Dampfmaschinen an ein Götterbild?“

(Die Gesellschaft der Blutdürstigen.) Drei Mitglieder der società dei Sanguinari wurden kürzlich in Livorno eingeschifft. Der traurige Ruf dieser Glenden, die in einem Lande, in welchem die Todesstrafe nicht mehr zur Anwendung gebracht wird, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt wurden, hatte eine große Menschenmenge herbeigezogen. Die Gesellschaft der sanguinari besteht nur zu dem Zwecke, ihren entsetzlichen Namen zu rechtfertigen ohne irgend einen Nebengedanken an Gewinn oder Raub. Die Mitglieder derselben sollen schwören müssen, so oft und so viel als möglich Blut zu vergießen. In einem Jahre wurden siebenzig Mordthaten begangen, die man ihnen zuschreibt. Sie entgingen bisher immer der Strafe, weil sie jeden Argwohn dadurch entfernten, daß sie Personen ermordeten, die ihnen völlig unbekannt waren; die Nachforschungen der Justiz hatten demnach keinen Anhaltspunkt. Der Anführer der Bande, der sich unter den drei erwähnten Verurtheilten befand, hat eine Frau, die er sehr liebt und die ihm, ohne es zu wissen, auf ihre eigenen Kosten dazu behilflich war, seinen Blutschwur zu halten. Wenn es Abend wurde und es war kein Blut vergossen worden, so schickte er diese seine Frau mit irgend einem Auftrage aus dem Hause und sie kam jedesmal mit einer leichten Wunde zurück, die sie durch einen ihr aufschauern Mann erhalten hatte, der, wie es sich später ergab, ihr eigener Mann war. (Sémaphore de Marseille.)

(Eine neue Kunst.) Die Künste haben sich mit einer Entdeckung bereichert, die höchst werthvoll sein wird, wenn sich



alles bestätigt, was sie verspricht. Gegenstände aller Art bedecken sich durch ein gewisses chemisches Verfahren mit einer Bronzschicht, die alle Theile derselben bis in die kleinsten Details wieder giebt. Gipsstatuen verwandeln sich auf diese Weise binnen zwei Tagen und ohne Beihülfe der menschlichen Hand in Bronzestatuen. Früchte, Blätter, Federn unterliegen derselben Verwandlung. Es ist dies das Daguerreotyp der Sculptur. Die Erfinder sind die Herren Jngé und Soyex, zwei der geschicktesten Siesker in Paris. Gannal, der bekanntlich eine Einbalsamirungsmethode erfunden hat, machte einen Versuch, dieses Verfahren auf das Thierreich anzuwenden und dieser Versuch gelang vollkommen; eine Schöpscotelette wurde eine Bronzescotelette. Eben so würde das Verfahren mit dem ganzen menschlichen Körper gelingen, was in unserer denkmalsüchtigen Zeit von Wichtigkeit sein dürfte; denn nach dieser merkwürdigen Erfindung könnte ein großer Mann nach seinem Tode seine eigene Statue werden.

(Die Nachtheile der Operation des Schielens.)

Ein Herr D. kam kürzlich zu einem berühmten Pariser Operateur, der seine Frau vom Schielen befreit hatte und machte ihm darüber — die größten Vorwürfe. Als meine Frau noch schielte, sagte er, fand sie mich allerliebste; jetzt hat sie eine andere Ansicht von allem gewonnen. Sonst gefiel es ihr nur zu Hause, sie nahm keine Einladung an; Concerte, Bälle, Soirées hatten keinen Reiz für sie. Sie schielte ja damals. Seit sie gerade sieht, ist das anders geworden; das Haus gefällt ihren Blicken nicht mehr; meine Gesellschaft gnügt ihr nicht; sie verlangt nach Gesellschaften, zieht mich jeden Abend in das Theater, zu Bällen etc., wo sie die ganze Nacht tanzt, um einzubringen, was sie versäumt hat. Sie verlangen Bezahlung? Sie haben mich durch ihre Operation ins Verderben gestürzt. Meine Frau war sonst bescheiden und einfach; jetzt träumt sie von nichts als von neuen Moden; Stoffe, Spitzen, Federn, Juwelen, nichts ist ihr zu theuer. Meine Ruhe sogar ist eben so gefährdet wie mein Vermögen. Sonst war ich völlig unbesorgt; wer meine Frau sah, sagte: „sie ist nicht übel, aber sie schielt!“ Und die galanten Herren kümmersten sich nicht um sie. Jetzt ist auch dies anders; sie finden sie schön, bewundern sie und drohen mir, denn ich bin jetzt leider! der Mann einer der schönsten Frauen. Herr D. mag nicht ganz unrecht haben. Die Gebrechen und Mängel einer Frau sind oft die Grundlogen ihrer liebendwürdigsten Eigenschaften und die sicherste Bürgschaft der Ruhe und des Glückes eines Hauswesens. Sollte nicht, da die Operation des Schielens so große Folgen hat, in den Gesetzbüchern ein Artikel eingeschaltet werden, welcher den Frauen verbietet, ohne Genehmigung des Mannes sich von dem Schielen befreien zu lassen? —

(Eine neue Rose.) Ein Pariser Kunstgärtner hat eine neue Rosenart von der Bourbonrose und der Gloire de Rosomene erhalten, deren Blüten er mit dem Blumenstaube einiger Damascener und China-Rosen befruchtete. Diese neue Rose ist außerordentlich schön, hell carmoisin von Farbe mit Dunkelpurpurschattirt, und besitzt einen starken höchst angenehmen Geruch.

(Die sonstigen Musikdirectoren.) In einem alten Buche „eine Vergleichung der französischen und italienischen Musik“ vom Jahre 1709 finden wir, daß damals der Musikdirector einen Stuhl und ein Pult auf der Bühne hatte, wo er, die Partitur in der einen, und einen Stab in der andern Hand, den Tact auf einem zu diesem Zwecke dorthin stehenden Tische so laut und herb schlug, daß er größern Lärm machte als das ganze Orchester, damit die Musiker und Sänger ihn hörten. Dieselbe Sitte bestand damals in London.

(Die Freimaurerei mildert die Schrecken des Krieges.) In den napoleonischen Kriegen, im Jahre 1813, hatte ein englischer Bürger von Limerick das Unglück, mit seinem Handelschiffe einem französischen Corsaren in die Hände zu fallen, dessen Commandant aber, als er fand, daß der Capitain „ein Bruder“ war, ihm sofort seine Freiheit, sein Schiff und seine Ladung zurückgab. Eine so edele Handlung wurde natürlich der Loge berichtet, die beschloß, dem hochherzigen Franzosen eine silberne Baise von 100 Guineen an Werth zu schenken. Die Baise wurde durch den englischen Consul an die große Hauptloge von Frankreich gesendet, aber der edle Freimaurer hatte unterdessen sein Leben in Afrika verloren, so daß die Baise an die Loge von Limerick zurückkam, wo sie zum Andenken noch steht.

(Geographischer Garten.) Ein Amerikaner, Namens Hill, hat den Congreß der Vereinigten Staaten um Ueberlassung eines Stückes Land und einer Summe Geld ersucht, damit er den Plan zu einem geographischen Garten ausführen könne. Das Grundstück soll etwa zehn Acker umfassen und in diesem beschränkten Raume will er jeden bekannten Theil der Erde nach Mercator's Plane genau darstellen. Das Bett des Ozeanes, der Ströme, Busen und Buchten soll vertieft werden, während er Berge, Inseln etc. erhöht darstellen will. Ueberdies sollen die Breitengrade, die Meridiane, der Aequator, die Wendekreise etc. genau angegeben, der Lauf der Flüsse richtig angedeutet und ihre Tiefe im Verhältniß zu der Höhe ihrer Ufer darge stellt werden. Das Bett des Ozeanes etc. will er mit Kies bestreuen und so einrichten, daß zu jeder Zeit Wasser hineingelassen werden kann; die Berge sollen nach ihren geologischen Verhältnissen nachgeahmt werden, so daß man ein Miniaturbild der ganzen Erde erhalte.

### Generalcorrespondenz.

Der von dem Prof. J. Hübner gemalte Vorhang im neuen Theater zu Dresden wird jetzt ausführlicher beschrieben und zwar so: Der Künstler hat in dem Mittelbilde die Elemente der Poesie, wie dieselben in Ludw. Tieck's Vorspiel zum Kaiser Octavianus personifizirt sind, zur Anschauung bringen wollen. In der Mitte erscheint der Dichter, geführt von der Romanze (Phantasie) zu Pferde; links dem Beschauer bezeichnen Glaube und Tapferkeit und die Gruppe des Liebenden und der Pil:



gerin die ernstere heroische Richtung; rechts gegenüber Liebe und Scherz mit dem Hirtenmädchen und dem Ritter die heitere Seite der Poesie; Genien mit Blumengewinden schweben über ihnen. Dieser Theilung in eine ernste und heitere Seite angemessen, erscheint oben links die Muse der ernsten Musik mit Adler und Lyra, rechts gegenüber die heitere Muse mit dem Schwan und der Hirtenflöte. Noch deutlicher bezeichnen in dem unten angebrachten Fries von Figuren aus den bedeutendsten Dramen aller Nationen und die in der Mitte dargestellten Masken die linke Seite für Tragödie und Drama (Shakespeare, Calderon, Göthe, Schiller), die Rechte für die Comödie (Shakespeare, Moreto, Lessing, Molière, Gogzi). In der Mitte unten halten zwei Genien in einer Arabeske einen Spiegel, um zu bezeichnen, daß die Bühne ein Spiegel des Lebens zu sein berufen ist. —

Vor kurzem wurde die Stelle eines Nachrichters in Bourges vacant und es meldeten sich dazu zahlreiche Bewerber, von denen jeder seine Connerxionen etc. geltend zu machen suchte. Gewählt wurde endlich ein gewisser D., der außerdem Arzt und Doctor ist. Er hatte vorher längere Zeit in der Gegend seine Wissenschaft ausgeübt und soll eine ansehnliche Kundschaft gehabt haben. Man wollte ihn, da er Nachrichten geworden, verhindern, von seinem Diplome Gebrauch zu machen, fand aber in den Befehlen keine Bestimmung, welche dem Arzte verbietet, Nachrichten zu sein, wenn es auch nicht umgekehrt der Fall sein darf. —

In Sivet soll Mehul ein Denkmal erhalten. —

In den Pariser Salons muß bekanntlich die Kunst der Natur gar oft zu Hilfe kommen und dieselbe im Nothfalle ganz ersetzen. Die künstlichen Blumen auf den Hüten und in dem Haar der Damen besäet und belegt man seit einiger Zeit mit künstlichem Thau (Diamanten). Bei einem Balle in einem großen Hause sah ich, sagt ein Blatt, diesen Winter auf beiden Seiten der Treppen Lorbeerbäume, welche mit den schönsten Blüten prangten, obschon Eis und Schnee die Gassen bedeckten. Erfreut über ein solches vegetabilisches Wunder untersuchte ich Bäume und Blüten näher und fand nun, daß die erstern natürlich, die letztern aber künstlich waren und daß man Kunst und Natur auf täuschende Weise zusammengefügt hatte. —

Bei einem Sturme, der kürzlich über New-York ausbrach, erzählt, wohl zu beachten! ein amerikanisches Blatt, wurde ein Wagenzug, der auf der Eisenbahn stand, durch den Wind mit einem Male in Bewegung gesetzt und flog so pfeilschnell dahin, daß man ihn erst in einer Entfernung von 15 (engl.) Meilen wieder aufzuhalten vermochte. Er legte diese Strecke in dreißig Minuten zurück. —

Von Scribe und Thomas ist schon wieder eine neue Oper in zwei Acten erschienen, „Carmagnola“ genannt. Der Text soll höchst platt und dabei indecent, die Musik ebenfalls flach und bedeutungslos sein. —

In Frankreich ließ sich eine steinreiche Wittve von — 79 Jahren von einem Manne von dreißig und einigen Jahren, der Frau und Kinder hatte, entführen und das liebende Paar begab sich, um gegen alle Nachstellungen sicher zu sein, nach Paris. —

Venedig wird durch eine ungeheuerere Brücke über die Lagunen mit dem festen Lande verbunden. Diese Brücke soll zu gleicher Zeit eine Wasserleitung enthalten, um der Stadt endlich auf bequeme Weise Trinkwasser zu liefern. Die Brücke gehört zu der Eisenbahn, die Venedig mit Mailand verbinden soll und wird gegen 5 Millionen Lire kosten. —

Herr Rigaud in Brüssel hat ein Haus ganz von Eisen gebauet, das nach den davon gegebenen Nachrichten dem Zwecke vollkommen entsprechend zu sein scheint. Die Wände sind hohl und die Zimmer werden durch heiße Luft geheizt, die von einem Punkte in der Küche ausgeht und in den hohlen Wänden hinströmt, aus denen sie mittelst Klappen in dem Maße, wie es gewünscht wird, herausgelassen werden kann. Ein solches Haus mit 17 Piecen kostet etwa 8000 Thlr. und ein Haus von gleicher Größe von gebrannten Steinen aufgeführt, wird nur eine Kleinigkeit weniger kosten. Das ganze Gewicht des Hauses beträgt 797 Tonnen (à 20 Centner). Die Vortheile solcher Häuser sind ihre ewige Dauer, die Leichtigkeit, mit welcher sie auseinander genommen und von einem Orte zum andern transportirt werden können, so wie die große Reinlichkeit in denselben. —

Die Gräfin Kreptowsky, Tochter des Grafen Nesselrode, die kürzlich der Königin von England vorgestellt wurde, erregte durch ihre Kleidung allgemeines Aufsehen. Sie war nach russischer Mode, von russischer Arbeit und zeichnete sich durch Pracht und guten Geschmack aus. Der Hofmantel war höchst prachtvoll, von Silber- und Goldstoff, mit Blumen in glänzenden Farben. Das Kleid war von weißem Atlas mit silbernen Eichen besetzt, die durch Aigretten von Smaragden und andern Edelsteinen gehalten wurden. Die Gräfin trug den Nationalkopfschuh des russischen hohen Adels von rosa Sammet mit Silber, Perlen und Diamanten. An dem Hute befand sich ein Schleier von kostbaren Spitzen, der an der linken Seite durch prächtige Juwelen gehalten wurde, in deren Mitte sich der Namenszug der Kaiserin von Rußland in Brillanten vom reinsten Wasser befand.

Zu einem Balle, der im Mai zur Unterflügung der brittischen Seidenweber gehalten werden soll, wird für die Königin in Bethnal Green ein kostbares Kleid gewebt. Der Stoff ist reicher weißer Atlas, reich mit Gold durchwirkt, das Eichenblätter mit Eichen bildet. An einem Tage kann davon nur dreiviertel Elle fertig gemacht werden. Für die Vorstehenden des Balles werden Kleider von demselben Muster gewebt, aber ohne Gold.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 21.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 8 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Neubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen zc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungserpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

**Motto:** Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Seehundsclub.

(Beschluss.)

„Wie willst Du es möglich machen, den Mann zu bezahlen?“ fragte die Mutter zögernd und leise.

— „Ich weiß es nicht; aber er muß bezahlt werden.“

Er griff bei diesen Worten hastig nach seinem Hute und ging aus dem Zimmer hinaus, während die beiden Frauen einander in die Arme sanken.

„Gott erbarme sich unserer!“ sagte Marie, „möge ihn Gott vor schlimmen Gedanken bewahren!“

Eduard irrte lange in den krummen Gäßchen des Stadttheiles am Tower umher. In seinen Gedanken herrschte die schrecklichste Verwirrung. Er war arm seit Jahren, früher aber reich gewesen und übrigens hatte sich ihm die Armuth noch nie von einer so gräßlichen Seite gezeigt wie diesen Tag. Er ging gesenkten Hauptes einher und murmelte vor sich hin:

— „Ich werde nach Frankreich gehen... meine Verwandten um eine Zufluchtsstätte bitten... werden sie mich aber wieder erkennen?... Man wird mich zurückweisen... einen Betrüger nennen... Ach, jener Mann! jener Mann!... Wird Gott ihn mir nie in den Weg führen?... Werde ich nie...? Ach ich werde wahnsinnig... meine arme, engelsgute Marie!... es ist unmöglich!“

Unmerklich und während er sich manche Verwünschungen von den Vorübergehenden zuzog, an die er auf den Trottoirs anstieß, gelangte Eduard an die

Themse. Da hatten sich viele Neugierige versammelt, welche ohne Zweifel durch die Erwartung eines ungewöhnlichen Schauspielers dahin gezogen worden waren. Ganz nahe am Ufer sah man eine bedeutende Gruppe, die jeden Augenblick durch Neuankommende vergrößert wurde. In der Mitte stand ein ziemlich beleibter Mann in Schwimmbeinkleidern und einer gestrickten Weste und schlug sich Feuer an. Man drängte sich umher, um mit ihm zu sprechen; Jedermann schien mit ihm zu thun zu haben. Dieser Mann und diese Gruppe waren Niemand anders als der Marquis von Saint Jouan, der eben mit einem Gewichte von funfzig Pfunden am Leibe über die Themse schwimmen wollte, und der Seehundsclub, die an dieser Großthat theilhaftigen Zuschauer. Die Wetten, die man eingegangen, waren ungeheuer und wurden auf der einen Seite von den Herren Smithson und Saint Jouan, auf der andern von dem ganzen übrigen Club gehalten.

Eduard war, mit seinen Gedanken beschäftigt, in die Gruppe hineingerathen, fast ohne es zu bemerken. Einmal begegnete sein Auge zufällig dem Auge des Marquis und er erbebt vom Kopf bis zu den Füßen.

Die Vorbereitungen und Verhandlungen waren beendet; die Gruppe setzte sich in Bewegung und stieg am Ufer hinunter; der Marquis von Saint Jouan hatte seine Pfeife angezündet. Dann legte er, ruhig wie Napoleon vor dem Beginne einer Schlacht, das Gewicht sich um und begab sich mit völlig unverändertem Gesichte in das Wasser. Aber er hatte keinen glücklichen



Tag oder er hatte vielmehr seinen Kräften zuviel zugemuthet, denn nachdem er einige Klaster weit geschwommen war, sank er, ohne wieder empor zu kommen.

Eduard hatte alle Bewegungen des Marquis, seit er denselben zum erstenmale gesehen, mit gierigem Blicke verfolgt. Wäre nicht der Unterschied in ihrer gegenseitigen anscheinenden Lage gewesen, so hätte man vermuthen können, daß er in dem edeln Marquis einen ehemaligen Bekannten wieder gefunden. Ehe noch Jemand sich anschickte, dem Letztern zu Hilfe zu kommen, befand sich der junge Mann bereits in dem Flusse. Zwei Minuten darauf brachte er den Marquis heraus, nachdem er geschickt unter dem Wasser die Last gelöst hatte, die ihn am Boden hielt. Der ganze Club war erstaunt. Mehrere der Ersten im Club, denen die noble Haltung des jungen Mannes auffiel, sahen über die höchst einfache Kleidung desselben hinweg und ließen sich herab, ihm die Hand zu reichen.

Eduard achtete nicht auf diese Zeichen des Beifalls. Er schien durch eine fixe Idee beherrscht zu sein und wollte sich keinen Schritt von dem Marquis wegwenden, den die Leute desselben nach dem Wagen trugen. Sobald er sich in diesem befand, stieg auch er ein und rief dem Kutscher zu: „nach Hause!“ In dem Palaste geleitete er den Marquis in das Zimmer, ließ ihn in das Bett bringen und setzte sich an demselben nieder, als gehöre er in das Haus.

Es währte lange, ehe Saint Jouan wieder zur Besinnung kam. Er hatte unter dem Wasser ungeheure Anstrengungen gemacht, um sich von der unseligen Last zu befreien. Nach einer halben Stunde endlich schlug er die Augen wieder auf und sein erstes Wort war ein kräftiger Fluch über sich selbst und über den zu erfindungsreichen Smithson. Dann verlangte er nach seiner Pfeife.

Der Tabak gab ihm bald die völlige Genesung wieder und er bemerkte nun auch Eduard.

„Was, zum Teufel! wollen Sie?“ fragte er barsch.

— „Ich wünschte Sie vollkommen wieder hergestellt zu sehen,“ antwortete der junge Mann, dessen Stimme in Folge einer unerklärlichen heftigen Aufregung zitterte.

„Und warum wollten Sie das sehen?“

— „Ich war so glücklich, Sie aus einer Gefahr zu befreien und ...“

„Ach, Sie sind es? Ich danke.. Ich hätte nie geglaubt, daß fünfzig Pfund ..., aber das geht Sie nichts an.“

Da er das ärmliche Aeußere seines Retters bemerkte, setzte er dann hinzu:

„Setz will ich schlafen, mein Lieber; kommen Sie morgen wieder, oder später.. ich werde etwas für Sie thun.“

Nach diesen Worten drehete er sich um und schlief ein.

„Wie heißt Ihr Herr?“ fragte Eduard einen Kammerdiener stolz.

— „Marquis von Saint Jouan.“

„Wie! Auch den Namen und den Titel!“ murmelte der junge Mann, indem er nach der Thüre zu ging.

Die Diener hielten ihn für verrückt, um so mehr, da er sich an der Thüre noch einmal umdrehete und eine drohende, zornige Geberde gegen den schlafenden Marquis machte.

### G.

Eduard kam diesen Abend in einer wahrhaft fieberhaften Aufregung in seine Wohnung zurück. Er fühlte Freude und Reue. Wenn man die verschiedenen Eindrücke beobachtete, die sich auf seinem Gesichte abspiegelten, hätte man glauben können, daß er, obwohl erfreut, ein lange ersehntes Ziel erreicht zu haben, nur nicht wagte, die Hand danach auszustrecken. Der Anblick Yvonne's und Mariens, jener beiden Frauen, die ihm ihr ganzes Leben gewidmet hatten, schien ihm peinlich zu sein. Er verbrachte die Nacht in freudigen und schrecklichen Träumen. Einmal sah er sich triumphirend in das Schloß seiner Väter zurückkehren; ein andermal erwachte er plötzlich, athemlos und in Schweiß gebadet. Eine schreckliche Stimme hatte ihm den Namen „Vatermörder“ in das Ohr geraunt...

Am andern Tage fand sich Herr Schupp pünktlich ein. Die Ereignisse am vorigen Tage hatten Eduard sein Versprechen ganz aus der Erinnerung gebracht. Als der Hausbesitzer eintrat, gedachte er zuerst wieder daran und zugleich an die Unmöglichkeit, dieses Versprechen zu halten.

„Herr,“ sagte er, „ich habe zu unbedacht versprochen.“

— „Ah!“

„Ich habe kein Geld.“

Herr Schupp nahm nach diesem Worte seine ganze Insolenz wieder an, wendete sich an seinen Begleiter John, der ohne Umstände Platz genommen hatte, und sagte:



„Ich wußte es wohl.“

— „Hören Sie mich an,“ fiel Eduard ein; „ich bekomme ganz gewiß in ganz kurzer Zeit Geld.“

„In kurzer Zeit?“ wiederholte der Alte ironisch.

— „In acht Tagen, vielleicht früher..“

„Und Sie glauben, mit diesen Versprechungen können Sie mich abfertigen? Ich will Geld haben, Herr, Geld!“

— „Ich habe keines.“

„Desto schlimmer.. Dann müssen Sie fort.. Ihre Meubles aber bleiben, werden verkauft..“

— „Das werden Sie nicht thun..“

„Das werde ich allerdings thun.“

— „Ich bin Ihnen neun Guineen schuldig,“ fuhr Eduard in dem stolzen Tone fort, der ihm natürlich war; „aus diesem ganzen Mobiliar werden Sie nicht fünf lösen.“

Schupp sah John an, der zum Zeichen der Bestätigung die Achseln zuckte.

— „Dafür erbiere ich mich,“ fuhr der junge Mann fort, „Ihnen binnen acht Tagen das Ganze zu bezahlen und für jeden Tag später eine Kleinigkeit.“

Der Alte überlegte den Vorschlag. Yvonne und Marie konnten sich die Bestimmtheit Eduards nicht erklären.

„Wie viel wollen Sie geben?“ fragte endlich Herr Schupp zögernd.

— „Täglich ein Pfund Sterling.“

„Ein Pfund! Großer Gott!“ riefen die beiden Frauen zu gleicher Zeit.

„Ein Pfund!“ wiederholte der Hausbesitzer; .. 's ist freilich wenig.. wenn Sie eine Guinee sagten..“

— „Auch eine Guinee, meinetwegen,“ entgegnete Eduard.

Herr Schupp bereuete es bitter, nicht mehr gefordert zu haben, wagte aber doch, trotz seiner Unverschämtheit, die Forderung nicht zu steigern. Doch mußte ihm Eduard „etwas Schriftliches“ darüber geben, worauf er sich entfernte.

Als er fort war, drangen die beiden Frauen vergebens in Eduard; er antwortete bloß: ihre Lage würde sich verändern; es sei zu erwarten, daß sie wieder in Wohlstand kämen. Jede weitere Frage aber sei überflüssig; es stehe nicht in seiner Macht, mehr zu sagen. —

Der Marquis erholte sich vollkommen wieder. Ohne gerade seinem Retter dankbar zu sein, sah er denselben gern. Mehr wollte der junge Mann nicht. Er schmeichelte den Neigungen und Abneigungen des ehemaligen

Kalfaterers und wußte ihn zu unterhalten und zu zerstreuen. Bald wurde Herr Lancel (so nannte sich Eduard) jeden Tag mit Ungeduld erwartet. Nach einem Monate waren beide unzertrennlich und nun nahm Lancel, der bisher jede Belohnung zurückgewiesen hatte, eine ansehnliche Summe von dem Marquis an.

Herr Schupp wurde bezahlt; Yvonne und Marie erhielten eine bessere Wohnung, Eduard aber, der immer eine geheimnißvolle Nothwendigkeit vorschützte, erklärte ihnen, er könne nicht mehr mit ihnen essen, wenigstens für eine gewisse Zeit. Yvonne wollte ihr mütterliches Ansehen geltend machen, Marie weinte, alles vergebens. Eduard blieb bei seinem Willen.

Man kann sich denken, daß Lancel, als ihn der Marquis vorstellte, einstimmig in den Schwimmerclub aufgenommen wurde. Statt Lehrgeld zu zahlen, gewann er gleich Anfangs die Betten, die man ihm zur Prüfung auflegte.

Seine Großthaten machten aber den Marquis von Saint Jouan eifersüchtig; es war dies der erste Anfang zur Uneinigkeit zwischen den beiden Freunden. Lancel schien dieselbe indeß selbst zu nähren. Bis dahin hatten sie nie gegen einander gewettet. Jetzt schlug Lancel eine unbedeutende Wette vor und der Marquis antwortete mit einer Ausforderung, welche seinen Gegner mit einemmale vernichten sollte. Der junge Mann blieb Sieger und von diesem Tage an entwickelte sich ein tiefer Haß zwischen beiden. Die Wetten folgten mit reißender Schnelligkeit auf einander und da das Glück sich hartnäckig auf einer Seite hielt, so war Lancel, ehe ein Jahr verging, Millionair, während sich der Marquis auf einige hunderttausend Francs herabgebracht sah.

Eduard besuchte die beiden Frauen nur selten; ihr Anblick schien ihm immer peinlicher zu werden. Die mütterliche Liebe Yvonne's, die aufopfernde Liebe Mariens schienen ihm gleichsam ein Vorwurf zu sein. Beide klagten über diese unerklärliche Veränderung, aber die Zeit war vorüber, in welcher sie ihm Vorstellungen machen konnten. Die beiden Armen weinten mit einander und zeigten ihm nur Liebe und stille Ergebung.

Wenn der junge Mann allein in die prachtvolle Wohnung kam, in welcher er die Schwimmer empfing, verbrachte er ganze Stunden in schmerzlichem Sinnen. Sein Blick fiel sodann mit einer gewissen Gier auf die kreuzweise liegenden Fleurets und auf die an der Wand hängenden Pistolen, aber bald schüttelte er verächtlich den Kopf und eilte wieder in den Club, um dem Marquis wieder etwas von dem Vermögen zu entreißen.



Der Letztere war mürrisch geworden und lebte in einem Zustande fortwährender Gereiztheit, die sich bei dem geringsten Widerspruche in Wuth verwandelte. Er hatte die Centauren verlassen und seiner Theaterliebe entsagt; er verbrachte sein ganzes Leben im Club, aber das Schicksal erklärte sich immer gegen ihn. Eines Tages mußte er sich gestehen, daß, wenn es noch einen Monat so fort gehe, er an den Bettelstab gebracht sein würde. Da griff er zu dem Aeußersten; es waren ihm von dem unermesslichen Vermögen noch zweihunderttausend Francs geblieben und er wollte sie auf einmal wagen. Das Glück begünstigte auch diesmal seinen Gegner und die zweihunderttausend Francs folgten den Millionen. Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, das Glück zu zwingen, und er nahm sich vor, Lancel zu einem Kampfe im Wasser herauszufordern. Er erinnerte sich, daß in einer gewissen Gewitternacht bei Saint Malo ein Kampf derselben Art sich zu seinem Gunsten entschieden hatte. Dieses Beispiel und sein Ruf von großer Stärke, den er schon unter den Kalfateren gehabt hatte, gaben ihm großes Vertrauen auf diesen verzweifelten Versuch.

Der Club nahm diese in seinen Annalen beispiellose Wette mit Begeisterung auf; am höchsten erfreut aber war ohne Zweifel Lancel selbst, der sich so herausgefordert sah. Die Last, die ihm auf dem Herzen lag, verschwand bei dieser Ausforderung augenblicklich und sein sonst so ruhiges Gesicht erhielt einen triumphirenden Ausdruck, als er die Ausforderung annahm.

## 7.

Nachdem der Kampf beschlossen war, handelte es sich nur noch darum, einen passenden Platz zu suchen. Bei der Berathung darüber hörte man sehr verschiedene Meinungen aussprechen. Ein junger Stuzer schlug den St. Lorenzfluß und den Niagarafall vor. Der Antrag wurde lebhaft unterstützt, aber die Mehrheit fürchtete doch die bedeutende Reise. Ein anderer sprach von den Küsten Norwegens und dem Maelstrom und seine Ansicht wäre vielleicht durchgegangen, hätte nicht ein anderer bemerkt, daß es dort sehr kühl sei. Endlich entschied man sich für die schottische Küste und Herr Smithson übernahm es, eine passende Stelle daselbst ausfindig zu machen.

Die Abreise wurde sogleich beschlossen. Da der Club in zwei große Parteien von Bettenden getheilt war, so wurden zehn Commissare gewählt, fünf unter den Saint Jouans und fünf unter den Lancel's. Einige

Tage darauf brach die Caravane, dreißig Köpfe stark, wirklich auf.

Smithson hatte sich nicht getäuscht; alles war bei Lewis vereinigt, ein Fall und Schlund, Niagara und Maelstrom. Das Meer stürzte sich wüthend zwischen zwei Klippen von gleicher Höhe schäumend in einen gewaltigen Strudel. Im Hintergrunde ergoß sich von einer ansehnlichen Höhe ein Fluß hinein. Der Club war mit der Localität vollkommen zufrieden und begab sich zum Souper. Beim Dessert wurden die Bedingungen des Kampfes, der am andern Tage stattfinden sollte, definitiv festgesetzt. Auf ein Signal sollten die beiden Kämpfer sich hineinstürzen, in der Strömung einander entgegenschwimmen und sich durch alle Mittel bekämpfen, die sie zu ersinnen vermöchten oder die ihnen der Zufall an die Hand geben könnte. Für besiegt sollte der gelten, welcher zuerst an das Ufer käme oder sich durch die Klippenpforte hinaus auf das offene Meer treiben ließe.

Es war ein herrlicher Morgen; der Wasserfall gewährte einen reizenden Anblick; aus der ungestüm hinabstürzenden Wassermasse stieg ein dichter flockiger Nebel auf, der in den Strahlen der aufgehenden Sonne sich mit den Farben des Regenbogens schmückte und gleichsam ein strahlendes Diadem über dem grauenhaften Abgrunde bildete. Man darf glauben, daß die beiden Gegner nicht sehr darauf achteten. Der Marquis konnte übrigens nicht zurück; sein ganzes Glück stand auf dem Spiele. Lancel seiner Seits schien durch eine geheimnißvolle und unwiderstehliche Kraft getrieben zu werden; er betrachtete den Fall und den Strudel mehr mit gierigem als furchtsamem Auge und sein Blick wurde dem Gegner gegenüber drohend.

Die fünf Lancel's fuhrn mit ihrem Führer an der Spitze um die Bucht herum und zeigten sich bald an der andern Seite, den Saint Jouans gegenüber, die sich hinter dem Marquis aufgestellt hatten. Des gewaltigen Rauschens des Wassers wegen konnten sie nur durch Zeichen sich verständlich machen. Die beiden Gegner verschwanden gleichzeitig in der Flut.

Es war ein bewundernswürdiger Zweikampf und die Zuschauer klatschten fortwährend Beifall, mit einem Male aber breitete ein Windstoß den Nebel über dem Wasserfalle gleich einem weiten Vorhange über den ganzen Schauplatz aus und die getäuschten Zuschauer sahen zu ihrem großen Bedauern nichts mehr.

Saint Jouan schlug vor, als er diese Schaumwand aufgerichtet sah, den Kampf einzustellen; aber



das entsprach den Hoffnungen Lancel nicht, der vielmehr höhnisch lachte und kaltblütig fragte, als sei es ganz einfach:

„Fürchtest Du Dich jetzt, Malescot?“

Wir versuchen es nicht, das Staunen des Letztern zu schildern, der bewegungslos blieb, als habe ihn der Blitz getroffen. Lancel aber fuhr fort:

„Dieser Nebel ist Dir hinderlich? Es war noch dunkeler an der Spitze La Barde und doch hielt Dich das Dunkel nicht ab...“

Der ehemalige Kalfaterer hatte sein Opfer damals kaum angesehen, die Erwähnung seines Namens Malescot aber traf ihn jetzt wie ein Lichtstrahl und er dachte laut: „sollte ich ihn nicht ganz getödtet haben?“

„Es fehlte wahrlich nicht viel, Herr von Saint Jouan,“ fiel Lancel spottend ein... „Sie sparten ja auch keine Mühe.. Aber bewundern Sie nicht gleich mir die seltsame Kehnlichkeit?.. Das Wasser, die Einsamkeit, das Getöse, der Mann, der Sie aussucht, um Sie zu bekämpfen, alles ist eben so wie damals bis auf einen geringen Unterschied.. statt eines durch die Anstrengung ermatteten bartlosen Jünglings ist Ihr Gegner jetzt ein starker und entschlossener Mann,... den Du diesmal nicht ermorden sollst, Malescot.“

„Vielleicht!“ rief dieser, indem er sich auf den Gegner stürzen wollte.

Der Andere wußte ihm zu entgehen und sagte dabei: „Höre mich an, Malescot, Du hast mir meinen Namen, mein Gold, alles gestohlen, und doch suche ich hier keine Rache. Wie könnte ich mich an Dir rächen wollen! Mein Vermögen habe ich wieder gewonnen und in Frankreich, wo man weiß, daß Du nichts als ein Kalfaterer bist, erwartet mich auch mein Name.. Höre mich an: ich habe auf der Erde einen Engel gefunden, der die Tochter eines Diebes und Mörders ist; dieser Engel ist meine Frau; das Gesetz macht den Mörder zu meinem Vater und ich heiße Marquis von Saint Jouan! Dieser Mann muß sterben und zwar von meiner Hand, denn die Gerichte würden ihn öffentlich vor Tausenden von Zuschauern hinrichten lassen. Sein Tod muß aber mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt und sein Grab tief sein wie der Schlund da, der sich vor Dir öffnen wird,.. denn Deine Tochter ist meine Frau. Begreiffst Du mich?“ fuhr Lancel fort. „Du bist der Vater meiner Frau und meine Frau muß die Stirn frei erheben können, ohne zu erröthen. Ich räche mich nicht, ich wasche mich ab.. Doch, warum so viele Worte? Zur That! Erinnerst

Du Dich eines gewissen Laues, Malescot, dessen Du Dich in jener Nacht bedientest, als ich Dich zum erstenmale sah?“

Bei diesen Worten lösete Lancel ein Tauende, das er um den Leib geschlungen trug. Malescot erblickte; sein Muth verließ ihn, entweder weil er jetzt erst die Absicht seines Gegners errieth, oder weil dieses Tau ihn zu lebhaft an sein früheres Verbrechen erinnerte; er wendete sich von seinem Gegner ab und erklärte, daß die Waffen nicht mehr gleich wären und er die Wette deshalb zurücknehme.“

— „Waren die Waffen gleich,“ fragte Lancel, dessen Stimme heftiger wurde, „als Du dem Sturme und den Wogen zu Hilfe kamst, um einen armen Schiffbrüchigen umzubringen? Da ist der Knotenstrick wie damals, .. die Reihe ist an Dir, Malescot.“

Und der wirkliche Saint Jouan gab dem Kalfaterer einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf.

„Gnade, Herr Lancel, Gnade, ich will Ihnen alles zurückgeben.“

Der Gegner wiederholte den Schlag.

— „Erbarmen..! Ach.. Erbarmen!“

Der Marquis verdoppelte seine Schläge. Je mehr er schlug, um so höher schien seine Wuth zu steigen. Er hörte erst auf, als Malescot eine blutige Leiche geworden war und in dem Schaume des Strudels verschwand. Dann kehrte er zu den Seinigen zurück, antwortete aber auf alle Fragen derselben bloß, der Herr von Saint Jouan habe sich in dem Kampfe edel gehalten, sei aber plötzlich nach einer großen Anstrengung gesunken. Er, Lancel, vermuthe, es möge ihm eine Ader in der Brust gerissen sein. Es sei ein Unglück.

## 8.

Sechs Wochen etwa nach diesem „Unglücke“ meldeten die Journale von Paris, daß der Marquis von Saint Jouan zurückgekehrt sei und seinen Namen aus der Liste der Ausgewanderten habe austreichen lassen. Er habe sich im Auslande verheirathet und bringe seine Gemahlin und Schwiegermutter mit sich. In dem Seehundclub fand man diese Stelle und Herr Smithson äußerte: „der arme liebe Marquis!.. Der Lancel hat mir nie gefallen und ich glaube, der Nebel an der Küste von Lewis verbarg uns seltsame Dinge. Was meint Ihr dazu?“

„Ich sage nicht nein.. Aber wissen Sie, wer dieser Saint Jouan ist?“

Smithson las die Stelle in dem Journale und



fragte: „dieser Lancel war verheirathet und Sie wußten es, Sir John?“

— „Warten Sie,“ entgegnete der Andere; „ich glaube ja. Herr Schupp, mein Sachwalter, hat mir erzählt, daß Herr Lancel, als er arm war . . . es ist eine vollkommene Geschichte . . . sich bloß Eduard, glaube ich, nennen ließ. Er wohnte mit zwei Frauen zusammen, Mutter und Tochter.“

„Es ist so!“ rief Smithson aus; „es ist wahrhaftig so . . . Er hat ihm den Namen gestohlen, nachdem er ihn ermordet . . . Ich wette, daß der schändliche Lancel sich jetzt in Paris unter dem Namen unsers unglücklichen Freundes brüftet.“

Die Wette wurde nicht angenommen.

Der Club, der seine größten Helden verloren, war nur noch ein Schatten von dem, was er gewesen, und bald darauf lösete er sich ganz auf.

### Miscellen.

(Napoleon als Schachspieler.) Napoleon besaß sein ganzes Leben hindurch eine leidenschaftliche Vorliebe für das Schachspiel und er spielte in jedem Alter und an jedem Orte, in seinen Palästen, im Lager, im Bivouac, in Aegypten, in Rußland, auf der Insel Elba und St. Helena. Während seiner Gefangenschaft auf der letztern schickte ihm eine adelige englische Familie ein prachtvolles Schachspiel, aber seine Hüter übergaben ihm dasselbe nicht, weil die Figuren mit dem kaiserlichen Wappen geziert waren. Das Schachspiel, dessen sich Napoleon auf Helena gewöhnlich bediente, gehört jetzt den Officieren des 9. englischen Regiments. Uebrigens war Napoleon keineswegs ein ausgezeichneter Schachspieler; sein Geist brauchte ein weiteres Feld; er fing die Partien meist schlecht an und äußerte immer lebhaftes Ungebuld, wenn sein Gegner die Züge zu lange berechnete. Wurde aber die Partie lebhafter, so steigerte sich auch seine Aufmerksamkeit, Verlor er die Partie, so verheimlichte er seine Unzufriedenheit nicht; seine Günstlinge machten ihm aber natürlich selten einen solchen Verdruß. Zur Zeit — die Anekdote ist völlig unbekannt — als Napoleon den Feldzug nach Rußland vorbereitete, spielte er eines Abends in den Tuileries Schach mit dem Marschall Berthier, als ihm gemeldet wurde, der persische Gesandte bitte um Audienz. Er befahl, denselben hereinzuführen, unterbrach das Spiel nicht, überhäufte aber den Gesandten mit einer Menge von Fragen, bis endlich derselbe als geschickter Diplomat eine Stellung annahm, die ihm erlaubte, auch zu reden. Er pries die persische Cavalerie und stellte sie über jede andere. Der Kaiser bestritt es, der Gesandte blieb dabei und Napoleon sagte: „morgen sollen Sie eine Reoue unsrer Cavalerie sehen.“ Der Perser entfernte

sich, die Schachpartie war noch nicht zu Ende. Während er über neue Züge nachdachte, schrieb Napoleon eilig verschiedene Befehle, welche alle Cavalieregimenter in der Nähe der Hauptstadt in die Tuileries beriefen. Es war von der Reoue nicht weiter die Rede, am andern Morgen aber desfilirten 40,000 M. Cavalerie in den Tuileries vor dem Kaiser und dem persischen Gesandten. Paris sah diese schöne Armee zum letzten Male; einige Tage darauf brach sie nach Rußland auf.

(Etikette.) Die Etikette verlangt, oder verlangte wenigstens sonst, daß die Könige von Frankreich stets an einem vierseitigen Tische speiseten, weil an einem solchen der Ehrenplatz deutscher hervortritt, als an einem runden. Als Karl X. 1830 in die Verbannung reisete, wurde diese Etikette auch unterwegs streng beobachtet und da man zu V. Nigle keinen vierseitigen Tisch fand, mußte in der Eile einer gemacht werden.

(Talleyrand und der Herzog von Wellington.) Einst wurde Talleyrand von dem Lord Londonderry in dem Oberhause heftig angegriffen und von dem Herzoge von Wellington verteidiget. Am nächsten Morgen fand ein Freund den Fürsten in großer Aufregung bei dem Lesen dieser ihn betreffenden Debatte, und als dieser Freund ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß solche Ausfälle im Parlamente nicht selten und deshalb von keiner großen Bedeutung wären, antwortete Talleyrand, er sei weniger durch den Angriff verletzt, als durch die Vertheidigung durch den Herzog gerührt, ja er setzte, wie behauptet wird, mit Thränen in den Augen hinzu: „ich bin dem Herzoge um so mehr zu Dank verpflichtet, weil er der einzige Staatsmann in der Welt ist, der jemals etwas Gutes von mir gesagt hat.“ Ob dies ein unwillkürlicher Sarcasmus war?

(Theater in Serbien und der Türkei.) Herr Wuitsch, Director der Schule zu Kragoujewag in Serbien, hatte 1835 einige deutsche Bühnenstücke übersetzt und ließ dieselben von seinen Schülern vor dem Fürsten Milosch und den vornehmsten Einwohnern der Stadt aufführen. Die ersten Aufführungen wurden von dem Fürsten in einer Art unterbrochen, welche bewies, daß ihm die dramatische Kunst völlig neu war. In einer Waldscene verlangte er ein Schiff, das ihm früher gefallen hatte. Zwei Schülern, die auf der Bühne mit einander zu kämpfen hatten, ließ er befehlen, ihre Wuth zu mäßigen und ihnen verbieten, einander umzubringen etc. — Man muß sich wundern, daß dramatische Unterhaltung von den europäischen Diplomaten in Pera nicht immer benützt worden ist als Mittel, auf die türkische Regierung zu wirken. Der Versuch wurde vor zwei Jahrhunderten gemacht. Magni, ein alter Schriftsteller, erzählt, er sei in dem Theater gewesen, als dasselbe von dem Großvezier und andern hohen Beamten der Regierung mit ihrer Gegenwart beehrt worden. Man hatte für diese Großen Stühle in das Parterre gestellt, die Damen in den Logen gesellen ihnen aber so gut, daß sie den ganzen Abend der Bühne den Rücken zuwendeten und nicht vermocht wer-



den konnten, sich umzudrehen und der Vorstellung ihre Aufmerksamkeit zu widmen.

(Die modernen französischen Ehen.) Die Ehen sind in Frankreich im Allgemeinen glücklich, und wenn man bedenkt, daß sie meist alle von den Aeltern geschlossen werden, welche auf die Neigung der jungen Leute keine Rücksicht nehmen, so muß man sich wohl fragen, warum die sogenannten Ehen aus Liebe, namentlich in England, meist so unglücklich sind. Man findet die Erklärung darin, daß in Frankreich die Frauen mehr Herrschaft über den Mann haben oder daß wenigstens völlige Gleichheit zwischen Mann und Frau besteht. Dagegen besteht in England das Vorurtheil, die Frau dürfe sich um das Leben ihres Mannes nicht kümmern, der die meisten Abende im Club, am Spieltische verbringt, während die junge Frau ein Opfer der Sangesweise wird. — Es giebt in Frankreich gegenwärtig, mit einigen wenigen Ausnahmen, keine sehr großen Vermögen und man lebt in der Regel streng nach seinem Einkommen. Es verräth schlechten Geschmack, große Schulden zu machen, ohne sie unmittelbar wieder bezahlen zu können; jene Verschwendung, die, wie in England, schnell ganze Güter unter den Hammer bringt und Familien in Armuth stürzt, ist in Frankreich fast unbekannt. Die französischen vornehmen Familien leben mehr auf ihren Schlössern etc. als sonst.

(Eine Zigeunerhochzeit in Spanien.) Der Engländer Borrow, der so eben ein höchst interessantes Werk über die Zigeuner in Spanien herausgegeben hat, beschreibt unter anderm auch eine Zigeunerhochzeit: den ganzen Tag über wurde nichts gethan als gesungen, getrunken, gegessen und getanzt; der merkwürdigste Theil des Festes aber blieb für den Abend aufgespart. Es waren fast zwanzig Centner Süßigkeiten mit ungeheuren Kosten angeschafft worden und keineswegs für den Gaumen, sondern zu einem ächten Zigeunerzwecke. Diese Süßigkeiten von allen Arten und allen Formen, besonders aber Eiergelb mit Zucker, wurden auf den Fußboden eines großen Zimmers wenigstens drei Zoll hoch aufgeschüttet. In dieses Zimmer trippelte auf ein gegebenes Signal die Braut und der Bräutigam tanzend und die ganze Zigeunergesellschaft folgte. Mit Worten läßt sich die Scene, welche folgte, durchaus nicht beschreiben. In wenigen Minuten war das Gebäch in Staub verwandelt und jeder Tänzer, jede Tänzerin bis an die Knie mit Zucker, Obst, Eiergelb etc. bedeckt. Noch schrecklicher wurde ihre wahrhaft wahnsinnige Lustigkeit. Die Männer sprangen hoch empor und wiewerthen, brüllten und krächzten dazu, während die Frauen mit den Fingern in einer eigenthümlichen Art klatschten, sich in alle möglichen Stellungen verdröherten, die nicht immer die anständigsten waren, und Worte aussprachen, die nicht zu wiederholen sind.

(Ein merkwürdiger Keller.) Ein gewisser Chapuis in Paris besitzt eine große Bierbrauerei und sein Geschäft hat sich in der letztern Zeit so ausgedehnt, daß seine Kellerräume die Bier-tonnen nicht mehr zu fassen vermochten. Da fiel es ihm ein,

daß sein Haus und Garten über den Catacomben sich müßten, die sich bekanntlich unter einem großen Theile der hiezichen. Ein Versuch bestätigte diese Vermuthung; er ging sogleich an das Werk und ließ eine prachtvolle Treppe von breiten steinernen Stufen in die Höhlung unten hinunterführen. Diese mußte jedoch erst eben gemacht werden. Es wurden über 1000 Karren Schutt herausgeschafft; man führte zahlreiche ungeheure Pfeiler auf, um das Gewölbe zu stützen, auf denen die Vorstädte Saint Nicolas und Saint Marceau ruhen. Jetzt ist das Werk beendet und es gilt für eine der größten Merkwürdigkeiten von Paris. Ist man die 87 Treppentufen hinunter gestiegen, welche dem schönsten Palaste der Stadt Ehre machen würden, so gelangt man in ein unermeßliches Gewölbe, dessen weite und lange Gänge eine unbegrenzte Perspective bilden. Der Eindruck, den dieser Anblick hervorbringt, ist ein so gewaltiger und ergreifender, daß der bekannte Decorationsmaler Ciceri denselben nächstens in der großen Oper benutzen und zur Anschauung bringen wird. Man erklärt diese Kellergewölbe für die größten und schönsten in der Welt.

(Die andalusischen Pferde und die Behandlung derselben.) Die Spanier halten die andalusischen Pferde für die ächten Nachkommen der maurischen; es ist dies aber ein bedeutender Irrthum, denn es kann kaum zwei Geschöpfe geben, die einander weniger ähnlich wären, als das maurische und das andalusische Pferd. Das erstere ist keineswegs schön, hat spärliche Mähne und Schweif, ist ein wildes unbändiges Thier, das sich nie legt, während das andalusische eine volle Mähne und vollen Schweif hat, sanft und gelehrig ist und seinem Herrn folgt wie ein Hund. Sie werden mit der äußersten Sorgfalt gepflegt, namentlich fällt die Sorgfalt auf, mit welcher man an den Theilen des Pferdes die Haare abschneidet, die man seiner völligen Gesundheit und Reinlichkeit nachtheilig hält; besonders verwendet man die größte Aufmerksamkeit auf das Kesselgelenk und daran ist immer ein esquilador beschäftigt. Dieser trägt seine Werkzeuge in einem Kästchen bei sich, nämlich verschiedene Arten von Scheeren, mit denen er besonders arbeitet. Diese esquiladores sind meist Zigeuner, in den Provinzen aber, wo es deren nicht viele giebt, Aragonier. Die Zigeuner namentlich sind in dem Gebrauche der Scheere, mit denen sie die Beine und Ohren der Pferde puzen, außerordentlich geschickt und wissen sich ihrer Scheere auf eine ganz eigenthümliche Weise zu bedienen. Viele arme Leute gewinnen sich blos dadurch ihren Unterhalt. Sie brauchen bisweilen ganz niedliche kleine Scheeren, um einzeln stehende feine Härchen damit wegzunehmen, denn die Spanier meinen, der Fuß eines Pferdes müsse hinten so glatt und rein sein wie die Hand einer vornehmen Dame. Dergleichen Scheeren werden nur in Madrid verfertigt.

(Blutrache unter den Albanesen.) Unter den Albanesen ist die Rache ein Recht und eine Pflicht; wie weit sie getrieben wird, mag nachstehende Anekdote zeigen, welche ein neues



rer Reisender erzählt: Der Capitain Doda, das Oberhaupt der Myrbiten, der früher in österreichischen Diensten gestanden hatte, starb in Ragusa und hinterließ zwei unerwachsene Söhne. Ihr Dheim machte 1837 einen Versuch, ihre Jugend zu benutzen und seine Nefen aus der erblichen Würde eines Stammhaupteings zu verdrängen. Einen nahen Verwandten, den Bruder der Wittwe Doda's, der ihm Vorstellungen darüber machte, ermordete er. Darauf fiel er selbst von den Händen dieser Frau. Sein Sohn, der an einem Weibe sich nicht rächen durfte, weil es gegen die Sitte des Landes ist, ermordete ihren Sohn, seinen ältern Vetter, und sie vergalt es dadurch, daß sie ihren Nefen, das einzige Kind ihres Schwagers, umbrachte. Hier hatte der Rachekrieg ein Ende, weil außer dem jüngern Sohne Doda's keine Männer mehr in der Familie lebten. Dieses Kind soll dennoch seitdem auch ermordet worden sein. Die Mutter, eine hübsche, kleine schwarzhaarige Frau, kam 1838 selbst nach Scutari, um ihr Benehmen vor dem Pascha zu vertheidigen und darauf hinzuweisen, daß die Landesitte sie ermächtigt, die oben erwähnten Mordthaten mit dem Dolche oder der Pistole zu begehen.

### Generalcorrespondenz.

Zu den zahlreichen Reformen oder Neuerungen, welche der verstorbene Sultan einführt, gehört bekanntlich auch die, daß er den Frauen in seinem Harem erlaubte, sich dem Volke zu zeigen; die Gewohnheit, die Augen von den Frauen abzuwenden, war aber in dem Volke so tief gewurzelt, daß es die Frauen seines Sultans nicht ansah. Der Sultan versuchte hier, wie in andern Fällen, das Volk zu zwingen, aber er setzte seinen Willen nicht durch. Indes erzählt ein Reisender, der sich lange in Constantinopel aufhielt, diese Emancipation der Frauen sei bloß nominell gewesen, denn so oft sie ausgegangen wären, um sich öffentlich zu zeigen, wären sie streng beobachtet worden. Wirklich wurden noch 1837 mehrere junge Türkinnen aus guter Familie in Säcke genähert und in das Meer geworfen. Die Regierung tabelte in einer Verordnung, die um diese Zeit erschien, mit starken Worten, daß die Frauen, die zu Besuchen ausgingen, zu spät, bisweilen sogar erst nach Sonnenuntergange, nach Hause zurückkämen; daß die, welche Equipagen hielten, junge, sogar christliche Kutscher hätten; daß einige Frauen sogar so keck wären, Eis in den Kaffeehäusern in Pera, in der Frankenstadt, zu essen. Alles dies wurde streng verboten. —

In Frankreich kam vor Kurzem ein Beispiel vor, das von neuem eindringlich lehrt, wie schnell das menschliche Glück sich wenden kann. In Spinal lebte noch vor einem halben Jahre eine reiche, allgemein geehrte und mächtige Familie. Herr Doublat, ehemaliger Deputirter, besaß das Vertrauen seiner Mitbürger in dem Grade, daß nichts ohne seinen Willen geschah und selbst der Präfect sich vor ihm beugen mußte. Mit einem Male hörte man,

daß er am Schlage gestorben sei. Am andern Tage erfuhr man, daß viele seiner Wechsel in Paris re. protestirt worden wären, und es ergab sich, daß seine Angelegenheiten sehr schlecht standen. Reiche und Arme hatten ihm ihr Vermögen anvertraut; es herrschte die größte Bestürzung; zahlreiche Bankrotte waren die Folge davon. Die Schulden Doublat's belaufen sich auf 10 Mill. Fres. Sein Sohn, Generaleinnehmer, legte sein Amt nieder; man hatte ihn in anonymen Briefen auf einen großen Schmerz aufmerksam gemacht. Wirklich starb bald darauf seine Tochter unter geheimnißvollen Umständen, und ihre Mutter, seine Frau, überlebte diesen Verlust nicht lange. Statt Mitleid zu finden, verfolgte den Unglücklichen Haß und Zorn; man sah ihn einige Tage nicht und als man endlich die Thüre seiner Wohnung erbrach, fand man ihn todt auf dem Bette. Er hatte sich erschossen. Auf einem Zettel stand: „das Leben ist mir unerträglich; ich kann ohne meine Frau und Tochter nicht leben.“ Zwei Tage darauf rührte seinen Schwiegervater, Baulot, der früher ebenfalls Deputirter gewesen war, der Schlag, und so verschwand in wenigen Wochen eine ganze Familie, welche ein Gegenstand allgemeinen Neides und allgemeiner Bewunderung gewesen war. —

Wie man versichert, ist Mlle. Mars, die sich bekanntlich von der Bühne endlich ganz zurückgezogen hat, von dem Ministerium zur Generalinspectorin der dramatischen Kunst in Frankreich mit einem Gehalte von 6000 Fres. ernannt worden. —

In Yatten bei Bristol starb vor Kurzem ein hochbetagter König, der sich indes um die Politik nicht bekümmert hat, der König der Zigeuner in England nämlich, und wurde daselbst mit vielen Feiertlichkeiten begraben. —

In Washington starb am 4. April der neue Präsident der Vereinigten Staaten, W. Harrison, nach einer Amtsführung von nur vier Wochen. Er ist der erste Präsident, der im Amte starb, und die Todtenfeier war deshalb auch sehr imposant. Merkwürdiger Weise wurde er nicht bloß in Washington beerdigt; ein Trauerzug fand auch in New-York und allen andern Städten der Union statt. In New-York nahm dieser Trauerzug eine Ausdehnung von vier (engl.) Meilen ein und brauchte über zwei Stunden, um durch ein Thor hindurch zu ziehen. Bei dieser Gelegenheit haben Abergläubische auf das merkwürdige Zusammentreffen aufmerksam gemacht, daß in einem und demselben Monate der Präsident der Vereinigten Staaten starb, der Präsident, ein amerikanisches Packetboot, unterging und das bekannte englische Dampfboot Präsident, das zwischen England und Amerika fuhr, wahrscheinlich dasselbe Schicksal gehabt hat, wenigstens lange schon vermisst wird. —

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die ausgezeichnetsten Gemälde in der jetzigen Gemäldeausstellung in Paris — von Ausländern sind, nämlich von Calame und Dibay aus Genf, von den Deutschen Wild und Wickenberg und von dem berühmten Brüsseler Thiermaler Verboeckhoven. —



# Allgemeine Norddeutsche Zeitung

Nr. 22.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 84 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen u. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsexpeditoren und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Capitain Frosch.

(Fortf. aus Nr. 21. des Bilder-Magazin.)

Da gerade der Wind sehr stark wehte, als der Cutter auf der Rhede erschien, um auf das hohe Meer hinaus zu fahren, so eilte fast die gesammte Einwohnerzahl an den Strand und die allgemeine Neugierde wurde befriediget. Der ganze Rumpf des Schiffes sank abwechselnd in das Wasser hinein und kam wieder heraus, wie das Schiffchen des Webers zwischen zwei Geweben hindurch schlüpft und das ungeheuer große Segel nahm einen so großen Raum ein, daß sein Schatten auf dem Meere eine Fläche von einer Viertelstunde bedeckte. Die Leute zitterten vor Angst, als sie ganz nahe, einige Fuß von dem Felsen, auf dem sie standen, den Cutter vorbeifahren und dabei zu wiederholten Malen so weit umsinken sahen, daß man das Verdeck nur an den Füßen der Matrosen erkannte, die darauf standen. Wenn sie ihre Hände unter dem Wind ausstreckten, berührten sie das Wasser, dessen Schaum zwei Drittel des Segels beneht hatte. Die Matrosen blieben trotz dem ruhig; sie kauerten an den Kanonen, rauchten und schwägten mit einander.

Ein alter Schiffslieutenant hielt, als er den Cutter so herumwerfen sah, die beiden Hände hohl an den Mund und rief ihm zu: „Cameraden! Euch würde ich nicht meinen Hund auf eine Nacht anvertrauen.“

Den nächsten Tag gegen Abend kamen sie unter Kanonendonner in den Hafen zurück und brachten eine mit Zucker und Tabak beladene englische Brigg mit.

„Wäre Ihr Hund am Bord gewesen,“ sagte der Capitain Frosch zu dem alten Schiffslieutenant, der ihm am Tage vorher jene Bemerkung zugerufen hatte, „so würde er heute tausend Francs als seinen Antheil von der Prise erhalten.“

Drei Jahre lang hatte der Frosch über alle Erwartung Glück; er war der Schrecken der Feinde, namentlich der Engländer, geworden. Wenn er nach einem Handelschiffe zu steuerte, so entging es ihm selten. Wie geschickt er anzugreifen wußte, eben so gewandt und schnell wußte er den feindlichen Kriegsschiffen zu entfliehen. Erkannte er die Unmöglichkeit, einer Fregatte durch Schnelligkeit zu entgehen, so suchte er sich einen ganzen Tag lang außer dem Bereiche ihrer Kanonen zu halten, bis er schnell seine Richtung änderte oder sich in dem Nebel verlor, oder sich hinter Felsen flüchtete, die der Fregatte unzugänglich waren.

Bis dahin war zu dem Gewinn des Gewerbes kein ernstlicher Unfall getreten; einige Löcher in das Segel, einige Kugeln, die auf das Verdeck fielen, wurden nicht gezählt. Wie wäre das Leben der Mannschaft zu beschreiben, wenn sie ihren Antheil von der Beute versilbert hatte? Sie setzte dann das Geld in Wein um; nichts war ihr zu gut, nichts zu theuer. Wann die Corsaren nach einem glücklichen Unternehmen an das Land kamen, begaben sie sich in ein berühmtes Wirthshaus und schwuren, dasselbe nur dann erst wieder zu verlassen, wenn kein Schinken mehr auf den



Boden, kein Tropfen Wein in dem Keller sei. „Die Engländer bezahlen“, sagten die Seeleute.

Der Capitain Frosch, der aus ächtem normännischem Blute stammte, hatte unterdeß eine gewisse Vorliebe für Eigenthum gefunden. Er kaufte zuerst ein kleines Stück Feld, dann ein anderes, dann einen Garten zc. und suchte die Besitzung immer mehr abzurunden. Von dem Besitz des Eigenthums bis zur Sparsamkeit und Ordnung ist nur ein Schritt; er liebte die Ordnung, aber als Corsar; seine Hoffnung, sein Wunsch, sein Ehrgeiz, wenn er irgend ein Handelsfahrzeug verfolgte, bestand darin, sich mit dem Ertrage des Sieges eine kleine Eiderpresse, eine Wiese, ein Duzend schöner Kühe anzuschaffen. Diese Gedanken verdoppelten seine Kühnheit; ein sparendes Corsar muß eine schreckliche Erscheinung sein. Der Capitain Frosch war eine solche.

Das Glück sollte indeß nicht immer bestehen. Die Franzosen rüsteten nicht allein Corsaren aus. Die Engländer schickten viele an die französische Küste. Zu den englischen Corsaren aber, welche den Kaufleuten der Bretagne die meisten unruhigen Stunden machten, gehörte einer, dessen Name verdiente, in den Erinnerungen mit dem des Capitain Frosch verbunden zu bleiben. Dieser Name war ein Spitzname, wie der unseres Capitains; den wirklichen hat man gar nicht erfahren; die Golette hieß „Hunger“ und der Capitain „Bettelmann“.

Wie die französischen Corsaren sich durch Sitten und Disciplin nicht eben auszeichneten, so ließen sich die englischen Corsaren dennoch kaum mit ihnen vergleichen. Die Mannschaft derselben bestand aus Schmugglern, Dieben, verarmten Spielern, Bankrottirern und nur einigen wirklichen Seeleuten. Der Capitain Bettelmann selbst war Advocat gewesen, hatte aber diese Laufbahn früh genug aufgegeben, daß sie seinem Corsarengewerbe nicht schadete.

Man kann sich leicht denken, mit welchem Eifer diese aus allen Ständen der englischen Gesellschaft ausgestoßenen Männer das Meer durchsuchten, um Geld oder Geldeswerth zu finden. Sie fielen über Alles her, das sie auf der Oberfläche schwimmen sahen, wie die Haifische, die Alles verschlingen, Holz, Steine und Eisen. Den Handelsschiffen nahmen sie zuerst das gemünzte Geld, dann die Weine, die Liköre, die werthvollen Gegenstände; den Fischerböten die frischen Fische, den Küstenschiffen die Butter, die Eier, das Gemüse, das Obst. Leider erhöhten sie die Laster, die sie mit den Kreuzern der andern Nationen gemein hatten,

durch ihre Mordsucht. Die Mannschaft des Capitains Bettelmann zumal bemächtigte sich nie eines französischen Schiffes, ohne dabei zugleich auch Blut zu vergießen.

Wie dem nun auch sein möge, der Capitain Bettelmann allein hielt in dem Canale dem Rufe des Capitains Frosch das Gleichgewicht, und dennoch hatten die beiden Männer einander noch nicht gesehen. Allerdings hatten sie keine Ursache einander aufzusuchen, denn wenn sie aufeinander trafen, mußte es bei dem Hasse der beiden Nationen gegen einander zu einem schrecklichen Kampfe kommen. Der Capitain Frosch war nicht der Mann, der ihn vermieden hätte und die Mannschaft des „Hunger“ würde ihn, ihrem Capitain zum Troste, angenommen haben.

Es dürfte jedoch Zeit sein, die beiden Männer etwas genauer zu beschreiben. Frosch war ein kleiner dicker blonder Mann mit kurzen Armen und runden Schultern. Er hatte nichts gemein mit den so schlanken und so poetischen, zu poetischen Piraten der neuen Romane. Kaum vermochte er über seinen runden Bauch hinweg die Füße zu sehen, ob er gleich erst dreißig Jahre zählte. Seine kleine Nase, sein kleiner Mund, seine kleinen blauen Augen verschwanden fast in seinem breiten Gesichte. Trotz der Last dieser frühzeitigen Wohlbeleibtheit wurden seine geistigen Fähigkeiten nicht herabgedrückt. Sein Verstand und sein Wille machten ihn zum Herrn seiner Gefährten, die übrigens so schlau waren wie er. Wenn er befahl, mußte gehorcht werden und wenn sich unter seinen Leuten Einer befand, welcher die Stimme oder den Arm erhob, so berief er ihn in seine Kajüte, schenkte ihm ein Glas Rum aus seiner ältesten Flasche ein und sagte dann mit vieler Freundlichkeit: „ich bitte Dich, betrage Dich besser gegen einen Kameraden, der die besten Absichten mit Dir hat. Du siehst es, ich bin nicht erzürnt, ich große nicht, ich entschuldige Dich, aber, lieber Freund, wenn Du noch einmal thust, was Du thatest, werde ich genöthigt sein, — Du wirst mich aber nicht dazu zwingen, Alter, nicht wahr? — werde ich genöthiget sein, sage ich, Dir mit diesem Pistol das Lebenslicht auszublafen. Wir sind nun einig; noch ein Gläschen! Und nun geh' wieder an die Arbeit.“

Der Capitain Frosch kannte die Wirkung dieser Art Ermahnung um so besser, da er seiner Mannschaft schon zweimal bewiesen hatte, daß er ohne weitere Umstände seine Drohung in Erfüllung bringe.

Der Capitain Bettelmann, der aus minder nied-



rigem Stande hervorgegangen war, hatte von seinen Studien — und das war Alles — die Hagerkeit der Gelehrten nebst der schwarzen Kleidung und dem schwarzen seidenen Tuche behalten, das er wie einen Strick um den Hals schlang. Er war übrigens weder größer noch älter als der Capitain Frosch. Bei einem Kampfe hörte seine kaltblütige Tapferkeit auf, dem Muth zu gleichen, so sehr schien sie alle Mitwirkung des Willens auszuschließen. Da er unaufhörlich Branntwein trank, wenn er Feuer! commandirte, und um so bleicher wurde, je mehr er von dem brennenden Tranke in seine Kehle goß, so war er zu Ende des Kampfes nichts als starrer Bohn, schreckliche Aufregung mit geballten Fäusten und weit aufgerissenen großen schwarzen Augen. Aber sein Blick, seine Hand, sein Schweigen, seine Kaltblütigkeit, seine beobachtende Trunkenheit hatte den Sieg gewonnen. Nach dem Kampfe sank er alsbald zusammen. Man warf ihn in eine Hängematte und er blieb in derselben drei Tage liegen, um seinen Rausch auszuschlafen.

Das erstemal begegneten die beiden Capitaine einander auf der Höhe des Vorgebirges La Hogue und zwar unter sehr seltsamen Umständen. Der englische Corsar verfolgte mit vollen Segeln seit dem Morgen eine französische Brigg, die sich bemühte, mit verzweifelnder Schnelligkeit den Hafen von Cherbourg zu erreichen. Schon verkündeten Kanonenschüsse die Crisis, welcher die unglückliche Brigg sich zu entziehen suchte. Mit einemmale aber öffnete sich der flüssige Kreis, in welchem sich die beiden Schiffe, bewegten einem andern Punkte am Horizonte gegenüber, in einer Entfernung von etwa drei Stunden, um zwei andere Schiffe durchzulassen, deren Manoeuvres den Capitain Bettelmann sehr beunruhigten. Auch von diesem doppelten schwarzen Punkte, der immer näher kam, schallte dumpf Kanonendonner her. Man konnte nicht zweifeln, daß das eine Schiff dem andern in feindlicher Absicht folgte und wenn in diesen Gewässern zwei Schiffe feindlich aneinandergeriethen, so war es meist ein französisches und ein englisches. Der Capitain Bettelmann setzte nichts desto weniger seine Verfolgung der französischen Brigg in der Richtung der bemerkten Gruppe fort, die immer größer wurde. Nach einer Stunde befanden sich vier Schiffe bei einander: der französische Kreuzer „Frosch“, der einen englischen schwer beladenen Dreimaster verfolgte, und der englische Kreuzer „Hunger“, dem die Brigg nicht lange mehr entgehen konnte. Was sollte nun aus dem Zusammentreffen der beiden Kreuzer

werden, die einander in dem Augenblicke trafen, als ein jeder von ihnen ein feindliches Schiff nehmen wollte?

Wie auf ein Signal stellten die beiden Corsaren ihr Feuer ein und die beiden Capitaine benutzten diesen kurzen Waffenstillstand zu einer ganz gleichen Ueberlegung. Was der Eine bei sich dachte, dachte der Andere auch und zwar Folgendes:

„Wenn ich meine Prise aufgebe, um mich mit dem feindlichen Kreuzer zu schlagen, so wird die Prise die Gelegenheit benutzen und entfliehen. Das Schiff, dessen Flagge ich zu schützen habe, wird ebenfalls davon kommen, das weiß ich; aber ich werde mein eigenes Fahrzeug wagen, um ein anderes zu retten, und im Falle ich auch Sieger bin, so fragt es sich, wer die Kosten der Beschädigungen deckt.“

Dieses Raisonnement war gewiß ganz richtig und im Sinne der Corsaren, die immer lieber ein feindliches Schiff nahmen, als eines ihrer Nation retteten. Das Beste wird sein, dachten sie weiter, wenn wir die Sache ganz aufgeben und thun, als hätten wir einander gar nicht gesehen.

Um sich zu überzeugen, ob der Capitain Frosch seiner Meinung sei, machte der Capitain Bettelmann mit vieler Umsicht ein bedeutsames Manoeuvr. Er wendete sich von seiner Beute ab und nach dem offenen Meere zu; der Capitain Frosch dagegen ahmte dies nach, sobald er es sah, so daß sich die beiden Kreuzer gleichzeitig von ihrer Prise entfernten, um in entgegengesetzter Richtung weiter zu segeln. Bis dahin hatte vollkommenes Einverständnis geherrscht; in der Entfernung einer Viertelstunde aber beschrieb der Engländer einen Bogen, so daß er an den französischen Kreuzer kommen mußte. Dieser legte sogleich bei, enthüllte seine Batterien und wartete. „Er soll es bereuen“, dachte er. „Jedem Sünder sei vergeben. Kanoniere, an Eure Stücke!“

Als die beiden Kreuzer bis auf Pistolenschußweite aneinander gekommen waren, setzte der „Hunger“ ein Boot aus, in welches der Capitain mit einem einzigen Matrosen hinunterstieg. „Es ist bloß eine Besprechung“, dachte der Capitain Frosch. „Wir wollen nicht zurückbleiben. Die Yolle in's Meer!“ rief er.

Die Yolle und das Boot waren bald an einander gekommen und die beiden Capitaine parlamentirten.

Es würde spaßhaft sein, wollten wir anführen, wie sich beide miteinander verständigten. Der Krieg hatte bekanntlich unter den Bewohnern der Rüste des Canals auf beiden Seiten eine gemischte Sprache ge-



schaffen, die zu dem Verkehre unter ihnen mehr als hinreichte.

„Ich fürchte Sie nicht,“ sagte zuerst der Engländer zu dem Franzosen.

— „Ich Sie auch nicht,“ antwortete der Franzose.

„Wenn wir uns mit einander schlagen, wird es lange währen, Capitain Frosch.“

— „Sehr lange, Capitain Bettelmann.“

„Einer von uns wird den andern nehmen und die beiden Handelsfahrzeuge werden dann nicht mehr da sein. Was soll ich, wenn ich der Sieger bleibe, mit Ihrer Canaille von Mannschaft anfangen? Sie ist nicht drei Pfund Sterling werth.“

— „Und was soll ich, Capitain Bettelmann, mit Ihren Spitzbuben von Matrosen machen, für die ich nicht zwei Sardellen gebe?“

„Wir wollen einander gar nicht begegnet sein. Ist es Ihnen recht?“

— „Es sei.“

„Wollen Sie noch mehr?“

— „Sprechen Sie, Capitain Bettelmann.“

„Ich habe ein Interesse dabei, zehn englische Schiffe, die von den Krämern der Stadt erwartet werden, vor Ihren Klauen zu bewahren, Capitain Frosch. Jeder der Besitzer dieser Schiffe hat mir nämlich 1000 Pf. St., 25,000 Francs nach Ihrem Gelde versprochen, wenn sein Schiff, durch mich begleitet, vertheidiget oder gerettet, wohlbehalten im Hafen ankommt.“

— „Ich verstehe, Capitain Bettelmann.“

„Unter den möglichen Unfällen sind Sie nicht am wenigsten zu fürchten. Wenn meine armen Schiffe Ihnen in die Hände gerathen, so kann ich meine Hoffnung auf die Gratification immerhin aufgeben. Haben Sie mir nicht auch einige französische Schiffe zu empfehlen? Ich würde gegen dieselben mit eben der Rücksicht verfahren, wie Sie gegen meine Schützlinge verfahren.“

— „Das ist ein Handel,“ sagte Capitain Frosch.

„Ich sehe nicht ein, warum mir die französischen Kaufleute nicht dieselben Vortheile gewähren sollten, wenn ich ihnen die sichere Rückkehr ihrer Schiffe in den Hafen verbürge?“

„Ein sehr schöner Handel!“ setzte der Capitain Bettelmann hinzu. „Sobald Sie einem der zehn englischen Schiffe begegnen, deren Namen hier auf der Liste stehen, lassen Sie es ungestört weiter segeln; begegne ich einem der zehn französischen Schiffe, die Sie

mir bezeichnen werden, so werde ich eben so handeln. Geben Sie mir Ihre Liste, Capitain Frosch.“

— „Das ist ein gewisses Brod für meine alten Tage,“ sagte der Capitain Frosch, indem er den Capitain Bettelmann die Namen von zehn französischen Schiffen dictirte, die zu dem unter freiem Himmel, auf dem Wasser geschlossenen Vertrage gehörten.

„Schlagen Sie ein, Capitain Frosch.“

Die Hand des Capitain Frosch fiel in die des Capitain Bettelmann.

„Was aber die andern Schiffe betrifft, welche in dem Vertrage nicht mit begriffen sind? . . . ?“

— „Suchen Sie dieselben zu nehmen, Capitain Frosch; das ist Ihre Sache.“

„Ich werde nicht verfehlen . . .“

— „Uebrigens das tiefste Stillschweigen, Capitain Frosch!“

„Wenn ich nicht schweige, will ich mich erschießen lassen.“

— „Und ich will mich hängen lassen,“ setzte der englische Capitain hinzu. „Das genügt unter Männern von Ehre.“

Das Uebereinkommen wurde von beiden Seiten sechs Monate lang streng gehalten; der Capitain Bettelmann ließ vier französische Schiffe entkommen, deren er sich hätte bemächtigen können, und der Capitain Frosch seiner Seite that zehn englischen Schiffen nichts zu Leide, die er unter andern Umständen mit unendlich wenigern Rücksichten behandelt haben würde. Er war um sechs Schiffe vor dem Capitain Bettelmann voraus, aber nur zufällig.

Dhne den Buchstaben des Handelsvertrages mit dem Capitain Bettelmann zu verletzen, hatte der Capitain Frosch das Recht, seine Unternehmungen gegen die englischen Schiffe fortzusetzen, welche nicht mit in dem Vertrage begriffen waren, und er that es. Er wie seine Mannschaft besaß Geld die Fülle, aber während die letztern ihr Geld mit vollen Händen in den Schenken wegwarfen, kaufte der Capitain ein Grundstück nach dem andern. Das alte Schloß eines Ausgewanderten, das in der Nähe lag, gefiel ihm sehr, aber die Gemeinde hielt es sehr hoch im Preise. Sie verlangte 100,000 Francs dafür. „Ich werde die Summe in der Tasche der Engländer finden,“ dachte er bei sich; „noch drei oder vier Fahrten in den Canal und das Schloß ist mein.“

Die Rechnung des Corsaren traf, wie man sehen wird, nicht ganz zu. Er segelte wieder ab und war



bereits 40 bis 50 Stunden von der Küste entfernt in allen Richtungen umher gefahren, ohne etwas zu treffen, das der Mühe werth gewesen wäre, als er am äußersten Ende des Horizonts ein ziemlich großes Schiff bemerkte, auf das er zusteuern ließ.

Je mehr der Corsar sich dem Ziele näherte, um so mehr lachte man über das Phlegma dieses gutmüthigen Schiffes; es rührte sich ebensowenig als eine Insel. Die Scherze auf Kosten desselben nahmen kein Ende. Unterdeß fuhr der „Frosch“ unter gutem Winde und auf einem glatten Meere mit vollen Segeln auf das Schiff zu. „Ich sehe auf dem Verdecke nur einen Hund und einen Matrosen in einer Schlafmütze,“ sagte der Capitain, als er nur noch einen Steinwurf weit entfernt war. „Heda!“ rief der Capitain Frosch durch sein Sprachrohr; „wer von Euch Beiden ist der Capitain?“

„Ich bin der Capitain,“ antwortete der Mann in der Schlafmütze; „ich, Capitain Frosch.“ Und acht Kanonen nebst hundert Gewehren donnerten auf einmal gegen den Corsaren, dessen Verdeck augenblicklich mit Blut und Holzsplintern bedeckt war. So ganz in der Nähe angegriffen, war jeder Widerstand unmöglich. Die Matrosen, welche nicht auf der Stelle todt blieben, waren verwundet und die Nichtverwundeten hatten alle Geistesgegenwart verloren. Bei der zweiten Kartätschenladung kam die Reihe auch an die letztern. Der Capitain Frosch hatte indeß nicht den Schmerz, sich ergeben zu müssen. Eine Kugel traf ihn am linken Auge und streckte ihn bewusstlos nieder.

Das rechte Auge schlug er erst in dem Gefängnisse von Plymouth wieder auf. Er war Gefangener der Engländer.

Sein erstes Wort, das er sprach und bei dem er sehr ausdrucksvoll einen Finger seiner rechten Hand unter das einzige Auge legte, das ihm geblieben, war: „Dem Seemann verzeih' ich; er ist tapfer; aber als Contrahent bei unserm Vertrage soll er büßen. Nein, ich verzeih' es ihm nicht.“

Unter den durch ihre Anstrengungen, ihre Gewandtheit und ihre Geduld ausgezeichneten französischen Gefangenen, welche sich aus dem schrecklichen Kerker zu befreien suchten, nimmt der Capitain Frosch einen ausgezeichneten Platz ein. Wir wollen nur zwei Beispiele anführen, die sich auf seine Gefangenschaft in Plymouth beziehen. Beide zeugen durch ihre seltsame Kühnheit, bis zu welchem Grade der Grausamkeit die

Behandlung stieg, welche die unglücklichen Kriegsgefangenen erfuhren.

Jede Woche besuchte ein besonderer Beamter das Gefängniß, um zu sehen, ob die Franzosen so grausam wie gewöhnlich behandelt würden, ob die Lagerstätten recht hart, das Brod recht schwarz und das Gemüse recht schlecht sei. Nachdem er sich von der verdorbenen Luft, von der Zahl der Kranken und Gestorbenen überzeugt hatte, entwarf er seinen Bericht und entfernte sich. Diesem Beamten, der ohne Zweifel Mitglied irgend einer philanthropischen Gesellschaft war, folgten immer, aus Luxus oder Menschlichkeit, zwei prächtige schottische Jagdhunde nebst einer Dogge mit rundem Kopfe und einem von eisernen Spitzen starrenden Halsbande. Dem durch so wenig in Anspruch genommenen Blicke der Gefangenen entging nichts von dem, was draußen geschah. Mit welchem Reide bewunderten sie dieses reiche Vieh, diese Große-Herren-Hunde, die so fett, so glänzend, so frei waren und so gutes Futter erhielten! Und die armen Gefangenen konnten niemals ihren Hunger stillen. Der Vergleich empörte sie. Die Hunde reizten sie endlich zum Aeußersten; sie verwünschten sie eben so sehr, wie den Gefängnißcommissar. Der Capitain Frosch versprach endlich der Serie von Gefangenen, welcher er angehörte und die meist mit ihm auf dem Cutter ergriffen worden waren, das beleidigende Wohlsein der drei Hunde zu einer raschen Rache zu benutzen. Die zahlreichen Höfe des Gefängnisses von Plymouth waren durch fünf bis sechs Fuß hohe Mauern von einander getrennt, auf denen Wachen auf und ab gingen, um die Gefangenen zu beaufsichtigen, während sie früh und Nachmittags umher gingen. Diese Mauern waren der Weg, über welchen der Commissar kam, wenn er im Ganzen die Menge der Gefangenen überblicken wollte, die in den verschiedenen Höfen verbreitet waren.

Der von den Begünstigern der Verschwörung gegen die Hunde erwartete Tag des Besuches kam endlich. Jeder war auf seinen Posten. Der Commissar in seinem rothen Fracke mit der schwarzen Schärpe erschien am Ende der Inspectionsmauer. Seine drei Hunde folgten ihm. Er hatte glücklich das doppelte Bierdeck des Hofes erreicht, den die Mauer theilt, von der herab er langsam rechts und links die Gefangenen beobachtete. Hinter ihm, während er geht, wird ein sehr feiner, weißer, nicht sehr sichtbarer Strick über die Mauer geworfen. Die Dogge erhält einen kräftigen Schlag auf die Pfoten, wankt und fällt herun-



ter, ohne Geräusch, ohne Bellen. Von neuem wird der Strick angezogen und die beiden Jagdhunde, die neben einander gehen, werden gefast und heruntergeworfen. Wer empfängt sie? Wer erstickt ihre Stimme? Erst nach der Inspection bemerkte der Commissar die Abwesenheit seiner drei Hunde. Man rief sie alsbald bei allen ihren Namen, man piff auf allen Seiten, keiner antwortete. Da befahl der Commissar, der seine Hunde sehr liebte, eine allgemeine Haussuchung. Da der Scherz nicht nach seinem Geschmacke war, so erzürnte er sich und sprach von Bestrafung, als wenn gegen die französischen Gefangenen noch eine Strafe möglich gewesen wäre. Sein Born nützte nichts. Während über den Verlust der Hunde, wollte er sich endlich entfernen, als einer der Gefangenwärter zu ihm trat, die Halsbänder der drei Hunde in der einen Hand und in der andern einen Korb, in welchem sich elfenbeinweiße Knochen befanden.

„Das ist von den Hunden übrig,“ sagte traurig der Gefangenwärter.

— „Man hat sie gegessen?“

„Ja, Herr Commissar.“

(Schluß folgt.)

### Miscellen.

(Eine Hinrichtung in Corsica.) Die Verbrecher, die man auf Corsica hinrichtet, sterben meist mit fast unbegreiflicher Ruhe. Einer declamirt Verse aus dem Horaz; der andere bittet, nur mit einer Hand gefesselt zu werden, damit er ruhig und ungefört seine Pfeife bis zu dem letzten Augenblicke rauchen könne; ein dritter schreibt an den königlichen Generalprocurator: „in einer Stunde wird mein Kopf fallen. Ich möchte schwarzen Flor haben, um über mich selbst zu trauern, eine Flasche Wein und ein weißes Hemd.“ Das alles ist jedoch nur originell; der nachstehende Vorfall dagegen ist gräßlich. Zwei Brüder Colonna waren des Mordes angeklagt; der Eine wurde freigesprochen, der Andere zum Tode verurtheilt. Am Tage der Hinrichtung erblickte der Verurtheilte von dem Schaffote herunter in den ersten Reihen des Volkes seinen Bruder, der mit einigen Freunden gekommen war, um den letzten Willen des Sterbenden zu vernehmen. „Bruder,“ rief der Verurtheilte ihm zu; „ich sterbe schuldig, ich gestehe es; aber meine Ankläger haben doch nichts desto weniger falsches Zeugniß abgelegt. Der Mord, den ich beging, können sie nicht gesehen haben und ihre Erzählung ist deshalb nichts als ein Lügengewebe. Dennoch wurde ich auf ihre Aussagen hin verurtheilt. Die Rache ist ein Recht, denn, ich mag schuldig oder unschuldig sein, ihre Aussage hat mich in den Tod gebracht. Rache mich und ich werde zu Gott für Dich beten.“ Nach diesen Worten legte er sich auf den Klotz, das Weil fiel und sein Kopf rollte

auf das Schaffot. Der Bruder, welcher sich in diesem Augenblicke auf das Blutgerüste stützte, ergriff diesen blutigen Kopf an den Haaren, bestrich sich das Gesicht mit dem Blute und rief dann vendetta! (Rache!), in welchen Ruf seine Begleiter einstimmten. Die Behörde wurde aufmerksam; man schickte einige Gendarmen in das Dorf Almetta, wo die bedroheten Zeugen lebten. Es waren deren fünf; die Gendarmen kamen zu spät; bereits waren alle fünf am hellen Tage ermordet worden und Colonna wie seine Freunde in den Wald geflüchtet. — Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, einen Brief Antoninis, des schrecklichen Banditen von Avapessa, an den Generalprocurator mitzutheilen. Er war eines Tages von den Gendarmen verfolgt worden und hatte sich nur durch den Sprung von einer ungemein hohen Mauer hinunter gerettet. Am nächsten Tage erhielt der Generalprocurator folgenden Brief: „Mein Herr Procurator, ich ersuche Sie, gefälligst an meine Schwester in Avapessa ein Säckchen zurückzusenden, das Ihre Gendarmen aufhoben, als sie mich verfolgten, und das mein Rasirmesser und meine Seife, ein Fernrohr und ein Lieberbuch enthält. Sie werden dadurch verpflichtet Ihren ergebenen Diener „Antonini, Bandit von Avapessa.“ —

(Die Kritik im Sterben.) Der berühmte H. in Paris ist kürzlich gestorben. Die Aerzte hielten, als er auf dem Sterbebette lag, eine Berathung unter einander und erschienen sodann wieder an seinem Bette. Andral sagte hier zu dem Sterbenden: „nun, Herr H., fassen Sie Muth! versuchen Sie einmal eine etwas starke Bewegung; versuchen Sie zu husten, oder noch besser, versuchen Sie zu pfeifen.“

H. sah sie an und sagte: „Ja gewiß, das hätten Ihr verdient!“ Dann drehte er sich um und starb.

(Die Freundschaft ein Unglück.) Ich habe, erzählt Karr in seinen „Wespen,“ einen jungen Mann gekannt, der gesund, ziemlich geistreich und sehr reich war, also wohl glücklich sein konnte. Um dies zu sein, beschloß er, sich überall Freunde zu verschaffen. Das gelang ihm bald, da er sein Geld nicht sparte; Jeder war sein Freund, aber er merkte bald, daß die Freundschaft ein großes Uebel sein kann. Mit den Freunden genirt man sich nicht; im Winter fand er meist seinen Platz am entferntesten vom Kamine; bei Tafel legte man ihm zuletzt vor. Eines Tages schrieb ihm ein Freund: „rette Dich; ich bin in eine Verschwörung verwickelt, die man entdeckt hat. Man hat meine Papiere gefunden. Da Du mein Freund bist und ich weiß, daß man auf Dich rechnen kann, so habe ich Deinen Namen mit oben an auf die Liste der Verschwornen geschrieben. Wir werden alle zum Tode verurtheilt werden; rette Dich also so schnell als möglich.“ Er wohnte entfernt; der Briefträger, der ihn gut kannte, hatte diesen Tag keinen Brief weiter dahin zu besorgen, genirt sich also nicht und überbrachte den Warnungsbrief erst am andern Tage. Hinter ihm erschienen bereits die Soldaten. Der Offizier, der sie führte, war ein Freund des Unglücklichen, wollte also nicht selbst Hand an ihn legen und blieb an



der Thüre; die Soldaten mißhandelten den Gefangenen, da sie allein waren. Doch gelang es ihm, durch ein Fenster zu entspringen. Er fiel dabei gerade auf seinen Freund, der laut aufschrie und dadurch die Soldaten herbei rief. Der Arme wurde ergriffen und in das Gefängniß gebracht. Der öffentliche Ankläger, einer seiner Freunde, fürchtete, man könnte ihn der Parteilichkeit beschuldigen, und um dies abzuwenden, suchte er alles hervor, was dem Freunde nachtheilig sein konnte. Sein Vertheidiger, wiederum ein Freund, war so gerührt, daß er schlecht sprach. Der Arme wurde verurtheilt. Da die Behörde wußte, daß er sehr viele Freunde habe, so fürchtete sie, dieselben könnten den Versuch machen, ihn mit Gewalt zu befreien, ließ ihn also in Fesseln legen und erlaubte Niemanden, ihn zu besuchen. Der Henker, der ihn gekannt hatte und fast sein Freund gewesen war, konnte seine schmerzliche Rührung kaum beherrschen; seine Hand zitterte und so gelang es ihm erst bei dem vierten Schlage, dem Unglücklichen das Haupt vom Rumpfe zu trennen.

(Rose Lacombe.) Unter allen Frauen, die in der Schreckenszeit der Revolution und unter der Gewalt Robespierres eine Rolle spielten, steht die Schauspielerin Rose Lacombe mit oben an. Sie führte den Vorsitz in einem Frauencub, war thätig bei den Mordscenen am 10. August und trug vor den Schranken des Conventes im Namen aller Frauen Frankreichs auf die Abfegung aller Adelligen an, die sich noch im Besitze von Aemtern befanden, so wie aller Beamten überhaupt, deren republikanische Gesinnungen nicht über allen Zweifel erhoben seien. Nach der Ermordung Marats durch Charlotte Corday sagte sie sich feierlich und ihr Geschlecht von jeder Verwandtschaft und Gemeinschaft mit jenem „Ungeheuer“ (dem heldenmüthigen Mädchen) los. Nach einer seltsamen Fügung des Schicksals mußte diese Furie in Liebe zu einem Adelligen entbrennen; als er verhaftet war, bot sie alles auf, um seine Freilassung zu erlangen, und sie ging in ihrem Eifer sogar so weit, daß ein Jacobiner von ihr aus sagte, sie habe die schmähslichsten Reden gegen seine Mitbrüder gehalten; ein anderer Jacobiner klagte sie an, sie habe „die Jugend selbst in der Person Robespierres“ beleidigt und gewagt, ihn einen „Herrn“ zu nennen. Später, als die Frauencubs geschlossen wurden, zog sich Rose nothgedrungen aus dem öffentlichen Leben zurück. Sie ist Wirthin in einer kleinen Schenke im Luxemburgischen geworden.

(Statt des Rieses für Gartenwege.) Campesche- und Fernambulholz geben, in kleine Spähne zerkleinert, nachdem die Farbe aus ihnen gezogen ist, ein vortreffliches Surrogat für den Kies in den Wegen in Gärten, die sie so warm, weich und elastisch wie Teppiche machen. Als Material zum Straßenbau sind solche Spähne schon längst in manchen Gegenden Belgiens benützt worden und besonders vorthellhaft haben sie sich da gezeigt, wo man sie statt des Straßenpflasters anwendete.

(Eine neue Kaffeebereitungsart.) Benson Hill in seinem Almanach für Gutschmecker sagt: ich habe jede bekannte

Methode der Kaffeebereitung versucht und mich dadurch überzeugt, daß es keine sicherere Art giebt, klaren und starken Kaffee zu erhalten, als die folgende. Man schlage ein Ei aus — für einen großen Topf zwei — und mische es gut mit dem Kaffee, bis aus beiden eine Kugel geworden ist, die man in den Kaffee topf mit kaltem Wasser thut. Davin lasse man den Kaffee etwa eine Stunde lang ziehen, man hüte sich aber, ihn durchaus nicht zu rühren; kurz bevor er getrunken werden soll, setze man den Topf auf das Feuer und lasse ihn heiß werden, sorge aber, wenn man das Arom erhalten will, daß er nicht kocht. Dann giesse man ihn vorsichtig ab und man wird einen so reinen und starken Kaffee haben, als er nur immer zu erhalten sein dürfte. Zur Versüßung eignet sich am besten weißer Zuckercand, gepulvert. Kann man Rahm haben, so ist dies das Beste, was man zusetzen kann; außerdem nehme man gekochte Milch.

### Generalcorrespondenz.

Vor zwölf Jahren, erzählt ein französisches Blatt, bewarb sich ein junger Mann vom Lande um die Tochter eines Tischlers im nächsten Dorfe. Die Hochzeit wurde gefeiert und das junge Ehepaar bezog sein Haus. Nach einigen Monaten aber gab die junge Frau einige Zeichen von Geisteskrankheit und diese verschlimmerte sich bald so, daß der Mann sich entschloß, seine Frau zu ihrem Vater zurückzubringen, weil er hoffte, daß sie dort früher genesen würde. Der Vater nahm die Tochter wirklich auf; um aber von ihr nicht belästigt zu werden, baute er in der Stille aus vier Eichenbretern einen Kasten oder Sarg von sieben bis acht Fuß Länge, der an dem einen Ende offen war und den er aufrecht in seinem Stalle aufstellte. Als dies geschehen war, führte er seine Tochter dahin, er brachte sie, halb durch Zureden und halb mit Gewalt, in den Kasten hinein, nagelte denselben zu und entfernte sich darauf. Durch die obere Oeffnung des engen Kerkers empfing die Unglückliche die Nahrungsmittel, welche ihr Vater ihr auf den Kopf fallen ließ, indem er von Stunde zu Stunde ihren Tod erwartete. Es vergingen zwei Tage und sie befand sich noch immer in ihrem engen hölzernen Gewande, in dem sie kaum die Hand zum Munde führen konnte. So ist die Arme zwölf Jahre lang eingeschlossen geblieben, bis sie vor Kurzem durch einen Zufall befreit wurde; sie hat dabei einen Fuß von ihrer Größe verloren; sie ist kein weibliches Wesen mehr, zwar etwas Lebendiges, aber Namenloses, Knochen und Haut, die sich bewegen und unarticulirte Töne von sich geben, denn zwölf Jahre lang mußte sie im Dunkel ausharren und hörte keine menschliche Stimme. —

Welchen Einfluß die Predigten des Pater Mathew in Irland haben, wo er bekanntlich umher zieht und Mäßigkeit, Enthaltung aller geistigen Getränke predigt, ergiebt sich auch daraus, daß der Canzler der Schatzkammer, als er im Unterhause das Budget vorlegte, bemerkte, daß in Irland der Ertrag der



Steuern von geistigen Getränken einen Ausfall von mehr als zwei Millionen Thaler zeige. Dagegen liefert man in London auf dem Schilde eines neuen Wirthshauses: Dead drunk for six pence. Fresh straw in the collar, d. h. hier kann man sich für sechs Pence (4 Groschen) völlig betrinken und in dem Keller liegt immer (für die Betrunknen) frisches Stroh. Der Mann machte mit seiner Einladung ungeheures Glück; die Trinklustigen drängten sich in Schaaren in sein Haus und in der Zeit von einer Woche starben dreizehn Personen in Folge übermäßigen Branntweingenußes. Gleichwohl erklären die Geistlichen der englischen Kirche, welche das Wirken und den Einfluß des katholischen Mathew in Irland mit scheelen Augen ansehen, das Enthalten aller geistigen Getränke für ein Gott ungeschickliches Thun und die Mäßigkeitsvereine für „Teufelswerk.“ —

Vor Kurzem starb der Professor der Musik Galvani, der hundert und vier Jahr alt geworden war. Er war der Sohn des berühmten Sängers Galvani, der 1825 in Rom, in einem Alter von 138 Jahren starb. Der 1686 geborene Sänger Galvani war noch Mitglied der päpstlichen Kapelle des Papstes Benedict XIV. gewesen und hatte also fast die ganze Geschichte der neuern musikalischen Kunst durchlebt; er hatte die Werke Carissimis gesungen, wie die Paërs; er hatte Corelli und Paganini, Farinelli und Rubini gehört und die Opern Rossini's wie Händels beklatscht. Die südlichen Climate bieten selten Beispiele von so wunderbar langem Leben dar. —

Alle Zeitungen erzählen, daß Rossini, der bekanntlich bisher immer bewiesen hat, daß er sehr geizig, mit einemmale ganz anders geworden sei. Er soll seiner Geburtsstadt die Summe von 600,000 Francs geschenkt haben, damit sie ein Haus für alte und kranke Musiker erbaue. Auch will er, wie man sagt, eine Freischule für den Gesang gründen, deren Leitung er sich lebenslänglich vorbehält. —

Der Herzog von Lynnes hat auf einmal bei dem französischen berühmten Maler Ingres Gemälde für 300,000 Francs bestellt. Sie sollen sein reizendes Schloß Dampierre schmücken. —

In Paris, unter der höchsten Modenwelt, kommt ein längst vergessenes Spiel, das Ballspiel nämlich, wieder allgemein in die Mode und es ist schon bei vielen zur Leidenschaft geworden. Es ist bereits die Rede davon, ein elegantes besonderes Local für dieses Spiel einrichten zu lassen. —

Wie man bei der Ausgrabung an der Stelle in Salzburg, wo man den Grund zu Mozarts Denkmale legen will, einen prächtigen römischen Mosaikboden gefunden hat, der von großem Umfange zu sein scheint, so entdeckte man auch in London bei dem Abräumen des Schuttes und dem Ausgraben der Erde da, wo die alte Börse gestanden, ein großes Stück herrlicher Mosaik, die wahrscheinlich zu einem Bade gehörte. —

In Bordeaux besuchte kürzlich ein Beduine, der erst vor nicht langer Zeit aus Africa angekommen war, das Theater und als man ihn nach Beendigung der Vorstellung fragte, wie es ihm ge-

fallen, antwortete er: als ich zuerst die dünnen Stimmchen (die Violinen) hörte, dachte ich bei mir: Allah, ist es möglich, daß die Leute daher kommen können, um solche Musik zu hören? Als aber um mich her Alle piffen und in die Hände klatschten, wurde ich anderer Meinung, und mein Herz war erfreut.“ Der gute Beduine hatte geglaubt, das Pfeifen und Klatschen des Publicums gehöre mit zu dem Schauspieler. —

Jules Janin erzählt, nachdem er den „Gladiator,“ Trauerspiel in 5 Acten, und „die Königsreihe,“ Lustspiel in 3 Acten besprochen hat, die von einem Dichter, Soumet, herrühren, an einem Abende hinter einander gegeben wurden und beide außerordentlich gefielen: der Dichter ist derselbe, welcher die „göttliche Epöpe“ dichtete. Damit ging er in Paris von einem Buchhändler zum andern; keiner wollte die 300 Fres. an den Druck wagen. Da entschloß sich der Dichter, das Werk auf eigene Kosten drucken zu lassen. Es erscheint und macht das ungeheuerste Aufsehen. Drei Wochen nach der Ausgabe geht der Dichter zu dem Commissionair, um zu fragen, wie sein Buch gehe. „Alles ist verkauft,“ antwortete der Buchhändler. „Alles. Und zum Beweise, daß ich die Wahrheit sage, sind hier die 23,000 Fres., die ich Ihnen schulde.“ Das ist, sagt Janin hinzu, das größte poetische Ereigniß, dessen Zeuge ich gewesen bin. —

In Gent starb kürzlich vielleicht der älteste Gefangene in Europa, ein gewisser Soete, der wegen Mordes 1778 zum Tode verurtheilt, dessen Strafe aber von der Kaiserin Marie Theresese in lebenslängliche Gefangenschaft verwandelt wurde. Im Jahre 1814 wurde er von einem Kosakenhetman freigelassen, da er aber nach 36jähriger Gefangenschaft keine Existenzmittel hatte, bat er um die Gnade, wieder in das Gefängniß gebracht zu werden. Dies geschah, er saß da noch 27 Jahre und starb in seinem 80. Jahre.

Die große brittische Bibelgesellschaft hat im vorigen Jahre über 900,000 und seit ihrem Bestehen mehr als zwei und zwanzig Millionen Bibeln vertheilt lassen. —

Es soll bestimmt sein, daß in Berlin ein Conservatorium der Musik errichtet wird, welches man unter die Leitung Mendelssohns stellen will, während Meyerbeer die Stelle Spontinns einzunehmen berufen sein soll. So wird Berlin der Vereinigungspunkt der in Wissenschaft und Kunst ausgezeichneten deutschen Männer werden. —

Der hohe deutsche Bundestag hat sich jetzt auch der Componisten und Theaterdichter angenommen und ein Gesetz über das Eigenthum an musikalischen und dramatischen Werken erlassen, das schon so lange schmerzlich vermisst worden ist und dessen Mangel man sogar nicht selten dem niedrigen Stand unserer Bühne zugeschrieben hat.



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 23.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlschiffen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Capitain Frosch.

(Beschluß.)

In einer Stunde hatte der Capitain Frosch mit seinen Gefährten die Hunde des Gefängnisinspectors ergriffen, getödtet, abgezogen, gebraten und gegessen.

Es war unter schwerer Strafe jedem Gefangenen verboten, sich scharfe Instrumente, Messer oder Scheeren oder auch nur Nadeln zu verschaffen. Man fürchtete, ihnen dadurch die Mittel zur Empörung, zum Morde, zur Flucht zu liefern. Deshalb war es denn auch den Gefangenen fast unmöglich, sich nur einen Nagel zu verschaffen.

Mit den Händen also, mit den Nägeln gruben der Capitain Frosch und zehn seiner Gefährten in ihrem Kerker einen vier Fuß breiten, achtzig Fuß langen Weg, der unter den Gefängnissen, unter den Gräben hin ging und zwanzig Fuß von der äußern Schildwache herauskam. Wenn der Kerkermeister eintrat, warf man schnell eine Decke darüber und legte sich auf den Eingang in diesen Schacht, der größtentheils in der Nacht ausgegraben wurde. Der Capitain Frosch hatte eine unermessliche Schwierigkeit gelöst, ehe er diese bewundernswürdige Arbeit des Ausgrabens unternahm, eine Schwierigkeit, an welcher die Energie aller derer gescheitert war, die vorher an diese Arbeit gedacht hatten. Die Schwierigkeit war nämlich die: wohin sollte die Erde gebracht werden, die man ausgraben mußte?

Zweimal des Tages begaben sich die Gefangenen

in jenen den Hunden des Inspectors so verderblichen Hof; zwei Mal täglich nahmen der Capitain Frosch und seine zehn Gefährten, ehe sie sich dahin begaben, Erde in ihre Taschen, und wenn sie dann neben einander saßen, ließen sie dieselbe allmählig fallen. Sie gingen dann weiter, begannen diese Verstreuerung von neuem und vermieden es, immer beisammen zu sein.

Sechs Monate wurden auf diese Arbeit verwendet und oft fürchteten sie, dabei entdeckt zu werden. Endlich in einer nebeligen, kalten Winternacht entflohen die elf Gefangenen aus dem Gefängnisse von Plymouth und erreichten ohne Gefahr das Ufer des Meeres, wo sie ein englischer Fischer erwartete, der sie an die französische Küste brachte. Erst nach ihrer Flucht bemerkte man, daß der Boden im Hofe, wo sie jeden Tag zweimal spazieren gegangen, um drei Fuß erhöht war. Diese drei Fuß Bodenerhöhung waren die Folge der Hände voll Erde, die sie einzeln und allmählig da umher gestreut hatten.

Seit drei Jahren hatte der Capitain seine lieben Apfelbäume in der Normandie nicht gesehen, die dreimal geblühet; auch sein Heu und sein Getreide warteten auf ihn; man legte ihm genaue Rechnung ab. Er fand sich sehr reich; er hätte mit den Einkünften von seinen Ersparnissen glücklich sein können. Man redete ihm zu, er möge sich verheirathen. Nein, sagte er, nein. Ehe ich an die Ruhe denke, habe ich erst etwas in Ordnung zu bringen. Er dachte an den Streich, den ihm der Capitain Bettelmann gespielt



hatte, und der Zorn ist wie der Kaffee, man muß ihn heiß verwenden, wenn er den Duft nicht verlieren soll. Er verließ also sein Dorf, seine Eiderpressen, seine Freunde und die Familie, aus welcher er sich eine Frau gewählt hatte; er ordnete alle seine Geld- und Herzensangelegenheiten, legte sein Testament bei dem Notar des Ortes nieder und begab sich nach Brest. Es war im Anfange des Jahres 1814. Der Capitain Frosch war nicht mehr der junge Mann, der zwischen mehreren Plänen schwankte; er ging gerade auf das Ziel los. Eine Goeletten-Brigg, die von bretagnischen Kreuzern den Engländern abgenommen worden war, lag entwaffnet in dem Hafen von Brest; der Capitain wurde bald mit dem Besitzer derselben einig, bemannte sie in wenigen Tagen und veränderte den Namen „Herzog von York“ in „der Frosch von 1814.“ Zu keiner Zeit wurden die Engländer von den Franzosen mehr gehaßt als damals und sie fingen an, schreckliche Vergeltung zu üben. Die französischen Schiffe blieben, wenn eines mit einem englischen zusammengerath, fast immer und an jedem Orte Sieger. Der einzige Zweck des Capitains Frosch, den er aber seiner Mannschaft sorgfältig verbarg, bestand nicht mehr wie sonst darin, die Handelsschiffe Großbritanniens in Contribution zu setzen. Er war reich genug. Seine theuerste Hoffnung, sein einziger Ehrgeiz, um dessentwillen er sein Vermögen, seine Freiheit, seine Ruhe auf das Spiel setzte, ging dahin, den Capitain Bettelmann, diese Seeschlange, zu finden und zu vernichten, sollte er ihn auch, ohne etwas zu essen und zu trinken, bis an das Ende der Welt verfolgen. Aber er wußte, daß er nicht so weit zu segeln brauchte; er hatte Nachrichten von ihm, die ihm sagten, daß derselbe seine Kreuzzüge in dem Canale noch immer fortsetze.

Zu Ende des Januars war „der Frosch von 1814“ im Stande das Meer zu halten; es durfte nun kein Tag mehr verloren werden. Denjenigen, welche den Capitain auf den Sturm aufmerksam machten, der das Meer aufwühlte, antwortete er dadurch, daß er die Corsarenflagge aufziehen ließ. Die anderen Bemerkungen hörte er nicht, denn der Frosch war schon auf das hohe Meer hinaus. Drei Tage lang fuhr er im dichtesten Nebel umher. Das Wetter war wirklich fürchterlich. Man sah das eine Ende des Schiffes am andern nicht, so dicht war der Nebel, der das Fahrzeug mit einer dicken Kruste Reif belegte. Kaum hörte man die Stimme in dieser schwammigen Luft.

In der vierten Nacht steigerte sich der Sturm noch

mehr. Die Masten des Kreuzers beugten sich, die Taue knarrten und rissen wohl auch zuweilen; das Schiff schwankte umher wie eine Nußschale, bald tauchte es mit dem Vordertheile tief ein wie eine Ente, bald legte es sich tief auf die Seite. Alles schrie, Alles weinte, Alles jammerte, alle Nägel ächzten in dem Holze; nur der Capitain blieb ruhig; seit der Abfahrt aus dem Hasen hatte er das Berdeck nicht verlassen. Er wollte der erste sein, der seinen Gegner entdeckte.

Um zwei Uhr nach Mitternacht erfuhr der Corsar eine schreckliche Erschütterung; er wich zurück, frachte und versank in dem Schaume. In Folge des Stoßes stürzte ein Mast auf das Bugspriet, das Bugspriet zerbrach und Alles fiel auf das Deck, das durchgeschlagen wurde; der Capitain Frosch sprang auf und sah sich um; er glaubte zu träumen. Er träumte nicht; sein Schiff sank und sank immer tiefer in das Wasser ein; es war ein anderes Fahrzeug so heftig an dasselbe angefahren, daß die Raaen beider sich mit einander kreuzten und das Tauwerk sich so verwirrte und verschlang, daß es nur durch das Beil getrennt werden konnte. Nutzlose Mühe; das andere Schiff sank auch; beide standen nur noch einige wenige Fuß über dem Wasser, das bereits diejenigen der Mannschaft verschlungen hatte, die auf dem Berdecke schliefen.

„Die Schaluppe in das Meer!“ rief der Capitain Frosch, „oder wir müssen alle Seewasser trinken!“

Die acht Matrosen, welche die Wache hatten, schnitten die Taue der Schaluppe durch und sprangen schnell in dieselbe mit zehn Matrosen und dem Capitain des andern sinkenden Schiffes.

„Sind alle da?“ fragte der Capitain Frosch, während er selbst in die Schaluppe sprang. Die beiden Schiffe versanken gleichzeitig und zwar sobald nach der Rettung der zwanzig Seeleute in der Schaluppe, daß diese beinahe in den Strudel mit hinuntergezogen wurde. Die ganze übrige Nacht hindurch schwiegen die Schiffbrüchigen von den beiden Fahrzeugen vollkommen und beschäftigten sich nur mit der nothwendigsten Arbeit, unaufhörlich das Wasser aus der Schaluppe auszuschöpfen. Der Capitain Frosch lag, in seinen Palletot gehüllt, am Boden derselben und suchte wie ein Heide darüber, daß er seine Rache nicht vollbringen konnte. Gegen Morgen fing er an etwas zu frieren; er erhob sich und sah sich um. Wachte er wirklich? Eine Stimme rief ihm zu: „Guten Morgen, Capitain Frosch!“ Es war der Capitain Bettelmann. Der normännische Corsar ergriff alsbald das Beil ei-



nes seiner Matrosen und wollte dem Engländer den Kopf spalten; die zehn Matrosen desselben erhoben sich aber und alle Arme bewegten sich.

Die Ueberlegung brachte die Männer, die gleiches Interesse hatten, einander zu schonen, einander beizustehen und ihre Kräfte aufzubieten, um sich aus der Gefahr zu befreien, bald wieder zur Ruhe. Jeder begab sich wieder an seinen Platz; der Capitain Bettelmann bot dem Capitain Frosch einen in seiner Nähe an; dieser aber schlug das Anerbieten aus und begab sich an das andere Ende der Schaluppe.

„Habt Ihr Zwieback?“ fragte nach einigen Stunden der Capitain Bettelmann.

„Wir haben nichts,“ antwortete der Capitain Frosch.

„Ich gäbe allen Zwieback der Welt, ob ich gleich hungrig bin, und allen Wein von Burgund, ob ich gleich bedeutenden Durst fühle, für ein Stück Tabak.“

— „Ich besitze noch zwei,“ sagte der Capitain Frosch; „das eine stecke ich selbst in den Mund, das andere gebe ich lieber einem Haifische als Dir!“ Damit warf er die Hälfte seines Tabaks in das Meer. Der Capitain Bettelmann zog eine ganze Carotte Tabak aus seiner Tasche, schnitt ein Stück davon ab und steckte es in den Mund.

„Der Spitzbube!“ dachte der Capitain Frosch; „er hatte Tabak und ließ mich den meinigen wegwerfen.“

— „Wir wollen vernünftig sein,“ sagte der Capitain Bettelmann; „wir befinden uns zwischen der Insel Guernsey und Cherbourg, zwischen England und Frankreich, aber näher an Guernsey als an Cherbourg. Ich bin der Meinung, daß wir uns nach Westen wenden und die englische Insel zu erreichen suchen.“

„Du bist also der Meinung, mich noch einmal zu einem Gefangenen Englands zu machen? Nach Osten!“ rief der Capitain Frosch; „nach Frankreich!“

„Wo ich Dein Gefangener sein werde, nicht wahr?“ fragte der englische Capitain.

— „Das hoffe ich.“

„Nach Westen!“

— „Nach Osten!“

„Nach Guernsey!“

— „Nach Cherbourg!“

„Nein! — Ich habe zwei Leute mehr als Du,“ bemerkte der Capitain Bettelmann. „Sechs von ihnen haben geladene Pistolen im Gürtel; die Deinigen haben nur Beile; die Partie steht nicht gleich.“

— „Zu mir, Matrosen!“ rief der Capitain Frosch, „und Tod diesen Hunden, wenn sie nicht nach Frankreich steuern wollen!“

Die englischen Seeleute waren an das Hintertheil der Schaluppe getreten, die französischen an das Vordertheil; ein schrecklicher Kampf sollte die Streitfrage entscheiden.

„Einen Augenblick!“ fiel der Capitain Bettelmann ein. „Hinter jener dicken Wolke bemerke ich ein Schiff; seht da, es kommt auf uns zu.“

Ein Kanonenschuß erdröhnte.

— „Ach, es hat uns bemerkt!“ rief der Capitain Frosch. „Es ist ein französisches Schiff; Du mußt baumeln, Capitain.“

„Es ist ein englisches Schiff. Capitain Frosch, Du kannst, wenn Dir es beliebt, Deine Zelle in Plymouth wieder einnehmen.“

Unterdeß war ein Waffenstillstand eingetreten; Freunde und Feinde ließen das Schiff, das auf sie zukam, nicht mehr aus den Augen. In Pistolenschußweite legte es bei und zog die holländische Flagge auf. Es war weder ein französisches, noch ein englisches.

Die Frage über die Freiheit und Rettung war nicht deutlicher als vorher, denn um diese Zeit kannte man nicht eben viel Sympathie mit Holland, das zwar zu dem System der Continentsperre gehörte, aber von allen Seiten her englische Waaren erhielt.

„Wer von uns ist der Gefangene des Andern?“ fragten die beiden kühnen Capitaine, indem sie an das holländische Schiff anstießen.

— „Keiner ist ein Gefangener,“ wurde ihnen geantwortet; „Napoleon hat aufgehört zu regieren. Frankreich hat einen ewigen Frieden mit England unterzeichnet.“

„Den erwartete ich freilich nicht,“ fiel Capitain Frosch halblaut ein.

— „Ewigen Frieden! Haben Sie gehört?“ wiederholte Capitain Bettelmann; „Ihre Hand!“

„Ich werde mich besinnen.“

Beide wurden zu Dünnkirchen an das Land gesetzt.

Ein Jahr darauf schickte der Capitain Bettelmann dem Capitain Frosch im Namen der Gesellschaft der Schiffbrüchigen in London eine goldene Medaille mit der Aufschrift: „Gegeben dem französischen Capitain Frosch dafür, daß er in seiner Schaluppe, trotz dem Kriege, den englischen Capitain Bettelmann gerettet hat.“ Auf dem Rande der Münze las man: „Ewige



Freundschaft zwischen diesen beiden Männern, wie zwischen beiden Nationen“.

Der Capitain Frosch lebt noch in rüstigem Alter und hat drei Söhne in der französischen Marine.

## Die Frau von La Guette.

### I.

Im Jahre 1612 lebte ein Edelmann von schon reifem Alter, der eine ächte Figur jener Zeit war: rother Bart, langer Schnauzbart, hageres Gesicht, pergamentartige Haut, runde kleine blizende Augen, Büffelwams, große Stiefeln und Degen nach alter Mode. Er hatte mehr als zwanzig Schlachten gesehen und sein Körper war in Wind und Wetter im Dienste des Königs ausgehörrt; er war hart und heftig, würde sich lieber haben in Stücke zerhauen lassen, als daß er seine Meinung über irgend etwas änderte, hob bei jeder Gelegenheit den Stock drohend gegen die Diener und hieß Meurdac. Im fünfundvierzigsten Jahre, als seine Constitution durch Rheumatismen untergraben war, nahm er seinen Abschied und zog sich nach Brie bei Gros Bois zurück, wo der alte Herzog von Angoulême lebte, um den er lange gewesen war. Dieser Herzog von Angoulême war der berühmte Bastard Karls IX. und der Marie Touchet, von dem man sagte, er würde einer der größten Männer seiner Zeit gewesen sein, hätte er das Stehlen und Falschmünzen lassen können.

Meurdac ließ sich zu Mandres bei Gros-Bois ein Häuschen mit Thürmchen und Gräben bauen, das er sein Schloß nannte. Als er Meubles hineingebracht hatte, wollte er auch eine Frau haben und man fand in Paris ein hübsches, gutes und sanftes Mädchen für ihn. Die Heirath ging vor sich und schon im Februar 1613 schenkte ihnen der Himmel ein Töchterchen, das die Schönheit seiner Mutter erhalten hatte, aber auch den vertheufelten Character des Vaters erbt. Aus dieser Vermischung ging eine Person hervor, wie man sie nicht mehr sieht und die man sonst tapfere Weiber nannte.

Fräulein Jacqueline von Meurdac zeigte schon in ihrer frühen Jugend was sie einmal werden würde, denn sie schwamm unerschrocken in dem Flusse Yeres, ritt wie ein Lanzknecht und spottete über die Töchter des Herrn von Varennes, die sich vor Feuergewehren fürchteten und nicht mit ihr schießen wollten. Als ihr Vater sie fragte, was sie lernen wollte, bat sie ihn, er möge ihr

einen Fechtmeister halten. Er that es und nach einem Jahre wußte sie die Klinge so geschickt zu führen, daß die adeligen Herren aus der Umgegend herbeikamen, um mit ihr zu fechten, aber ohne Wunde nicht von ihr kamen.

Als sie achtzehn Jahre alt war, schlichen viele junge Herren, die von ihr gehört hatten, um Gros-Bois herum, um ihr zu begegnen, denn sie war eine seltene Schönheit und besaß trotz ihrem kecken Uebermuthe alle Anmuth ihres Geschlechtes. Ging sie in die Messe, so sah man vor der Kirche mehr Reitpferde und Federhüte als zwei Stunden in der Runde, — ein Beweis, daß man ihretwegen sehr weit her kam. Bei solchen Gelegenheiten hielt sie sich bescheiden neben ihrer Mutter und las andächtig ihr Gebet; man konnte da die händelsüchtige Amazone unmöglich in ihr wieder erkennen. Auch ritten die jungen Herren, welche aus Neugierde oder aus Spottsucht in die Kirche gekommen waren, befehrt oder verliebt davon. Drei oder vier bewarben sich um ihre Hand bei dem Herrn von Meurdac, aber sie bat ihren Vater, ihre Vermählung noch nicht zu beeilen, und da auch die Bewerber nicht eben sehr reich waren, so betrieb der Vater die Heirath nicht sehr. Weil sie denen, welche ihr von Liebe und Ehe vorsprachen, so oft geantwortet hatte, ihre Herz sage ihr nichts, entwarf sie endlich den Plan, als Jungfrau zu leben und zu sterben, einen Plan, den die Mädchen sehr gern annehmen, wenn sie die Ueberzeugung haben, denselben aufgeben zu können, sobald es ihnen gefällt. Dieses Planes wegen oder wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Johanna d'Arc, nannte man sie in ganz Brie die Jungfrau von Gros-Bois. Der Herzog von Angoulême liebte sie sehr, lud die Familie Meurdac oft zu sich ein und neckte das Mädchen, aber sie liebte so verfängliche Reden nicht und antwortete stets als züchtige Jungfrau.

Indeß kam die Zeit, daß diese stolze Schöne sich minder hartherzig zeigen und einen Herrn finden sollte. In der Ebene von Brie wohnte ein braver und lebenswürdiger Edelmann mit Namen La Guette, ein Mann von achtundzwanzig Jahren und einem guten Rufe, den er dadurch erhöhet, daß er den Feldzug in Lothringen mitgemacht hatte. Er war gut gewachsen, edelsinnig und unternemend, — das ging die Tochter an; was den Vater betraf, so hatte er auch Vermögen. Sein einziger Fehler war freilich ein sehr bedeutender; er war außerordentlich heftig und jähzornig; das geringste Wort konnte ihn so reizen, daß er sich nicht kannte. Dieser Jähzorn war gefährlich einem cholertischen Schwieger-



vater gegenüber; man wußte dies auch in der Umgegend so gut, daß man sagte: wenn Meurdac und La Guette zusammen kommen, wird es Lärm in Gros-Bois geben.

Zum erstenmale sah Jacqueline den Herrn von La Guette bei dem Herzoge von Angoulême; er befand sich in dem Cabinet des Prinzen, als alle Meurdac zum Besuche erschienen. La Guette sprach kein Wort, verwendete aber auch kein Auge von dem Mädchen und nach fünf Minuten, als er fortging, grüßte er die Mutter und die Tochter so artig, daß Jacqueline erröthete. Als sie sich wieder erholt hatte von ihrer Verlegenheit, fragte sie leise eine Dame, wer der Herr sei, der eben fortgegangen. Der Herzog von Angoulême hörte die Frage und antwortete:

„Es ist ein reicher junger Herr, den ich sehr liebe; es freut mich sehr, daß er Euch gefällt. Die Röthe, die ich auf Euren Wangen sehe, beweist, daß Ihr ihn schön findet, und Ihr besitzet einen vortrefflichen Geschmack. Ich werde es ihm sagen, welchen Eindruck er auf Euch gemacht hat.“

Aus diesen Worten schon kann man abnehmen, ob die Jungfrau von Gros-Bois noch röther wurde; der alte Meurdac lachte und die Anwesenden wiederholten, der Herr La Guette scheine die besten Hoffnungen zu haben. Einige Tage darauf traf der junge Herr den Vater auf der Jagd, redete ihn artig an und machte Freundschaft mit ihm. Sie gingen mit einander in das Schloß, was das Fräulein höchlich erfreute, die sie kommen sah; La Guette blieb zwei Stunden und seine Unterhaltung verrieth den Mann von Welt. An den folgenden Tagen kam er wieder und bei einem dieser Besuche fand er endlich Gelegenheit, bei einem Spaziergange im Garten mit Jacqueline unter vier Augen zu sprechen.

„Entschuldiget, Fräulein,“ sagte er; „ich bin zu offenherzig, als daß ich auf Umwegen an das Ziel zu gelangen suchen könnte; dieser Augenblick ist kostbar. Ich bin gekommen, um Euch zu erklären, daß ich Euch liebe; oft schon hatte ich mir geschworen, mich nie zu vermählen, aber sobald ich Euch gesehen hatte, fühlte ich, daß ich meinen Schwüren untreu und ein Slave der Liebe werden würde.“

Jacqueline konnte Anfangs keine Worte finden, wie es einem züchtigen Mädchen geziemt. Dann sammelte sie sich und antwortete, es sei eine Thorheit, zu schwören, daß man niemals lieben wolle; sie habe diese Thorheit auch begangen, aber sie bereue es schon. Als

der Ritter mit Feuer sie fragte, ob er die Ursache sei, sagte sie ihm ganz aufrichtig, wenn sie um eines Andern willen Herzweh hätte, würde sie es auch diesem Andern vertrauen. Sie schwuren einander darauf ewige Treue, wie Leute, welche die Kostbarkeit der Zeit kennen, und kamen überein, daß der junge Herr am nächsten Tage bei dem Vater um die Hand des Mädchens werben solle.

Die Burg La Guettes lag zu Seully, in einem Dorfe, zwei Stunden von Mandres. Er kam den nächsten Tag nicht und Jacqueline war darüber sehr besorgt, doch erhielt sie durch einen Boten insgeheim ein Schreiben von ihrem Geliebten. Er kündigte ihr mit großem Bedauern an, er habe den Befehl erhalten, sich zu seinem Regimente zu begeben, und er müsse leider abreisen, ohne die Geliebte noch einmal zu sehen, aber sie würde von ihm reden hören, wenn Gott es erlaube, und er würde zurückkommen, um sie heimzuführen, sobald der Feldzug beendet sei. Jacqueline weinte anfangs ein wenig, dann nahm sie aber ihren Muth zusammen und freute sich, daß sie einen tapfern Soldaten liebte, der Ruhm gewinnen würde, um ihr mehr Ehre zu machen, und der gewiß mitten in der Schlacht an sie dachte. Um die Zeit seiner Abwesenheit nach ihrer Neigung hinzubringen, ritt sie viel aus, setzte über Bäche und Gräben und schoß in dem Parke des Herrn von Angoulême nach Rehen.

(Fortsetzung folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Irländische Philosophie.) Ein irländischer Knabe, der eine Stelle in London zu erhalten suchte und wohl wußte, daß viele Engländer sehr gegen die Irländer eingenommen sind, läugnete, daß er ein Irländer sei. Ein Herr, der nicht abgeneigt war, den Knaben in seinen Dienst zu nehmen, sagte endlich: „ich begreife nicht, warum Du läugnest, ein Irländer zu sein; ich weiß doch, daß Du in Irland geboren wurdest.“ — „Ja, Sw. Gnaden, in Irland bin ich allerdings geboren, aber das ist keine Schande und darum bin ich noch immer kein Irländer. Man wird doch kein Pferd, wenn man auch in einem Stalle geboren wird.“

(Stille.) Bekanntlich bedient man sich, wenn man eine große Stille bezeichnen will, der Redensart: „man könne eine Stecknadel fallen hören.“ Diese Redensart ist jetzt in Paris nicht mehr gebräuchlich, weil sie durch eine andere überboten wurde; man sagt nämlich: „man könne das Auseinanderschlagen des feinsten Damentaschentuches hören.“



(Das Taufbecken), dessen man sich bei der neulichen Taufe des Grafen von Paris bediente, ist sehr alt und eine Beschreibung desselben aus dem Jahre 1606 sagt: es ist ein großes kupfernes Becken mit Silberplatten darauf, auf welchen sich sehr künstlich gearbeitete kleine Figuren befinden. Es wurde in dem Jahre 897 gearbeitet, zur Zeit der Regierung des Eudes, Sohnes Roberts des Starken, der auch Graf von Paris hieß. Der jetzige Graf von Paris, der bekanntlich bereits im dritten Jahre steht, trug ein langes Kleid von glattem Krepp, das mit weißem Atlas gefüttert war. In der Hand hielt er ein Barett von weißem Sammet mit einer Feder.

(Das erste öffentliche Auftreten Dantons.) Der Schauspieler Fleury erzählt in seinen Denkwürdigkeiten: einst bei der Aufführung „Karl IX.“ kam im Parterre ein gewaltiger Lärm vor. Nach einer alten Sitte mußten die Herren im Parterre während der Vorstellung den Hut abnehmen. Diesmal (im Anfange der Revolution) weigerten sich mehrere Personen, den Kopf zu entblößen, wahrscheinlich weil sie es für ein neues Menschenrecht hielten, den Hut zur Belästigung der Nachbarn aufzubehalten. Der Lärm war so groß, daß man eine Zeit lang die Schauspieler nicht hörte. „Warten Sie einen Augenblick, Cardinal,“ rief endlich ein Mann im Parterre dem Schauspieler zu, der den Cardinal spielte; „warten Sie, bis wir diesen Mann da gezwungen haben, den Hut abzunehmen.“ Der Sprecher zeigte dabei auf einen Mann mit breitem Gesichte und wildem Blicke. „Sie glauben,“ entgegnete dieser, „mich zu zwingen?“ — „Sie sollen gezwungen werden,“ antworteten Mehrere. Der Unbekannte sprang zornig auf und er stand da fast wie ein Riese unter Zwergen. Er drückte den Hut fester über die Stirn und forderte das ganze Publicum heraus. Trotz seinem Widerstreben wurde er aber doch aus dem Hause hinaus gebracht. Der Mann war ein „gewisser“ Danton, derselbe, der später in der Revolution so berühmt wurde.

(Zur Geschichte der Damenmode n.) Als Gallien eine römische Provinz war, trugen die Frauen so ziemlich die Tracht der Römerinnen, aber in der Hand hielten sie Stöckchen, die oben in einen Vogel- oder Thierkopf ausliefen. Das Gewand, das die Französinen im Anfange und sehr lange trugen, war eine lange Tunica, welche den Busen umhüllte und cotte hardie hieß. Die Königinnen und Prinzessinnen fügten einen langen Hermelinmantel hinzu. Unter Ludwig dem Heiligen und während der folgenden Regierungen ließen die adeligen Damen das Wappen ihrer Familie auf ihr Gewand sticken; die Wittwen fügten darüber ein weißes Scapulier mit schwarzen Thränen; auch trugen sie eine Gürtelschnur, während die andern Damen einen Gürtel hatten, der von Gold und Edelsteinen glänzte. Damals wurde der Luxus so groß, daß Philipp der Schöne dagegen einschreiten zu müssen glaubte. Die Herzöge, Grafen und reichsten Barone durften ihren Frauen jährlich nur vier Kleider geben; die minder reichen Frauen sollten nur eins besitzen. Man

vergaß aber diese Verordnungen bald. Unter Karl V. machte ein Schneider von Paris einer Dame ein Kleid mit einer langen Schleppe und mit Ärmeln, die bis an den Boden reichten, obgleich das Concilium von Montpellier zu Ende des 12. Jahrh. bei Strafe der Excommunication verboten hatte, Schleppekleider zu tragen. Unter Karl VI. waren Leinwandhemden selten; man trug dergleichen von Serge und tadelte Isabelle von Baiern heftig, weil sie zwei Leinwandhemden habe. Solche Hemden waren damals ein großer Luxus, weshalb man sie, damit sie sichtbar würden, unten an den Ärmeln und an dem Halse hervorstehen ließ. Dies ist der Ursprung der Manschetten und Busenstreifen. Im funfzehnten Jahrhundert sängen die Damen zuerst an, den Hals weit hinunter zu entblößen, weil es Mode wurde, kostbare Halsbänder von Perlen und Diamanten zu tragen. Die Kleider hatten Schleppen. Unter Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. verbreiteten sich die italienischen Moden; die Damen trugen die Ärmel bloß und die Röcke kurz; bald darauf fanden die spanischen Moden Eingang. Die Taillewulste (vertugadins oder eigentlich grand'ensans), der Anfang zu den Reifröcken, die hohen Kragen und gezackten Kleider waren Mode. Die Damen vom Hofe hießen dames à la grande gorge; ihre Ärmel waren maßlos lang und jeder von einer andern Farbe; auch die Männer kleideten sich so. In dieser Zeit sah man auch zuerst Nadeln, die 1543 in England verfertigt worden waren. Vor der Erfindung derselben bedienten sich die Damen sehr dünner und sehr biegsamer Holzstückchen. Auch fällt in diese Zeit die Mode der Masken, welche die Damen zu tragen begannen. Sie waren von schwarzem Sammet, mit weißem Atlas gefüttert; sie wurden durch ein kleines Stahlband befestigt, das in einer Glaskugel endigte, welche die Dame in dem Munde hielt und die den Ton ihrer Stimme veränderte. Diese Masken hießen loups (Wölfe.) Unter Ludwig XV. ersetzte man diese „Wölfe“ durch viele „Fliegen“ (mouches), die man auf das Gesicht klebte; jede hatte einen besondern Namen; die an dem Augenwinkel hieß die „leidenschaftliche;“ jene mitten auf der Stirn „die majestätische;“ die auf der Kugel, welche der Mund beim Lachen bildet „die fröhliche;“ die mitten auf der Wange „die galante;“ die am Mundwinkel „die Kus-Mouche;“ die auf der Nase „die lecke;“ auf den Lippen „die kotette;“ die auf einem Hitzblätterchen „die Fehlerin“ etc. Unter Ludwig XIII. waren die Spigen so sehr Mode, daß er verbot, dergleichen zu tragen, von denen die Elle über 3 Livres kostete. Da alle theurer waren, so fing man an in Frankreich selbst Spigen zu verfertigen, und so entstanden die Manufacturen von Mençon etc. Im Jahre 1594 bei einer Taufe erschien Gabriele d'Estrees in einem Kleide von schwarzem Atlas, „das so mit Perlen und Edelsteinen beladen war, daß sie es kaum ertragen konnte.“ Bald nachher kaufte sie sich ein Taschentuch, das sie mit 1000 Thalern baar bezahlen mußte. Unter Ludwig XIII. kamen die „Vertugadins“ ab, aber das Kleid wurde hinten und an den Seiten emporgenommen, damit man die Unterkleider sehe.

(Wird fortgesetzt.)



(Eine Prophezeihung für die ehemalige Königin-Regentin von Spanien.) Eine alte Zigeunerin, welche als Wahrsagerin in großem Ansehen stand oder noch steht, fand einmal Eintritt in den Palast Marie Christinens, um dieselbe um Gnade für ihren nach Africa verwiesenen Sohn zu bitten, und prophezeihete dabei der Königin: die kleine Königin würde sterben (von sehr schwächlicher Constitution ist sie allerdings) und die Mutter dann Königin von Spanien werden. Die Alte ging sogar so weit, der Königin eine Verbindung mit einem Prinzen von Frankreich zu verkündigen und zu versichern, daß sie deshalb als Königin von Spanien und Frankreich sterben werde.

(Milton.) In den Tagen des Glückes und der Größe der Restauration in England besuchte einmal der Herzog von York den alten blinden Milton, um eine böswillige Neugierde zu befriedigen. Er fragte den Dichter, ob er nicht seine Blindheit als eine Strafe für die Schriften gegen den König ansehe, die er verfaßt habe. Milton antwortete ganz ruhig: „wenn Ihr meine Blindheit für eine Strafe des Himmels ansehet, wie läßt sich dann das Schicksal Cuares Vaters erklären? Ich verlor nur das Gesicht, er dagegen den Kopf.“ Der Herzog machte, als er wieder an den Hof gekommen war, dem Könige Vorwürfe darüber, daß er Milton nicht habe hängen lassen. „Wie geht es ihm?“ fragte der König.

„Er ist arm und alt.“

— „Arm, alt und blind?“ wiederholte König Karl. „Ich würde also ein großer Thor sein, wenn ich ihn hängen lassen wollte; ich leistete ihm ja einen Dienst. Da er so elend ist, möge er gerade leben.“

(Etwas für Pferdeliebhaber.) Partisan, ein in Paris jetzt berühmtes Pferd, kam 1835 aus England nach Frankreich und wurde von Hope für 7500 Fres. gekauft; da es aber durchaus nicht zu reiten war, verkaufte es der Besizer an einen vorzüglichen Reiter, den Cavalerieoffizier Alward de Saint Hilaire, der es wenigstens einigermaßen bändigte. Da er jedoch bald darauf nach Algier versetzt wurde, so verkaufte er es für 500 Fres. an Herrn Baucher mit der Bedingung, daß, wenn er es besser wieder verkaufe, das Mehr, nach Abzug der Futterkosten, zwischen ihnen getheilt werde, oder auch, daß er es zurückkaufen könne. Baucher ist ein berühmter Kunstreiter und durch ihn wurde das Pferd eines der vorzüglichsten, das in dem großen Circus in Paris zu sehen ist. Neulich kam der Offizier zurück und kaum hatte Baucher dies erfahren, als er das Pferd an den Director für 4000 Fres. verkaufte. Der Offizier verlangte für die 500 Fres. sein Pferd zurück; Baucher weigerte sich und erbot sich, den Gewinn, nach Abzug der Futterkosten von 3197 Fres., mit ihm zu theilen, ihm also 175 Fres. herauszuzahlen. Dies wollte der Offizier nicht; es kam zur Klage und das Gericht entschied, daß er die 175 Fres. anzunehmen habe.

(Sir Astley Cooper.) Der im Anfange dieses Jahres verstorbene berühmte Wundarzt Astley Cooper nahm des Jahres

wenigstens 100,000 Thlr. ein, und manche große Summe erhielt er auf seltsame Weise. So kam einmal ein alter Engländer aus Indien nach London zurück, um sich der Steinoperation zu unterwerfen. Cooper machte sie mit Glück und als der Patient wieder aufstehen konnte, fragte er den Arzt, was er ihm schuldig sei. „Zweihundert Guineen,“ antwortete Cooper. Darüber schien der Alte entrüstet zu werden; „so viel zahle ich nicht,“ sagte er, „da nehmen Sie dies,“ und er warf ihm eine kostbare Nachtmüße, einen Cashmirshawl, zu. Cooper sagte, es sei ihm alles von Werth, was er von ihm erhalte, und steckte die Nachtmüße ein. Zu Hause fand er darin eine Anweisung auf 7000 Thlr. — Ein anderes Mal kam ein gewisser Steer zu ihm, um sich Rathes wegen seiner Leiden bei ihm zu erholen. Er fand sich mehrmals ein, bezahlte aber nie, wie es doch in England Sitte ist, den Arzt für jeden Besuch und jeden Rath sofort zu bezahlen. Cooper hielt den Mann für einen verschämten Armen und sagte nichts. Nach einiger Zeit erhielt er von dem Herrn Steer einen Brief, in welchem er ihm anzeigte: er habe, als er sich zuerst an ihn gewendet, eine Summe von 3000 Pf. St. (20,000 Thlr.) zur Verfügung gehabt und dafür Renten auf den Namen Cooper gekauft, dieselben aber später, weil die Papiere gestiegen, wieder verkauft und dabei gegen 400 Thlr. gewonnen. Er übersende ihm hiermit diesen Gewinn von dem Geschäft und die neuen Rentenscheine im Belauf von 20,000 Thlr. —

### Generalcorrespondenz.

Von dem bekannten reizenden Gedichte „Kalla Kookh“ ist die zwanzigste Auflage erschienen. Der Dichter, Thomas Moore, erhielt für dasselbe, ehe noch ein Vers davon geschrieben war, 3000 Guineen (18,000 Thlr.) —

Die Pariser beschäftigen sich viel mit einer Naturerscheinung und deuten sie mannichfaltig. Seit nämlich die Julisäule steht, unter welcher bekanntlich die Gebeine der Opfer der Julirevolution ruhen, hat eine ganz schwarze Taube ihre beständige Wohnung unter einem Arme des Genius der Freiheit auf dieser Säule genommen. Nach einiger Zeit fand diese Taube eine ebenfalls ganz schwarze Gefährtin und sie baueten nun ein Nest in den Acanthusblättern der Säule. Die Jungen aber, die sie ausgebrütet haben, sind schneeweiß. —

Eine der reichsten und elegantesten Damen in Paris, die seit einigen Jahren Wittwe ist, kündigte vor einigen Wochen ihren zahlreichen Bewerbern an, daß sie sich endlich entschlossen habe, sich wieder zu verheirathen. Diese Ankündigung geschah in dem Schießstande, wohin sich die Dame täglich begiebt, um einigemal nach der Scheibe zu schießen. Jeder der Bewerber bot Alles auf, um zu erlangen, daß die schöne Wittwe ihm die Hand reiche; aber ihr Eifer erkaltete plötzlich, als die Schöne erklärte, sie werde nur demjenigen ihre Hand geben, der dreißig Schritte von ihr seine Uhr hinhalte, um sie von ihr zerschießen zu sehen. Nur der Herr von F., der muthigste oder verliebteste von allen, willigte ein. Er stellte sich dreißig Schritte vor der Dame hin, streckte



die Hand mit der Uhr aus und zuckte nicht. Der Schuß knallte, die Uhr wurde zerschmettert und die Ehe geschlossen. —

Eine merkwürdige Täuschung ist vor einiger Zeit an den Tag gekommen. Vor ungefähr 36 Jahren veröffentlichten die Herren Ireland und Sohn ein noch ungedrucktes Trauerspiel „Vortiger und Riona“, das, wie sie sagten, ganz von Shakespeare's Hand geschrieben sein sollte. Die Handschrift wurde sorgfältig mit andern Papieren von der Hand des großen Dichters verglichen und endlich für ächt erklärt. Das Stück wurde im Theater Drurylane aufgeführt und fand ungeheuren Beifall; es findet sich in mehreren neuen Ausgaben von Shakespeare's Werken. Kurz nachher erst kam der Betrug an den Tag, als Ireland der Sohn sich mit seinem Vater veruneinigt hatte. Der letztere war es gewesen, der mit so großer Kunstfertigkeit die Handschrift Shakespeares nachgeahmt hatte. —

Zur gelegentlichen Nachachtung erwähnen wir folgenden Fall. In einer französischen Provinzialstadt trat eine neue Schauspielerin auf. Das erste Mal verhielt sich das Publicum ruhig; bei der zweiten Vorstellung aber wurde die Künstlerin mit einem fast allgemeinen Zischen und Pfeifen empfangen. Unter diesen Tönen machte sich aber auch ein kräftiges Klatschen bemerklich; ein Herr im Parterre hatte sich mit Riemen Bretchen an die Hände befestigt und klatschte auf diese Weise, daß es durch das ganze Haus schallte. Die Polizei wollte ihm dies Klatschinstrument wegnehmen, er aber sagte, wenn man sich zum Pfeifen besonderer Instrumente bedienen dürfe, könne es unmöglich verwehrt sein, auch zum Klatschen eine besondere Vorrichtung anzuwenden. —

Die politischen Zeitungen haben erzählt, daß ein Pole in Paris eine spanische Infantin, die Tochter des Infanten Don Francisco de Paula, entführt hat. Wir erwähnen dies bloß, um hinzuzusehen, daß der Entführer sich einer Strickleiter (die also doch noch nicht ganz aus der Mode gekommen sind) bediente, auf derselben drei Stockwerk hoch herunterstieg und dabei die Infantin in seinen Armen trug. Das wird Vielen spanisch vorkommen. —

Diesen Sommer werden die Damen auf dem Lande bestimmt Tabak rauchen, berichtet ein pariser elegantes Journal; die Herren, welche in allen Dingen Luxus zeigen wollen, haben sich aus Havanna vergoldete Cigarren kommen lassen, wie sie die königliche Fabrik für die Granden von Spanien liefert und wie sie der Kaiser Don Pedro zu rauchen pflegte. Die Damen rauchen sogenannte pajillas, die sehr kurz sind und diejenigen Raucher, die einander Feuer geben wollen, nöthigen, einander sehr nahe zu kommen; es ist dies eine spanische Galanterie. Die Pariserinnen werden übrigens nur die Andalusierinnen nachahmen, welche nicht immer, sondern nur gelegentlich rauchen. —

Das Atelier Ludwig Schwanthalers, schreibt ein Engländer, ist angefüllt mit Kunstwerken in allen Stadien der Vollendung für den König von Baiern, den Kaiser von Rußland &c. Der Hauptgegenstand ist gegenwärtig die Gruppe colossaler Figuren, welche die Walhalla schmücken sollen; es ist die Hermanns-Schlacht und

umfaßt sehr viele Figuren, die bis auf Hermann, der eben erst aus einem gewaltigen Marmorblocke hervortritt, fast sämmtlich vollendet sind. Eine münchener feile Schöne diente als Modell zu Thugnelden. Ferner sah ich die colossale sitzende Figur des Rudolph von Habsburg für die Kathedrale zu Speyer, eine Büste von Johann Thumayer und andern berühmten Namen, Statuen des Großherzogs und der Großherzogin von Baden, dann eine Ceres und Proserpina für Berlin. Meine Aufmerksamkeit wurde endlich durch eine Gruppe von fünf Figuren angezogen: eine ruhende Nymphe und ein Jüngling, welche die Donau und den Main darstellen, giesen das Wasser aus zwei Urnen zusammen, während ihnen der alte Vater Rhein die Hand reicht. Zwei andere allegorische Figuren vervollständigen die Gruppe, nämlich „Handel“ und „Schiffahrt“ mit ihren Emblemen. Dieses Denkmal soll auf einer terrassirten Höhe bei Erlangen aufgestellt werden, wo man eine Ansicht von dem Donau- und Maincanale hat, der bekanntlich fast vollendet ist. Das Material zu diesen Kunstwerken (das letztere ausgenommen) ist schöner Marmor, dem cararischen gleich, und zwar von Schlanders im südlichen Tyrol.

Ein amerikanisches Schiff, William Brown, stieß auf seiner Fahrt von Havre nach America an einen schwimmenden Eisberg, so daß es sogleich zu sinken begann und die siebzehn Matrosen nebst einem Theile der zahlreichen Passagiere sich in die zwei Böte retteten. Diejenigen, welche in diesen keine Aufnahme fanden, gingen mit dem Schiffe unter. Von einem Boote hat man noch keine Nachricht; das zweite wurde von einem amerikanischen Schiffe, das nach Frankreich segelte, aufgenommen. Aber es fehlten siebzehn Passagiere in demselben, die, wie es sich ergeben hat, von den Matrosen in das Wasser geworfen wurden, um das übermäßig gefüllte Boot zu erleichtern. Die Leiden, welche die Menschen in dem Boote zwei Tage lang, ohne Nahrung &c. erdulden, sollen entsetzlich gewesen sein. Noch weiß man nicht, ob die Matrosen die Passagiere aus verbrecherischer Absicht über Bord warfen oder ob wirklich das Boot erleichtert werden mußte. Die erstere Vermuthung wird dadurch wahrscheinlich, daß sie nur die Männer und Kinder ertränkten, und die Frauen, die sämmtlich 18 bis 24 Jahre alt waren, im Boote behielten. Einige der Frauen folgten ihren Männern freiwillig in den Tod; ein Knabe bat flehentlich, man möge ihn erst beten lassen, ehe man ihn in das Meer werfe, aber die Mörder schleuberten ihn unbarmherzig in die Tiefe. Ein anderer Knabe kletterte in der Nacht unbedeckt wieder in das Boot, versteckte sich da und wurde so gerettet, denn das Schiff, das alle aufnahm, erschien zwei Stunden, nachdem der letzte Unglückliche über Bord geworfen war.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 24.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.: mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste, von dem Guten das Beste.

## Die Frau von La Guette.

(Fortsetzung.)

Es war die Zeit der Schlacht von Nancy. Der Feldzug von Lothringen dauerte etwa drei Monate, worauf La Guette mit Ruhm bedeckt und als Hauptmann einer schönen Compagnie zurückkam. Gleich den nächsten Tag nach seiner Rückkehr nach Brie erschien er in der Burg von Mandres. Die Pfade waren ihm im Voraus gebahnt. Jacqueline hatte alles ihrer Mutter erzählt, welche die Verbindung billigte. Die gute Frau war eine sehr verständige Person; sie rieth dem jungen Mann, bei dem Vater selbst seine Bewerbung anzubringen, und empfahl ihm besonders sehr sanft zu Werke zu gehen und nicht zu erschrecken, wenn der Herr von Meurdac ihm etwa anfänglich eine abschlägige Antwort gäbe; mit der Zeit, sagte sie, könne man alles erlangen. La Guette versprach, ganz ruhig zu bleiben. Die Achtung, welche er für den Vater seiner Geliebten fühlte, eine sichere Bürgschaft seiner Geduld für den Fall, daß sich irgend ein Hinderniß zeigen sollte. Man öffnete ihm also die Thüre, wo der Herr von Meurdac mit seinem Pächter eben rechnete. Der junge Herr trat auf den Zehenspitzen ein, winkte dem Vater, sich nicht stören zu lassen, und setzte sich in eine Ecke, um zu warten. „Ich bin sogleich zu Euern Diensten,“ sagte der Alte, und während er Zahlen schrieb, fragte er artig, ob er mit seinem Feldzuge zufrieden sei. Er verzählte sich aber bei der Rechnung, als er auf die Antwort hörte,

warf deshalb die Feder dem Pächter in das Gesicht, hieß ihn später wieder kommen, wendete sich dann an La Guette und sagte mit einer Ungeduld, die er kaum zu verhüllen vermochte:

„So wollen wir denn von Narrenspößen reden, da die Geschäfte einmal unterbrochen sind.“

Der junge Mann fühlte, daß ihm das Blut nach dem Kopfe stieg, hielt aber an sich und zog sich glücklich durch ein Compliment aus der Verlegenheit. Leute von gleichem Character müssen einander sogleich lieben oder hassen, und oft entscheidet ein geringfügiger Zufall, ob die Wage sich nach der Freundschaft oder dem Haß neigen soll. Das Glück unseres Helden hing also an einem Haar.

2.

La Guette war nicht dumm. Er wußte, daß man den Vätern nicht aus gleichem Gründen wie den Töchtern gefällt und daß gute Thaler und schöne Besitzungen mehr Werth in den Augen Meurdacs hatten als die Eigenschaften des Herzens und die Reize des Körpers. Er benahm sich also als kluger Mann und sagte zu dem Alten, er sei gekommen, ihn um einen guten Rath zu bitten. Dann sprach er von seinen Gütern, zählte alles einzeln auf und es belief sich ziemlich hoch; endlich sagte er, er gedenke sich zu verheirathen.

„In diesem Falle,“ antwortete der Vater, „habt Ihr nicht mir, sondern den Aeltern Eurer Schönen Eure Vermögensverhältnisse auseinanderzusetzen.“



— „Ich thue es, weil Ihr eben der Vater des Mädchens seid, das ich liebe,“ entgegnete der junge Mann.

„Und Ihr glaubt, wer so viel Geld habe, könnte nicht abgewiesen werden? Da irrt Ihr Euch. Euer Antrag ehrt und erfreut mich. Ich danke Euch dafür; meine Tochter verdient die Hulldigung eines Mannes wie Ihr nicht; aber Ihr kommt zu spät. Vor acht Tagen habe ich mein Wort einem Andern gegeben und ich kann es nicht zurücknehmen.“

— „Herr,“ fiel La Guette ein, „bedenkt, ich bitte Euch, daß ich Euere Tochter schon seit drei Monaten liebe und also ältere Ansprüche habe.“

„Ja, bei ihr, aber nicht bei mir, und ich gehe vor.“

— „Ihr werdet nicht so grausam sein, mir meine Hoffnungen zu benehmen.“

„Es thut mir leid. Wollte ich nicht so grausam sein, müßte ich wortbrüchig gegen einen Andern werden und das will ich nicht.“

— „Ein acht Tage altes Wort ist nicht von großem Gewichte.“

„Es wiegt so schwer wie ein zehn Jahre altes, wenn ich es gebe.“

— „Ich glaube eher, daß der andere Bewerber mehr Geld hat als ich und daß, wenn ich an seiner Stelle wäre, Ihr mir ohne Weiteres das Wort brechen würdet.“

„Was Ihr da glaubt, ist impertinent, aber ich kümmere mich nicht darum.“

— „Ich würde mich um Euch überhaupt nicht kümmern, wenn Ihr nicht der Vater eines hübschen Mädchens wäret.“

„Dieses Mädchen wird nicht die Euere werden.“

— „Das werden wir sehen. Ihr werdet Euer Wort brechen müssen, Ihr möget wollen oder nicht.“

„Das wollen wir sehen!“

— „Ich steche Euern Schwiegersohn nieder.“

„Ich werde Euch auf der Stelle niederstoßen!“ sprach der Alte und schlug dabei heftig mit der Faust auf den Tisch. Der junge Mann stieß, als Antwort darauf, einen Stuhl mit dem Fuße um. Dann gingen beide an, entsetzlich zu schreien. Meurdac sagte, er würde den Herrn zur Thüre hinaus werfen, und dieser drohete, ihm das Haus über dem Kopfe anzustecken, so daß die Bewerbung um die Hand der Tochter in einem Kampf geendigt haben würde, wäre nicht Jac-

queline mit ihrer Mutter erschienen, um wieder Ruhe zu stiften.

„So haltet Ihr Euer Versprechen, ruhig und gelassen zu sein?“ fragte sie zornig. „Geht, sonst verderbt Ihr unsere Sache ganz und gar.“

Aber der Herr La Guette konnte sich nicht mehr und schwur, er würde nicht von dannen gehen, bis er Blut gesehen habe. Der Alte seiner Seite, der einseh, daß seine Tochter mit dem Bewerber schon einig sei, gerieth bei ihrem Anblicke in noch größere Aufregung. Er drohete Jacqueline zu schlagen, wenn sie noch ein Wort mit dem jungen Laffen rede. Das Mädchen, die auch eine Meurdac war, erzürnte sich darüber gewaltig und erklärte, nur Mägde schlage man, und wenn ihr Vater die Hand gegen sie erhebe, würde sie augenblicklich das Haus verlassen, um nie wieder dahin zurück zu kehren. Der Vater eilte nach dem Stocke; La Guette zog seinen Degen und Jacqueline nahm ein langes Pistol, das an der Wand hing. Doch blieben alle drei etwas verblüfft stehen, als sie sich so bewaffnet sahen. Die Frau von Meurdac fiel ihrem Gatten um den Hals, während die Tochter La Guette hinaus schob. Sie hielt dem Geliebten dabei eine scharfe Strafpredigt und versicherte, sie würde nie die Seinige werden, wenn er seine Heftigkeit nicht ablege; im Grunde aber liebte sie ihn gerade dieser Heftigkeit wegen. Er besänftigte sie endlich und schwur, künftig vernünftiger zu werden; dann kehrte er nach Hause zurück, zerriß unterwegs seinen Pferden die Weichen mit den Sporen und gesticulirte wie ein Besessener. Die Frau von Meurdac hatte endlich auch ihren Mann wieder beruhiget. Jacqueline versprach, La Guette ohne die Einwilligung ihres Vaters nicht wieder zu sehen. Man setzte sich also ziemlich vergnügt zu Tische und der Sturm war vorüber gezogen, aber die Sache des jungen Herrn stand sehr schlecht.

Am folgenden Sonntage begegnete La Guette dem alten Meurdac an der Kirchthüre. Er grüßte ihn und ließ sich vor ihm auf ein Knie nieder, indem er ihm den Griff seines Dolches reichte.

„Tödtet mich,“ sagte er, „wenn Ihr mir mein Vergehen nicht vergeben wollt; der Tod wird mir eine minder schwere Strafe sein als Euer Zorn und der Verlust meiner Hoffnungen.“

— „Steht auf,“ antwortete der etwas besänftigte Vater. „Ich mag Euch weder tödten, noch Euch meine Tochter geben. Ich verzeihe Euch Euer Verge-



hen unter der Bedingung, daß Ihr Euere Hoffnungen aufgeben."

Dann wendete er sich an Jacqueline und setzte hinzu:

„Betrachte diesen jungen Herrn, der Dir wohl will; Du siehst ihn zum letztenmale so nahe, denn ich verbiete Dir, ihn zu lieben.“

La Guette stand auf und biß einen Augenblick auf seinen Schnurrbart, während ihn die Schöne schmachkend von der Seite ansah; dann drückte er den Hut tief über die Ohren und rief, er müsse also die Feindseligkeiten annehmen, da man seine Unterwerfung nicht möge. Der flandrische Feldzug war damals erst zur Hälfte beendet. Die Armee verließ ihre Winterquartiere und unser Held wurde dahin berufen. Eine dritte Person, eine Freundin Jacquelinens, erklärte sich bereit, die Briefe der Liebenden zu befördern. Man verschob alle andere Schritte bis zur Rückkehr La Guette's und die Jungfrau von Gros Bois übernahm von neuem, sehr ungerne, die natürliche Rolle der Mädchen, denen es nicht nach Wunsche geht, die seufzen und warten müssen.

Der junge Mann hatte die Gegend kaum seit acht Tagen verlassen, als Meurdac ein Schreiben von der Äbtissin von Gerfi erhielt, deren Kloster in Brie-Comde-Robert lag. Er gab mündlich die Antwort, daß er am nächsten Tage die Frau Superiorin mit seiner Familie besuchen würde. Jacqueline, die keinen Bruder hatte, glaubte zwar nicht, daß man sie in das Kloster bringen wolle, aber das geheimnißvolle Wesen machte sie doch besorgt. Sie fragte ihren Vater, was er bei der Äbtissin vornehmen wolle, und er antwortete, er solle der Einkleidung einer Nonne beiwohnen. Am nächsten Tage setzte man sich frühzeitig in den Wagen und fuhr nach dem Kloster. Jacqueline, die immer auf der Hut war, nahm die Schwester Pförtnerin bei Seite und erkundigte sich nach der Ceremonie. Die Pförtnerin, die nichts davon wußte, wurde verlegen und Alles schien eine traurige Wendung zu nehmen, als die Superiorin ihre Gäste in das Sprachzimmer treten ließ, wo man Gesellschaft aus der Umgegend und ein einfaches Frühstück fand. Die Augen des jungen Mädchens bemerkten aber auch sogleich drei hübsche Herren, die in einer Ecke mit einander sprachen und sie bei ihrem Eintritte begrüßten. Meurdac ging gerade auf einen derselben zu, nahm ihn an der Hand und behandelte ihn mit solcher Auszeichnung, daß Jacqueline das Complot alsbald durchschauete: sie sollte

hier einen Gatten finden. Man setzte sich zu Tische und der Herr erhielt auf einen Wink des Vaters, den sie bemerkte, seinen Platz neben ihr. Zu einer andern Zeit würde ihr die Ueberraschung peinlich gewesen sein, da sie aber das Kloster gefürchtet hatte, das für die jungen Mädchen doch weit schlimmer ist, als der schlimmste Mann, war sie während der Mahlzeit nicht gar zu spröde. Sie lächelte über die witzigen Bemerkungen des jungen Mannes und dankte ihm für die Mühe, die er sich gab, ihr immer die besten Bissen vorzulegen. Nach aufgehobener Tafel begab man sich in den Garten, wo Meurdac seine Tochter bei Seite führte und leise zu ihr sagte:

„Dieser Herr, der mit Dir gesprochen hat, heißt der Ritter von Woifenon. Er ist mein Freund und besitzt Vermögen. Behandle ihn, wie es sich geziemt. Er wird Dein Mann werden.“

Man näherte sich einander sogleich wieder und der Herr von Woifenon setzte auf dem Spaziergange seine Galanterien fort. Als es endlich Abend geworden war und die Wagen zur Abfahrt bereit standen, benutzte Jacqueline einen Augenblick, als ihr Vater sich mit den Pferden beschäftigte, um zu dem Bewerber zu sagen:

„Ist es wahr, daß Ihr mein Diener seid und großen Werth auf meine Achtung legt?“

— „Ganz gewiß, mein Fräulein,“ antwortete Woifenon.

„Wollt Ihr das einzige Mittel kennen lernen, wodurch Ihr Euch mir angenehm machen könnt?“

— „Ohne Zweifel, mein Fräulein; ich brenne vor Verlangen, dies zu erfahren, um Euere Gewogenheit um so schneller zu erwerben.“

„Nun wohl, mein Herr, dieses Mittel ist, daß Ihr nicht weiter an mich denkt, Euch nicht bemüht, mir zu gefallen, denn ich liebe einen Andern. Ich werde dem Herrn von La Guette angehören oder mich nie vermählen. Seid Ihr ein redlicher Mann, so werdet Ihr Euch nicht um ein Herz bewerben, das bereits vergeben ist. Ihr könnt mich unglücklich machen, wenn Ihr das Ansehen benutzt, daß Ihr bei meinem Vater habt, aber es wird Euch nur gelingen, meinen Haß zu erwerben, während Ihr meine Achtung und Dankbarkeit haben werdet, wenn Ihr edel seid.“

„Ich danke Euch für diese Offenheit, mein Fräulein. Ich bin nicht der Mann, der Euere Hand annehmen würde, ohne Euere Einwilligung, denn ich will geliebt sein von der, welche meine Gattin wird. Um



Euch zu zeigen, daß ich Euere Freundschaft verdiene, höre ich auf, um Euere Hand zu werben, ob ich Euch gleich lebenswürdig und schön finde. Ich werde Euerm Vater von diesem Gespräche nichts sagen und biete Euch von ganzem Herzen meine Dienste an."

Man war übereingekommen, daß sich der Herr von Boisenon am andern Tage in Mandres einfänden sollte. Am Morgen schickte er jedoch einen Boten, um sagen zu lassen, man möge nicht auf ihn warten, und da der Vater dies übel nahm, folgte ganz natürlich ein Bruch, ohne daß es zu einer Erklärung kam. La Guette befand sich damals mit der Belagerungsarmee vor La-motte in Lothringen. Er erfuhr das Geschehene durch einen Brief von seiner Geliebten. Trotz den Versicherungen ihrer Treue aber, die sie ihm gab, beunruhigte ihn diese Unternehmung gegen das, was er für das Seinige anzusehen pflegte, und er beschloß diese Gefahren abzuwenden. Er erhielt von dem Marschall La Force einen Urlaub von einem Monate und kehrte eilig in seine Heimath zurück. Der Herr von Angoulême sprach für ihn mit dem Alten, Meurdac wollte aber nichts hören und bat den Prinzen in jeder andern Sache über ihn zu verfügen. Die Liebenden mußten es also aufgeben, durch Sanftmuth und Geduld zum Ziele zu gelangen. La Guette stieg eines Abends in den Garten und kam mit der Geliebten nach einer langen Besprechung überein, daß sie sich insgeheim trauen lassen wollten. Jacqueline willigte ein, weil dies das einzige Mittel war, den Widerstand ihres Vaters zu besiegen, aber sie erklärte auch bestimmt, sie würde das Haus nicht verlassen und ihrem Gatten nichts bewilligen, bis der alte Meurdac verziehen habe.

„Bis dahin," sagte sie, „leben wir wie Bruder und Schwester und ich liebe Dich mit keuscher, züchtiger Liebe."

La Guette lachte und versprach alles, was sie wollte, da er überzeugt war, daß andere Umstände auch andere Gedanken bringen.

### 3.

Die jungen Leute hatten nicht Lust, einander nur halb zu heirathen und ihre Ehe eines Tages durch einen gerichtlichen Ausspruch getrennt zu sehen. La Guette sorgte deshalb dafür, daß alles in den bestimmten Formen geschähe. Er vertraute seine Absicht dem Prinzen von Angoulême an, der sie billigte und ihm Briefe an die Leute gab, die er brauchte. Dann begab er sich zu dem Erzbischof von Paris und erhielt von

demselben Dispensation, sich ohne Einwilligung des Vaters zu verheirathen. Durch diese Dispensation und mit Geld gewann er den Pfarrer des Dorfes, der das Aufgebot bei einer stillen Messe vor einigen alten Weibern bekannt machte, welche nicht hörten, was er sagte. In einem Winkel der Kirche hing man die schriftliche Ankündigung aus. Meurdac ging an derselben vorüber, ohne daß es ihm einfiel, darnach zu sehen, und als die erforderlichen neun Tage vergangen waren, dankten die Liebenden ihrem guten Sterne und warteten auf die günstige Stunde.

Der Alte hegte jedoch Argwohn. Er hielt Jacqueline in ihrem Zimmer gefangen, ließ in der Nacht einen Bedienten wachen und die Hunde im Hofe und Garten frei herumlaufen; nichts aber vermag die Mädchen zurückzuhalten, die ausfliegen wollen. Der Diener schlief ein; die Hunde kannten Jacqueline und würden sie nicht gebissen haben. Das Mädchen stieg mit ihrem Kammermädchen aus einem niedrigen Fenster heraus und begab sich still in die Kirche, wo der Geliebte sie erwartete. Die Messe wurde um zwei Uhr nach Mitternacht gehalten und die Einsegnung der Ehe erfolgte vor zehn Zeugen, Freunden des Herrn La Guette und höchst angesehenen Leuten aus der Umgegend. Die jungen Leute umarmten einander und jeder Theil begab sich dahin, von wo er gekommen war. So erwachte der alte Meurdac eines Morgens und hatte einen Schwiegersohn, ohne daß er es ahnete.

Die Mutter zitterte an allen Gliedern, als sie diesen tollen Streich von ihrer Tochter erfuhr. Sie zankte mit dem Kammermädchen, das zu weinen anfing, da aber das Geschehene nicht zu ändern war, so mußte sie sich wohl fügen. Drei Wochen lang hatte La Guette verstoßene Zusammenkünfte mit seiner Frau in Gegenwart des Kammermädchens. Er beobachtete treu, was er vorher versprochen hatte; dies steigerte ihre Liebe zu ihm so sehr, daß, als er von seinem Wunsche sprach, seine Frau mit sich zu nehmen, sie Mitleid mit seiner Langeweile fühlte und einwilligte, daß der Prinz von Angoulême ihren Vater von dem Geschehenen unterrichte. La Guette begab sich demnach in das Schloß Gros-Bois und bat den Prinzen, ihn mit Meurdac auszusöhnen. Angoulême dachte einen Augenblick nach, dann fragte er, ob La Guette Aussicht habe, einen Erben zu bekommen. Der junge Mann erzählte seinen Vertrag mit Jacqueline.

„Seid Ihr ein Narr?" rief der Herr von Angoulême. „Wenn Meurdac dies erfährt, wird er seine



Tochter in ein Kloster stecken und Ihr werdet sie nicht wieder sehen. Kommt nicht wieder, bis ich dem alten Meurdac sagen kann, er sei Großvater; sonst mag ich mit der Sache nichts zu thun haben."

Jacqueline sah ohne Zweifel ein, daß sie dem Herrn von Angoulême gehorchen mußten, denn nach einigen Wochen, als derselbe seine Frage an La Guette wiederholte, entgegnete dieser, er habe nun Hoffnung.

"So werde ich morgen Meurdac zu mir rufen lassen. Kommt Schlag zwölf Uhr zu mir."

La Guette fand sich pünktlich ein. Man verbarg ihn in einem Cabinet, von welchem aus er das Gespräch hören und schnell erscheinen konnte, wenn die Sache eine gute Wendung nehmen sollte. Meurdac erschien bei dem Prinzen, ohne zu ahnen, was man von ihm wollte.

"Lieber Freund," redete ihn der Prinz an, "ich nehme Antheil an La Guette und bitte Euch, mir Euere Gründe anzugeben, warum Ihr ihm Euere Tochter nicht geben wollet. Er ist reich und gefällt Euere Tochter."

— "Gründe habe ich nicht," antwortete Meurdac, "außer daß ich La Guette nicht leiden mag. Er ist jähzornig und hat sich gegen mich vergessen."

"Es ziemt sich nicht für Euch, ihm den Jähzorn vorzuwerfen, da Ihr selbst jede Woche dreimal in Zorn gerathet."

— "Das ist allerdings wahr, aber ich kann meinen Widerwillen gegen den jungen Herrn nicht bezwingen."

"Es freut mich, daß Euere Gründe nicht Stich halten und Ihr Unrecht habt, denn die jungen Leute sind bereits verheirathet und Ihr werdet bald Großvater werden."

Meurdac wich einen Schritt zurück, als habe ihn der Schlag getroffen.

— "Ich Großvater!" sprach er kaum hörbar; "ich werde es nicht lange sein, denn ich bringe Mutter und Kind um."

Dann fing er an, ohne Rücksicht auf den Ort, wo er sich befand, wie ein Betrunkener zu fluchen und zu toben. Der Prinz ließ, da der Alte sich durchaus nicht beruhigte, dem Herrn La Guette sagen, er möge mit seiner Frau entfliehen, um einem Unglücke zu entgehen. Der Schwiegersohn jagte in Galopp mit Pferden davon, die er aus dem Stalle des Prinzen nahm, und während dieser den Vater in Gros-Bois zurückhielt, stieg Jacqueline, die eine gute Reiterin war, auf

das Pferd und eilte mit verhängtem Zügel davon, um Sicherheit bei ihrem Gatten zu suchen.

Der alte Meurdac war ein rauher Mann und er bewies es, indem er gegen seinen Schwiegersohn, gegen die Zeugen der Trauung und gegen seine Tochter selbst Klagen anstellte. Zum Glück war aber die Ehe in aller Form geschlossen und man fand keinen Grund, sie für nichtig zu erklären. Unterdeß lebte die Frau von La Guette ganz angenehm mit ihrem Gatten, den sie vom Herzen liebte. Die Ehe war eine der besten von der Welt, wenn auch das Paar jede Woche einmal heftig mit einander zankte; die Liebe gewann immer das Uebergewicht und ihre Charactere gewöhnten sich immer mehr und mehr an einander. Jacqueline erlangte täglich mehr Einfluß auf ihren Mann; die Zänkereien wurden seltener und endlich liebten sie einander mit jener ruhigen Zärtlichkeit, welche das Gemüth nicht beunruhiget und den Reiz des Lebens bildet.

Die Frau von La Guette wurde von einem Knaben entbunden; der entzückte Vater nahm das Kind, hing ihm sein Degenkoppel um und sprach:

"Du wirst den Muth eines braven Soldaten haben und die Waffen lieben wie ich, oder ich erkenne Dich nicht für meinen Sohn an."

— "Fürchte nichts," antwortete Jacqueline; "es müßte sonderbar sein, wenn unser Sohn eine Memme würde."

Als der alte Meurdac erfuhr, daß er einen Enkel habe, wurde seine Hartnäckigkeit etwas erschüttert, ohne daß er es gesehen mochte. Frauen, welche das Kind gesehen hatten, sagten ihm, es könne kein schöneres Kind geben.

"Es möge mir nicht vor die Augen kommen!" rief er. "Ich würde ihm meinen Fluch geben."

Aber während er so sprach, liefen ihm die Freudenthränen über das Gesicht. Das Kind befand sich bei einer Amme in einem Dorfe eine Stunde von Mandres. Man erfuhr gar bald, daß es der Großvater im Stillen besucht, auf seine Arme genommen, geküßt und tief geseufzet habe.

Unterdessen ward die Prinzessin von Angoulême krank und fühlte wohl, daß ihr letztes Stündchen gekommen sei. Eines Morgens ließ sie Meurdac zu sich rufen und sagte zu ihm:

"Lieber Freund, ich werde zu Gott zurückkehren und will, ehe ich von der Welt scheid, eine gute Handlung thun, die ihm angenehm ist. Ihr müßt aus Liebe zu mir Euern Kindern verzeihen."



„Aus Liebe zu Euch,“ antwortete der Vater, „möchte ich Alles thun; aber wie ist der Haß zu überwältigen? Meiner Tochter kann ich wohl verzeihen, aber den Galgenvogel, der sie mir entführte, vermag ich nie zu lieben.“

— „Ihr werdet ihn aber doch sehen und auf meine Bitte umarmen.“

Da wurde die Thüre geöffnet und der Prinz trat herein, der Jacquelinen an der Hand führte. Sie sank vor ihrem Vater auf die Knie nieder und weinte, und sie versöhnten sich miteinander. Mit dem Herrn La Guette war die Sache ceremoniöser. Er erschien mit stolzer Miene und der Herr von Angoulême mußte ihm die Hand auf die Achsel legen, damit er sich so tief bückte, als er es sollte. Nach der Verbeugung umarmten einander die beiden Männer; der Schwiegersohn sagte sogar, es thue im leid, den Vater seiner Frau beleidigt zu haben, und Meurdac antwortete, er würde es zu vergessen suchen. Man sprach einen Augenblick sehr kalt und endlich trennte man sich fast noch eben so erzürnt wie vorher, aber ein Zufall vollendete, was das Ansehen der Prinzessin begonnen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Urtheil eines Hindu über die Taglioni.) Zwei Hindu, die sich zwei Jahre lang in England aufgehalten, haben ihre Bemerkungen über diesen ihren Aufenthalt drucken lassen und wir finden in dieser Schrift auch eine Schilderung ihres Besuchs in dem Opernhause: „Auf der Bühne,“ sagen sie, „sahen wir sehr viele Mädchen, die alle ganz gleich gekleidet waren, sehr hübsch waren, tanzten, schwere Schwenkungen u. s. w. ausführten, auf einem Beine standen, sich so schnell umdrehten und das andere Bein ausstreckten. Es war der letzte Abend, an welchem die Taglioni, eine beliebte französische Tänzerin, in England tanzen sollte, und ein englischer Freund, der uns häufig begleitete, fragte uns, wie uns ihr Tanz gefalle. Er für seinen Theil war darüber entzückt, uns aber ließ er sehr kalt und wir wunderten uns sehr als wir hörten, daß sie jeden Abend, wenn sie auf der Bühne auftrete, hundert und funfzig Guineen erhalte. Bedenkt nur, 150 Guineen giebt man in England einem Mädchen dafür, daß es eine lange Zeit wie eine Gans auf einem Beine steht, dann das andere gerade ausstreckt, so drei oder viermal sich herumdreht, sich so tief verbeugt, daß sie sich fast setzt, und bald auf diese, bald auf jene Seite der Bühne springt. Alles dies dauerte keine Stunde. Und für diese Stunde bekam sie soviel, als sechs Weber in Spitalfields (die schöne Seidenzeuge weben) in einem Jahre verdienen können, wenn sie jeden Tag vierzehn Stunden

arbeiten. Es erscheint uns sehr thöricht, einer Tänzerin für eine Stunde Herumhüpfen mehr zu geben, als das, was sechs Seidenweber mit ihren Frauen und Familien ein ganzes Jahr lang unterhalten könnte. — Auch die Grabsteine auf den Kirchhöfen fielen diesen Hindu sehr auf und sie sammelten sich mehrere Inschriften von dergleichen, von denen sie einige mittheilen. „Auf den Grabsteinen,“ sagen sie, „finden sich oft sehr seltsame Dinge; bisweilen lassen sie den Lebenden den Todten beklagen, bisweilen gleichsam den Todten aus dem Grabe herausprechen. In Chatham fanden wir auf einem solchen Steine, daß ein Mann zwei Frauen begabten hatte; nachdem der Name und das Alter der ersten angegeben, hieß es: „Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Wenige Jahre darauf starb auch seine zweite Frau und nach ihrem Namen und Alter hieß es: „ich rief zu dem Herrn und er erhörte mich und erlösete mich von allem Uebel.“

(Woher kommt der Name Löwin und Löwe.) Bekanntlich nennt man in Paris schon seit einiger Zeit die ersten Modedamen und Modeherren Lionnes (Löwinnen) und Lions (Löwen). Woher kommt diese sonderbare Auszeichnung? Tallemant des Réaux sagt einmal von Mlle. Paulet: die Gluth, mit welcher sie liebte, ihr Muth, ihr Stolz, ihre funkelnden Augen und ihr goldgelbes Haar erwarben ihr den Beinamen „Löwin“. Im Jahre 1633 schrieb Chapelain „die Erzählung von der Löwin“, die allgemeines Aufsehen erregte und allgemein entzückte, so daß der Verfasser sogar besungen wurde. Davon schreibt es sich her, alles, was schön, reizend, auffallend ist, mit Löwe oder Löwin zu bezeichnen.

(Geiz eines fashionablen Mannes.) In Paris lebt ein bekannter Graf von P. Er ließ neulich seine Wohnung prachtvoll decoriren und zeigte sie allen Bekannten mit Stolge; die Meubles aber waren alle überzogen. Jemand war so neugierig, einen solchen Ueberzug aufzuheben, um den prächtigen Stoff zu betrachten, mit welchem, seiner Meinung nach, die Stühle und Dioans beschlagen sein mußten; er fand aber gar keinen Stoff darauf und als er sich darüber aussprach, antwortete der Graf ohne Verlegenheit: „womit sollte ich sie beschlagen lassen, die Mozden wechseln ja so schnell!“

(Revolutionäre Ideen in China.) Bekanntlich heißt der Kaiser von China Se. himmlische Majestät, er verlangt und empfängt von seinen Unterthanen göttliche Ehrenerweisungen, aber trotzdem denkt man eigentlich ganz anders von ihm; so verglich ein alter chinesischer Schriftsteller den Kaiser mit einem Fische und das Volk mit Wasser; das Wasser kann ohne den Fisch sein, der Fisch aber nicht ohne das Wasser. So sagt ein anderer ebenfalls: der Sohn des Himmels wurde um der Welt willen erschaffen, nicht die Welt um seinetwillen. Ein alter Kaiser äußerte selbst, der Fürst sei ein glänzendes Schiff, das auf dem Wasser schwimme, aber das Wasser, welches dasselbe trage, könne es auch verschlingen.



(Ein seltsames Gewerbe.) Legthün verklagte in Paris ein bekannter Kaufbold einen alten Mann, weil dieser ihn abgehalten haben sollte, eine Beleidigung, die er von einem andern empfangen, mit dem Schwerte zu rächen. Der Beklagte, ein weißhaariger Greis, gestand dies ein und sagte: „ich verhindere alle Duelle, von denen ich Kenntniß erhalte; es ist dies mein Gewerbe. Ich bin 60 Jahre alt und habe 600 Fr. Renten; das ist zu viel, um zu verhungern und zu wenig, um zu leben. Ich bin ein alter Soldat und sehne mich nach Beschäftigung. Ich gehe deshalb alle Tage früh von sechs bis neun Uhr in dem Wäldchen von Boulogne umher und stifte da Frieden. Auch habe ich, denke ich, schon viel Unglück verhindert; ich habe mir vortreffliche Frühstücke verdient und überdies zahlreiche Freunde erworben, denn man achtet den immer, der Einen hindert, einen dummen Streich zu begehen, und das Duell ist einer. Ich sage dies, ob ich gleich ein alter Soldat bin.“ — Der Richter fand natürlich nichts Strafbares darin, Duelle zu verhindern, und der alte Soldat wurde deshalb freigesprochen.

(Gräfin Rossi.) Die Gräfin Rossi, bekanntlich die ehemalige Mlle. Sonntag, hatte in ihren Salons die Sitte eingeführt, lebende Bilder darzustellen. Man bat mich, erzählt ein Franzose, einige dergleichen zu entwerfen, bei denen mit Vortheil einige Kinder von vorzüglicher Schönheit erscheinen könnten. Ich wählte die Geschichte von Ruth und Noemi, die Fabel von dem Milchtopfe, die Werkstatt Pygmalions, in welchen alle diese hübschen kleinen Mädchen als Statuen verschiedener Art standen, und endlich den Parnas, auf welchem ich neun kleine Musen aufgestellt hatte, die wirklich einen reizenden Anblick gewährten. Auf dem Gipfel des Berges hatte ich in reicher Tracht als Apoll den kleinen Rossi gestellt, den ein hinter den Felsen versteckter Besieger fest an den Füßen hielt, und dem die Gräfin, seine Mutter, einen Kranz und eine glänzende Lyra gegeben hatte. Aber nun kommt die pikante Seite der Sache. Ehe ich den Vorhang aufziehen ließ, bemerkte ich, daß ich das Roth vergessen hatte und daß die hübschen niedlichen Gesichter meiner Heldinnen und Helden ohne dieses nothwendige Erforderniß in dem blendenden Lichte erscheinen mußten. Ich theilte meine Verlegenheit der Gräfin Rossi mit und fragte: „Wo könnten wir wohl Schminke finden? Alle Läden sind geschlossen. Glauben Sie, daß man eine der Damen darum bitten könnte und daß sie nach Hause schicken würde, um Schminke holen zu lassen?“ Die Gräfin sah mich verwundert an. „Schminke von diesen Damen?“ rief sie. „Träumen Sie? Keine von diesen Damen legt jemals Roth auf (man brauchte nur einen Blick in den Saal zu werfen, um die ganze Stärke dieser Ironie zu fühlen). Darum bitten können wir jedoch immer.“ Wir ersuchten wirklich im Vertrauen einige der Damen, ob sie uns nicht Schminke verschaffen könnten. Keine besaß dergleichen, so daß die schöne blühende Gräfin, die einzige vielleicht, die sich nicht schminkte, ganz laut zu mir sagte: „warten Sie; wahrhaftig, ich glaube selbst Roth zu haben.“ Wir schickten fort und man brachte uns wirklich Schminke

aus dem Hause der Gesellschaft, in welchem sie am wenigsten nöthig war.

(Zur Geschichte der Damenmoden.) Unter Ludwig XV. trug man Reifröcke von ovaler Form. Die so gekleideten Damen mußten sich auf die Seite wenden, wenn sie durch eine Thüre oder durch viele Leute hindurch gehen wollten. Alle Frauen, selbst die Arbeiterinnen trugen Reifröcke; die Schauspielerinnen und Tänzerinnen erschienen, wenn sie Griechinnen, Römerinnen etc. vorstellen sollten, stets in Perrücke und Reifrock. Die Damen am Hofe Ludwigs XV. und XVI. trugen auch Stöcke, um sich zu halten, so beschwerlich wurde ihnen das Gehen durch die Last der Kleidungsstücke und die Höhe der Absätze an ihren Schuhen. Unter der Republik und dem Kaiserreiche stand die griechische Tracht in Ansehen, aber man suchte sie dem Klima anzupassen. Auch war es damals, als man die Natur ändern und die Taille unmittelbar unter dem Busen und der Achsel anbringen wollte. Der Kalender bestimmte die Moden in der Kleidung. An dem und dem Monate, an dem und dem Tage, zu der und der Stunde legte man die Winter-, die Frühjahrs-, die Sommer-, und die Herbstkleidung an. Man mußte, wenn es der Kalender bestimmte, in der Tracht der Jahreszeit erscheinen, wenn man auch vor Frost zitterte oder vor Wärme fast erstickte. Im Anfange ließen die Frauen das Haar hängen, bald aber bemerkten sie, daß es vortheilhafter für sie sei, dasselbe auf verschiedene Weise zu flechten. Eine lange Zeit hindurch bedeckten sie das Haupt nur mit einem Schleier und zwar bloß wenn sie das Haus verließen. Das Haar der Griechinnen und Römerinnen wurde durch goldene oder silberne Nadeln gehalten oder durch goldene Ketten umschlungen oder von weißen oder rothen Reifchen gehalten. Sie bestreueten es auch mit Goldstaub. Das blonde und röthliche Haar galt für so schön, daß die Brünetten, denen es nicht gelang, dem ibrigen eine röthliche Farbe zu geben, dasselbe abschneiden und falsches Haar trugen. In Rom wurde in der letzten Zeit der Republik dieser Gebrauch allgemein und die damaligen Dichter haben die rothen und blonden Perrücken ihrer Geliebten besungen. Die Koketten in Rom wechselten sie des Tages mehrmals; sie hatten eine für den Vormittag, eine für den Tag über und eine für große Feste. Die Sitte erhielt sich; 692 aber excommunicirte ein Concilium von Constantinopel alle die, welche eine Perrücke trugen. In Frankreich besonders gaben die Frauen diese Sitte allmählig auf und trugen meist einen großen Schleier, der von dem Kopfe auf die Schultern fiel und das Haar fast ganz verhüllte; die Königinnen und Fürstinnen setzten ein Diadem darauf. Die Wittwen trugen einen Streifen, der die Stirn bedeckte, um das Gesicht ging und Hals und Busen verhüllte. Die Mädchen trugen den Hals, das Gesicht und das Haar freier, und dazu bisweilen Ohrgehänge mit vielen Perlen und Edelsteinen. Unter Philipp dem Schönen und den Nachfolgern desselben nahmen die Frauen einen Kopfsuß von Zuckerbrod von ungeheurer Höhe an, von welchem ein Gageschleier herabhäng. Isabelle von Baiern, die Gemahlin Karls VI. trug Mügen



mit zwei sehr hohen Hörnern, von denen lange Kreppbänder mit Franzen bis zum Gürtel herabhängten. Jean Jouvenal erwähnt unter den Ursachen, weshalb man sie in Tours einsperrte, auch ihren Eigensinn, trotz dem Kriegsunglücke hohe Hörner zu tragen. Im J. 1730 hatten die Mützen nur noch eine Spitze, aber man gab ihnen durch Wülste eine ungeheure Ausdehnung. Unter Ludwig XII. verschwand der ganze Bau und die Frauen trugen nur einen Hut oder eine Capuze mit Perlen und Edelsteinen, die von beiden Seiten auf die Achseln herabreichte. Unter Franz I. saßen die Damen an sich zu feisiren und trugen den kleinen spanischen Hut. Unter Heinrich III. nahm man wieder kleine Hütschen an, die sich auf das linke Ohr neigten und Federn hatten. Unter Heinrich IV. begann die Anwendung des Puders.

(Wird fortgesetzt.)

### Generalcorrespondenz.

Die Frauen haben eine ihrer berühmtesten Schwestern unserer Zeit verloren, es starb nämlich vor Kurzem die verwitwete Boivin, die Doctor der Medizin war und mehrere sehr geschätzte, meist in fremde Sprachen übersetzte medizinische Werke geschrieben hat. Sie war Vorsteherin der Entbindungsanstalt und des königlichen Krankenhauses in Paris, mit mehreren Orden geschmückt, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes und hatte mehrmals durch ihre Arbeiten den von denselben ausgesetzten Preis erhalten. Sie war im Jahre 1774 geboren und hatte sich seit mehreren Jahren mit ihrer Familie nach Versailles zurückgezogen. —

Nach den Kleidern mit engen Ärmeln und der Grippe ist jetzt in Paris am verbreitetsten die Mode des Magnetismus. Er ist eine unmöglich zu beschreibende Leidenschaft, eine wahre Wuth geworden. Jede Gesellschaft hat ihren Magnetiseur und ihre Sombabule und man spricht fast von nichts als von den merkwürdigen Leistungen, von den Wundern, die beide bewirken. Jede Schöne will sich magnetisiren lassen und es giebt kein einträgliches, kein angenehmeres Geschäft jetzt in Paris als das des Magnetiseurs. —

Es ist nun wirklich gewiß, daß Rossini sich von seinem Geize bekehrt hat, was bisher niemand glauben wollte; er macht von seinem großen Vermögen den edelsten Gebrauch und verwendet namentlich, wie wir bereits erwähnten, große Summen zur Förderung der Kunst, die ihm sein Vermögen gab. —

Nun nimmt alle Geldnoth mit einem Male ein Ende; es kann nie wieder Geldmangel eintreten, denn ein Franzose, Victor Capouellet in Mous, hat eine Maschine erfunden, die, durch eine Dampfmaschine von 20 Pferdekraft in Bewegung gesetzt, in einem Tage 115,200 Thaler und so in einem Jahre 180 Millionen Thaler prägen kann. Mit dieser einen Maschine läßt sich alles Geld prägen, das Europa braucht. —

In Vincennes lebt gegenwärtig ein Knabe, der für eine merkwürdige Erscheinung gelten kann. Er ist nämlich etwas über neun Jahr alt, nicht größer als ein Knabe von diesem Alter zu sein pflegt, hat aber einen Schnurrbart, der einem Grenadier Ehre machen würde, und einen Backenbart wie ein Sappeur. —

In einem belgischen Blatte liest man folgende Ankündigung: es ist ein Mann zu bekommen. Ein Herr, der keine Zeit hat, sich eine Frau zu suchen, fordert die Damen, welche nicht länger mehr auf einen Mann warten können, auf, ihm unter der Bezeichnung X. durch das Bureau dieses Blattes zu schreiben. Doch braucht sich keine zu melden, die nicht wenigstens 10,000 Frs. sicheres jährliches Einkommen hat. —

Man benutzt die Erfindung Daguerres jetzt vorzugsweise, um Portraits durch dieselbe zu erhalten, und es ist dies für die zu portraittrende Person keine schwierige Aufgabe mehr, weil sie nur eine bis zwei Minuten zu sitzen braucht und auch nicht im hellen Sonnenscheine, sondern selbst im Schatten sitzen kann. Merkwürdiger Weise gelingen diese Portraits aber nicht immer gleich gut und das Gelingen scheint sehr von dem Gemüths- und Gesundheitszustande der Person abzuhängen, die portraittirt werden soll. Angenehm jedoch für das Aussehen werden diese Portraits nie; die Züge sind unbeweglich und erscheinen gealtert. Obgleich solche daguerreotypirte Portraits materiell vollkommen ähnlich sind, so erscheinen sie doch weit weniger treu, als die von Künstlerhand geschaffenen, selbst die, an welchen die Züge, im Vergleich mit denen des Originals nicht eben richtig sind, die aber zu athmen, Leben zu besitzen scheinen und in denen sich der Character und die Seele des Originals ausdrückt. Dies ist der Unterschied zwischen der Wissenschaft und der Kunst. —

Der Leipziger Kunstverein hat eine höchst interessante und seltene Ausstellung veranstaltet und den Kunstfreunden dadurch einen ungewöhnlichen Genuß verschafft; es ist dies eine Ausstellung geschichtlich geordneter Kupferstiche deutscher Schulen aller Zeiten, welche im hohen Grade einen Besuch verdient, da sie so ziemlich die bedeutendsten Arbeiten des Grabstichels wie der Radirnadel bis auf die neueste Zeit enthält. Später sollen auch die fremden Schulen in ähnlicher Weise dargelegt werden. — Der Maler Jacob Liepmann, der bekannte Erfinder des Delbilderdrucks, hat von Sr. Maj. dem Könige von Preußen eine jährliche Pension von 500 Thln. erhalten, wofür er sein Geheimniß dem Ministerium mitzutheilen hat. —

Ein Reisender, der vor Kurzem das berühmte Trappistenkloster La Trappe besuchte, versichert, daß die Behauptung, jeder Mönch müsse jeden Tag an seinem eigenen Grabe arbeiten, — ein Märchen sei. Dagegen erwähnt er eine Bestimmung, die dort in Kraft steht und die bisher weniger bekannt war, daß nämlich der Trappist, wenn er krank wird, seine Krankheit — lieben muß; er darf den Schmerz nicht bloß für kein Uebel, sondern er muß ihn für eine Wohlthat halten; er darf sich nie beklagen und sich über seinen Zustand nie erkundigen. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 25.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Sarbinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungsverpeditoren und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Frau von La Guette.

(Fortsetzung.)

Als La Guette über den Schloßhof ging, begegnete er einer Gruppe von wenigstens fünfzehn Herren, die unter einander lachten und dabei seinen Namen aussprachen. Er fragte sie, was ihnen so vielen Spaß mache.

„Euere Veröhnung ist das Drolligste von der Welt,“ sagten sie. „Ihr macht es wie Francisco Sando in der Comödie, der sagt: man veröhnnte uns, wir umarmten einander, seitdem sind wir Todfeinde gewesen.“

— „Was geht Euch das an?“ fuhr La Guette auf, dem die Wahrheit auffiel. „Wollt Ihr sagen, ich sei ein scheinheiliger Mensch? Wenn ich meinen Schwiegervater umarme, so thue ich es, weil mir es so gefällt; wenn ich ihn um Verzeihung bitte, so denke ich, was ich sage und wer daran zweifelt, denn nenne ich einen Narren.“

„So sind wir alle Narren, denn wir glauben alle, daß Euere Veröhnung nur Schein ist, daß Ihr Euern Schwiegervater haßt und nur immer schlechter mit ihm stehen werdet.“

— „Dafür sollt Ihr mir Genugthuung geben,“ rief La Guette. „Ich werde Euch lehren, mich als Scheinheiligen zu behandeln.“

Er zog; die Andern ließen ihre Schwerdter ebenfalls nicht stecken. Der Herzog von Angoulême eilte, als er großen Waffenlärm, Geschrei und Schimpfreden

hörte, mit seinem Sohne heraus. Der alte Meurdac und Jacqueline folgten ihm. Sie kamen eben an, als La Guette die ganze Gruppe der Herren angriff, die glücklicherweise seine Streiche nur parirten.

„Ich bin ein Scheinheiliger?“ rief er außer sich; ich gebe Judasküsse? Ich liebe meinen Schwiegervater nicht? Daß Ihr an diesen Worten ersticket! Ihr lügt es in Euren Hals hinein; ich liebe den Herrn von Meurdac wohl, ich achte und ehre ihn, versteht Ihr? Und ich werde Euch alle anspießen, wenn Ihr es nicht sogleich eingesteht.“

Man hatte viel Mühe ihn zu besänftigen, doch entschied der Herzog von Angoulême, den man zum Schiedsrichter erwählte, La Guette habe ganz Recht gehabt, sich für beleidiget zu halten. Der alte Meurdac erzürnte sich ebenfalls gegen die Spottenden und wollte ebenfalls Einen oder ein Paar umbringen. Nach langem Hin- und Herreden wurde endlich wieder Friede gestiftet und als man sich trennte, zeigte es sich, daß der Schwiegersohn und Schwiegervater, denen die Entschuldigungen nicht eben genügten, Arm in Arm fortgingen, um in Mandres miteinander zu speisen. Den ganzen Tag über wiederholten sie häufig: „die Lügenmäuler! Ueber uns zu spotten, zu sagen, wir opferten unsere Feindschaft unserer Freundschaft für den Prinzen? Ueber eine so ernste Sache zu lachen, die uns so schwer geworden ist! zu behaupten, wir spielten Comödie!“

Und darüber, daß sie in Gesellschaft gegen die An-



bern fluchten und tobten, wurden sie endlich die besten Freunde von der Welt und tranken auf ewiges gutes Vernehmen. Wir geben zu bedenken, wie angenehm dieser Abend für die Frau von Meurdac und für Jacqueline war.

## 4.

Etwa fünf Jahre lang hatte die Frau von La Guette keine andere Beschäftigung als die einer treuen Gattin und zärtlichen Familienmutter. Ihr Gemahl, ihr Haus und ihre Kinder füllten ihr Leben so ganz aus, daß ihrer Launenhaftigkeit Zügel angelegt wurden. Sie gab ihrem Gatten in kurzer Zeit zwei Knaben und vier Mädchen; darüber vernachlässigte sie ihre früheren Lieblingsübungen; sie verlernte den Gebrauch der Waffen und die guten Leute im Thale würden die Jungfrau von Gros-Bois vergessen haben, wenn sie nicht noch immer Stiefelchen getragen hätte und bisweilen wie ein Courier geritten wäre. Der Himmel kann große Seelen nicht lange in Unthätigkeit sehen; er entriß den Achilles und die Frau von La Guette der Ruhe, die nicht dazu geboren war, unter Wirthschaftsorgen hin zu vegetiren.

Frankreich besaß damals einen Helden, dessen Namen der Ruhm an alle Enden der Welt trug. Der Prinz von Condé hatte seine ersten Schlachten gewonnen. Eines Tages, als er, mit jungen Lorbeern geschmückt, von Nördlingen zurückkam, hielt er in dem Flecken Suilly mit seinem Gefolge Rast; seine Leute brachte er in dem Orte selbst unter, während er für sich und den Grafen von Marsin die Gassfreundschaft des Herrn von La Guette in Anspruch nahm, den er kannte. Jacqueline hörte niemals den Namen Condé's ohne Herzklopfen nennen und die Ankunft des Fürsten in ihrem Hause war die größte Ehre, die der Himmel ihr erzeigen konnte. Sie bot alles auf, um einen so berühmten Gast würdig zu empfangen, und sie benahm sich dabei mit so viel Anmuth, daß er zwei Tage bei ihr blieb. Man stellte eine Hirschjagd an und die Frau von La Guette wohnte derselben selbst bei, führte die Hunde an und galoppirte als vollendete Reiterin und Jägerin in dem Walde umher. Der Prinz, den ihre Unererschrockenheit entzückte, erklärte ihr endlich, er möchte sie wohl an einem Schlachttage als Adjutanten bei sich haben.

„Lacht nicht, gnädiger Herr,“ antwortete sie; „ich wäre wohl im Stande, als Volontair eines Tages zu Euch auf ein Schlachtfeld zu kommen.“

— „Thut das,“ entgegnete Se. Hoheit; „ich werde Euch auf den Ehrenposten stellen und wir verbrennen dem Feinde mit einander den Bart.“

Bei diesen Scherzen stieg Jacqueline das Kriegsfeuer in das Gesicht und es blickte aus ihren schwarzen Augen in so hellen Flammen, daß der Prinz fast geblendet wurde. Der Herr von Marsin besonders hatte so hohe Achtung für seine schöne Wirthin, daß er trostlos war, als er sich entfernen mußte.

„Madame,“ sagte er, als er sein Pferd bestieg, „Euer Gatte ist ein zu braver Edelmann und Ihr selbst seid eine zu rechtliche Frau, als daß man daran denken könnte, sich in Euch zu verlieben; wäre dies nicht, so würde ich die Welt umkehren, um Euch zu gefallen. Aber sucht mir eine Frau aus und ich heirathe sie aus Eurer Hand mit verbundenen Augen, und wäre sie eine Hirtin.“

— „Ich werde Euch zufrieden zu stellen suchen,“ antwortete sie.

Einige Zeit darauf vermählte die Frau von La Guette den Grafen von Marsin wirklich mit dem Fräulein von Clermont d'Entrague.

Als der Prinz und seine Freunde Suilly verlassen hatten, blieb die Frau vom Hause nachdenkend und unruhig, denn sie nährte im Herzen den unabweislichen Wunsch, sich Ruhm zu erwerben. Drei ganze Monate lang konnte sie nicht schlafen und unaufhörlich wiederholte sie den Namen des großen Condé. Ihr Gemahl spottete darüber; als er die Abhandlung über den Krieg in ihren Händen, als er sie mit Karten beschäftigt sah, auf denen sie die Feldzüge Dupuertins und Bayards Schritt für Schritt verfolgte, bemühte er sich sie zu beruhigen und sie für ihre Kinder und ihr Hauswesen wieder zu gewinnen; aber es war bereits zu spät. Die Streitigkeiten des Parlaments und des Hofes hielten damals die Gemüther in Aufregung. Die ersten Aufstände der Fronde fanden ein ungeheures Echo in den Provinzen und man sah ein, daß das Ende der Unruhen noch keineswegs nahe sei. Alle große Namen Frankreichs nahmen für die eine oder die andere Seite Partei. Der Herr von La Guette erkannte ebenfalls, daß er nicht müßig bleiben dürfe. Er schloß sich deshalb dem Prinzen an und eilte nach Saint Maur, um ihm seine Dienste anzubieten. Jacqueline blieb zurück und versprach die Familie wohl zu hüten, die ziemlich zahlreich war, im Herzen aber zürnte sie mit dem Himmel, daß sie kein Mann sei.

Man weiß, daß die Fronderie zuerst in den Hän-



den des Herzogs von Beaufort und des Coadjutors von Reß lag und daß der Herzog von Orleans, sowie der Prinz von Condé erst nach ihnen kamen. Die Rebellen hatten die Stadt, die Leute des Königs das Land im Besitze. Die Plünderer der Armee verbreiteten sich nach allen Seiten und oft kamen Schaaren derselben in die Ebenen, welche sich von Gros-Bois nach Lagnis ziehen. Eines Morgens läuteten die Glocken in dem Dorfe Mandres Sturm. Man hatte daselbst ein Haus in Brand gesteckt, und die Bauern ausgeplündert. Eine Anzahl dieser Unglücklichen flüchtete sich zu dem Herrn von Maix und eine andere suchte Zuflucht in Guilly. Jacqueline rief ihre Diener zusammen und stellte sie vor ihrem Hause in Schlachtordnung auf. Sie hatte nur zehn Mann, die entschlossen waren, ihr Leben theuer zu verkaufen. Die Schaar der Plünderer kam bald an. Es waren dreißig, meist betrunken und aufgereizt. Ohne sich erst in lange Unterhandlungen einzulassen, griff sie die Frau von La Guette so ungestüm an, daß sie sich zerstreuen mußten. Sie erschoss selbst zwei und entwaffnete den Führer. In der ersten Hälfte der Frondeunruhen fand sie so mehrmals Gelegenheit, sich gegen Leute der einen oder der andern Partei zu schlagen. Diese Thaten waren von keiner großen Bedeutung, aber sie weckten Jacquelines Kriegslust ganz und dienten als Vorspiel zu andern ernstern. Sie machte es wie jene kleinen Löwen, die man leicht zahm macht, wenn sie jung sind, die aber sogleich in ihre natürliche Wildheit zurückfallen, sobald sie einmal Blut gekostet haben. Eines Tages, als die Frau von La Guette sich nicht mehr in ihrem Hause halten konnte, brachte sie ihre Kinder nach Gros-Bois, ersuchte den Herrn von Maix, für dieselben Sorge zu tragen, und brach sodann mit zweien ihrer Leute auf, die gut beritten und bewaffnet waren. Da sie nicht stark genug war, um einen Helm zu tragen, so setzte sie einen breitkrämpigen Hut mit eisernen Reifchen auf. Sie trug ihr Kleid noch, da sie ihr Geschlecht nicht verbergen wollte, dabei aber große Handschuhe, Reiterstiefeln, ein breites Bandelier und ein Schlachtschwert. Auf dem Hute hatte sie drei grüne Federn und ihre Schärpe war ebenfalls grün. So ritt sie eines Sonntags fort, nachdem sie andächtig die Messe gehört hatte. Die guten Leute wünschten ihr eine glückliche Reise.

Man darf nicht glauben, die Frau von La Guette wäre überspannt gewesen wie der berühmte Held des Michel Cervantes. Sie dachte nicht daran, Ungeheuer

zu bändigen, ganze Heere zu vernichten oder ganz allein Flotten in den Brand zu stecken; sie erwartete keineswegs alle Tage in Feen-Palästen von Kry stall zu speisen, die sich an einer genannten Stelle auf dem Wege der Ritter finden und in welchen ein Greis mit weißem Barte oder eine verzauberte Prinzessin die Honneurs machen. Jacqueline war vollkommen bei Verstande. Sie wollte sich nach Paris begeben und sich dem Prinzen anschließen, um Glück und Unglück mit ihrem Gatten zu theilen; da sie auch eine gute Französin war, so meinte sie unterwegs, es dürfte wohl verdienstlich sein, wenn sie die Macht ihrer Beredsamkeit und ihrer Schönheit anwende, um die Anführer der Rebellen zur Pflicht zurückzubringen. Sie redete sich ein, das müsse ganz leicht sein und das Land werde ihr die Beendigung des Bürgerkrieges zu danken haben.

Während sie sich mit diesem Plane beschäftigte, bemerkte unsere Amazone vor sich auf der Straße Brien den Nachtrab des Herzogs von Lothringen. Als bald verlangte sie mit einem Officier zu sprechen. Man brachte sie zu einem Major, der ein galanter und artiger Mann war.

„Meine schöne Dame,“ sagte er, „wenn Ihr kommt, um Euch mit zu schlagen oder um das Kriegsschauspiel bloß zu sehen, so kommt Ihr zu gelegener Zeit, denn wir haben da die Leute des Königs in der Flanke; der Kampf wird ihnen verderblich sein. Keiner wird entkommen und wir gedenken, den Herrn Turenne selbst zum Gefangenen zu machen.“

Die königliche Armee, die zwischen dem Flusse und dem Vortrabe eingezwängt war und eine doppelt überlegene Zahl gegen sich hatte, befand sich wirklich in der größten Gefahr. Bei dem Namen Turenne's fühlte jedoch die Frau von La Guette dasselbe Herzklopfen wie bei dem des Prinzen von Condé. Auch er war ein Held und er diente überdies der bessern Sache. Die Frau von La Guette fühlte sich durch den Gedanken sehr betrübt, daß ein so großer Feldherr vielleicht diesen Lothringern unterliegen müßte, und sie entschloß sich, den Herrn von Turenne durch eine weibliche List zu retten, während sie Gott im Stillen um Verzeihung dafür bat, daß sie List und Lüge anwenden wolle. Sie war auf einen Kalkofen gestiegen, von dem aus man weit sehen konnte. Sie bemerkte die Fahnen der Armee des Königs und ihr Herz bebte.

„Eilt,“ rief sie dem Major zu, „und meldet dem Herzoge von Lothringen meine Ankunft. Ich bringe



ihm eine wichtige Nachricht. Man schicke mir so schnell als möglich eine sichere Person, der ich mittheilen kann, was ich weiß. Der Ausgang des Kampfes wird davon abhängen."

Nach einigen Augenblicken kam der Herr von Fau- ges, der Adjutant des Herzogs, an.

"Euer Herr," sagte Jacqueline mit jener Miene der Wahrheit, welche die Frauen so täuschend nachzu- ahmen wissen, „ist hier nicht so sicher, als Ihr glauben könnt. Ihr seid fremd und kennt die Gegend nicht. Der Herr von Turenne ist ein zu kluger Mann, als daß er eine schlechte Stellung nehmen könnte, wenn er Euch nicht in die Falle locken wollte. Ich komme von Gros-Bois, wo in dem Walde die königliche Infanterie versteckt liegt. Macht von dieser Mittheilung den Gebrauch, der Euch gut dünkt."

— „Madame," antwortete der Officier, „Ihr müßt mir zu Sr. Hoheit folgen. Er wird entscheiden, ob man Euerer Anzeige trauen darf."

Jacqueline sah wohl, daß ihre List sie in große Verlegenheit bringen könnte, aber sie wollte nun nicht wieder zurücktreten. Sie wiederholte deshalb auch vor dem Herzoge, was sie bereits angegeben hatte. Man traute ihr nicht, aber man zögerte doch, ließ nicht zum Angriffe blasen. In den drei Stunden, welche die Unschlüssigkeit dauerte, ging Turenne über den Fluß und war gerettet. Unsere Heldin blieb diese Nacht im Lager und schlief ächt soldatisch in einer Scheune auf Stroh. Den andern Tag erhielt sie die Erlaubniß, die Linien der Armee von Lothringen, mit einem Officiere, der sie führte, zu besichtigen. Sie bemerkte bald Leute, die ihre Blicke und Bewegungen beobachteten, und sie sah ein, daß sie bewacht werde. Ohne etwas von ihrer Ruhe zu verlieren, näherte sie sich den Grenzen des Lagers, das die Brücke von Charenton berührte. Hier gab sie ihren Leuten einen Wink, dann wendete sie sich an ihren Führer und sagte:

„Weiter braucht Ihr nicht zu gehen, ich werde den Weg nach Paris allein finden."

— „Thut dies nicht, Madame," entgegnete der Officier, „ich würde mich sonst genöthigt sehen, meinen Leuten zu befehlen, auf Euch zu schießen."

„Schießt immer. Ich habe dem Könige und meinem Vaterlande gedient. Gott wird mich schützen."

Jacqueline jagte blühschnell über die Brücke und sie hatte den Boden an der andern Seite erreicht, als Gewehre hinter ihr knallten; aber nur Einer ihrer Die-

ner wurde leicht verwundet. Eine Stunde darauf war sie in Paris.

## 5.

Die Frau von La Guette, welche jetzt nicht in weiblicher Kleidung erscheinen wollte, stieg in einem Gasthause in der Vorstadt ab, um da unerkannt zu leben. Sie ließ sich einen Miethwagen holen und fing an, ihren Mann aufzusuchen. Ihr Verdruß war groß, als sie erfuhr, daß der Prinz, der Graf von Marsin, der Herzog von Longueville und das Gefolge derselben nach dem Süden Frankreichs fliehe. Die in Paris überwundene Rebellion flüchtete sich nach Guienne, während der Hof in den Louvre zurückkehrte. Ohne ihren Muth zu verlieren, schickte Jacqueline sich an, die Reise zu wagen. Sie würde augenblicklich abgereiset sein, wäre sie nicht wegen der Wunde ihres Dieners zurückgehalten worden. Ihr Abenteuer in dem Lager des Herzogs von Lothringen hatte Aufsehen gemacht. Die Königin-Mutter selbst ließ sich den Vorfall erzählen. Man rühmte die unbekannte Dame sehr, welche dem Könige und dem Herzoge von Turenne einen so großen Dienst erwiesen hatte, man wollte wissen, wer sie sei, und da das Leben der Frau von La Guette schon zu mehr als einem Romane Stoff gegeben hatte, so fand sich zufällig ein Herr, der sie an der Schilderung erkannte, die man von ihr entwarf. Eines Morgens, als die Frau von La Guette durch den Marais ritt, kam sie auf den königlichen Platz, ohne zu wissen, daß dies die modische Promenade sei. Leute vom Hofe, die vorüber gingen, redeten sie ehrerbietig an, fragten nach ihrem Namen und ersuchten sie, ihnen zu der Königin zu folgen. Man geleitete sie nach Bal-de-Grace, wo sich Anna von Oesterreich aufhielt.

Ihre Majestät küßte die schöne Amazone, ertheilte ihr die Lobeserhebungen, die sie verdiente, und versprach ihr, sie zu belohnen, sobald die Unruhen beendet sein würden. Jacqueline erwähnte ihren Wunsch, den Prinzen von Condé auf den guten Weg zurück zu führen, und bat um die Begnadigung des Herrn von La Guette, die ihr sofort bewilliget wurde. Die Königin wendete sich sodann an ihr Gefolge und sagte:

„Wer von den Herren will die Frau von La Guette bis an das Ziel ihrer Reise begleiten?"

Ein Edelmann, Saint Olive, trat vor; die Königin gab ihm die nöthigen Papiere, damit sie vor den Leuten des Königs unterwegs sicher wären, und es



wurde beschlossen, die Reise in acht Tagen anzutreten. Die Frau von La Guette besuchte die Königin noch mehrmals; man führte sie in das Theater und schmeichelte ihr auf jede Weise, so daß die Woche schnell verging. Indes erhielt sie eine Nachricht, die ihr die Freuden sehr verdarb. Eine junge Dame, die an dem Aufstande Theil genommen hatte, wurde eines Abends von der Königin begnadiget, als auch Jacqueline zugegen war. Der Herr von Guitaut, Lieutenant der Garde, ein schadenfroher Mensch, flüsterte dabei der Frau von La Guette zu:

„Seht Ihr die schöne Dame? Euch hätte sie um Verzeihung zu bitten, denn sie hat sich gegen Euch eben so vergangen, wie gegen den König.“

— „Wie meint Ihr das?“ fragte unsere Heldin.

Der Lieutenant ließ sich ein wenig bitten, dann erzählte er, daß man während der Belagerung von Paris viel von dem Verhältniß dieser Dame und dem Herrn von La Guette gesprochen habe.

Jacqueline stellte sich als läche sie darüber, aber ihr zorniger Character, den sie von dem alten Meurdac geerbt hatte, trieb ihr das Blut in das Gesicht. Guitaut bemerkte es und sagte:

„Ihr dürft einer solchen Kleinigkeit wegen Euch nicht erzürnen. Es war nur eine gewöhnliche Galanterie und die Dame zieht jetzt den jungen Mann vor, der neben ihr steht. Er heißt von Aougour und ist ihr Better.“

Jacqueline war mit der Lebensweise am Hofe nicht eben vertraut. Die Ungeduld erhielt die Oberhand, sie trat zu jener Dame und sagte:

„Ihr handhabt den Fächer sehr geschickt; versteht Ihr auch den Degen zu führen?“

— „Nein,“ antwortete die Dame; „ich überlasse Euch die Werkzeuge des Krieges und mag keine Amazone sein.“

„Das thut mir leid, denn ich würde Euch herausgefordert haben.“

— „Ihr erzeigt mir zu viel Ehre; entschuldiget mich, wenn ich die Partie nicht annehme. Ich fürchte mich vor den Waffen und habe keine Lust mich verstümmeln zu lassen.“

„Wenn man sich vor den Waffen fürchtet, muß man nicht im Gehege von Frauen wie ich jagen. Da Ihr mit meinem Manne angebunden habt, so müßt Ihr Euch gegen mich vertheidigen.“

— „Man jagt wo man kann, Madame, und wenn Ihr Gemahl anderswo als in seinem Hause den Verliebten spielt, so gefällt ihm wahrscheinlich seine Frau nicht. Ihr habt also Euerm Streit mit Euerm Gatten auszusechten, nicht mit mir.“

Die Königin hörte den Streit und fragte, was es gäbe.

„Ew. Majestät,“ sagte Jacqueline, „sollte die Frauen, welche Euere Unterthanen zum Aufruhr aufregen und uns unsere Männer verführen, in die Bastille sperren lassen. Wäre ich die Mutter des Königs, so würde ich sie in ein Kloster stecken, statt sie zu umarmen.“

Die Königin hätte gern gelacht; sie nahm die Ausforderung als Scherz und wünschte, daß die beiden Gegnerinnen sich versöhnten; aber die Frau von La Guette war nicht so leicht zu besänftigen.

„Ich will wohl dieser muthlosen Frau das Leben lassen,“ sagte sie; „aber eine Rache muß ich haben und ich werde sie an ihrem Better üben. Der Herr von Aougour muß sich morgen mit mir schlagen.“

— „Das ist unmöglich,“ entgegnete von Aougour; „ich werde eine so liebenswürdige Dame nicht umbringen. Für meine Cousine wißt Ihr die Waffen zu gut zu führen, für mich aber nicht gut genug.“

„Das wird sich finden. Ich ersuche Ew. Majestät zu erlauben, daß wir vom Leder ziehen.“

Herr von Guitaut war von dem Muth Jacquelines entzückt und erbot sich, ihr Secundant zu sein. Alle Anwesenden brannten vor Verlangen ein so ungewöhnliches Duell zu sehen, und die Königin selbst fühlte vielleicht Neugierde, aber zum Glück war Anna von Oesterreich zu verständig und zu christlich gesinnt, als daß sie das Leben zweier Personen der Neugierde wegen auf das Spiel gesetzt hätte. Sie stellte den Scherz ein und sprach so eindringend mit der Frau von La Guette, daß eine Ausöhnung statt fand. Damit aber der Zweikampf doch nicht umsonst angekündigt sei, schlug Guitaut für den nächsten Tag ein Fleuretfechten vor. Die Heldin willigte ein und gewann vielen Beifall. Bei Tafel erfuhr sie auch den Namen der Dame, die sie herausgefordert hatte; sie war eine der ersten am Hofe, wurde noch ihre Freundin und verwendete sich zu Gunsten ihrer Kinder.

(Fortsetzung folgt.)



### Miscellen.

(Der Zweikampf in früherer Zeit.) Heinrich IV. von Frankreich suchte die Duellwuth, die zu seiner Zeit herrschte, vergebens zu unterdrücken. Von seiner Thronbesteigung 1589 an bis 1601 wurden nicht weniger als 4000 Männer in „Ehrensachen“ umgebracht. Bisweilen trieb man die Fehden so weit, daß ganze Familien in dem Kampfe zu Grunde gingen. Ein solches Beispiel gewähren die Familien Joellès und Decese. Der Hr. von Decese nahm eine Ausforderung wegen einer Beleidigung nur an, um seinen Gegner in einen Hinterhalt zu locken und ihn so zu morden; Joellès entkam aber mit einer Wunde im Rücken, und suchte nach einiger Zeit seinen Gegner wieder auf, der ein Pistol auf ihn abschoss und dann entfloh. Als der König dies hörte, entließ er Decese aus seinem Dienst und erlaubte Joellès, „ihn auf jede beliebige Weise anzugreifen, seine Besitzungen und Häuser in Besitz zu nehmen und sich seiner Person zu bemächtigen, wo er ihn finde.“ Man versuchte indeß, die beiden Männer auszuföhnen und die Hand der Schwester Decese's sollte das Pfand des Friedens sein; Joellès entehrte aber das junge Mädchen und weigerte sich sodann, sie zu seiner Frau zu nehmen. Da lauerte ihm ihr Bruder auf und erschlug ihn, während ein Verwandter des Ermordeten ihn selbst erschießen ließ. So ging die Fehde fort, bis von den zwei Familien nur noch ein Mädchen übrig blieb. —

(Aus China.) Der Kaiser von China muß sich, sobald er öffentlich erscheint, einer so kleinlichen, strengen und lästigen Etikette unterwerfen, daß er, obgleich unumschränkter Herr von vielen Millionen Unterthanen, durchaus nicht zu beneiden ist. Er darf sich z. B. auf seinem Sessel nicht anlehnen, darf sich mit dem Fächer nicht Kühlung zuwehen, wie es seine Unterthanen zu thun pflegen, und solche lästige Ceremonien dauern oft einen ganzen Tag. — Der Vater des jetzt regierenden Kaisers pflegte nach Beendigung der Ceremonien auf musikalischen Instrumenten zu spielen und mit seinen Schauspielern zu singen, worauf er sich zur Erholung häufig bis zur Betäubung betrank. — Welche Vorstellung die Chinesen von der Erde haben, ergiebt sich aus einer Weltkarte, die sie entworfen haben. Sie ist 2 Fuß breit und vierhalb Fuß hoch, zum größten Theile aber von China bedeckt. In der Ecke zur Linken oben sieht man ein Meer von drei Zoll im Quadrat, in welchem — als sehr kleine — Inseln Europa, England, Frankreich, Holland, Portugal und Afrika angegeben sind. Holland ist so groß als alle anderen zusammengenommen und Afrika nicht größer als die Spitze eines kleinen Fingers. Die nördliche Grenze ist Rußland und sehr groß.

(Eine neue Secte.) In Neu-Orleans hat sich eine Gesellschaft von „heiligen Jungfrauen“ gebildet und ein amerikanisches Journal sagt: „jedes Mädchen, das Mitglied werden will, muß funfzig Jahre alt sein und ihr Leben auf noch zehn Jahre versichern. Sobald sie mit unverheiratheten Männern coëttirt,

verliert ihr Versicherungsschein den Werth und die „schöne Sündlerin“ wird sofort ausgefloßen.

(Für Mäßigkeitsvereine.) In Irland und Nordamerika, wo bekanntlich die Mäßigkeitsvereine eine große Anzahl von Mitgliedern zählen, ist auch die Kunst am ausgebildetesten, den übernommenen Verpflichtungen zu entgehen. Einer z. B., der geschworen hatte, einen Monat lang keinen Branntwein zu trinken, tauchte Brot in den Branntwein und aß es; ein Anderer hatte geschworen, keinen Branntwein zu trinken, so lang er auf Erden sei, und er betrank sich auf einem Baume; ein Dritter gelobte, weder in noch außer dem Hause zu trinken und er stellte sich quer über die Schwelle der Hausthüre, so daß er mit einem Fuße vor, mit dem andern in dem Hause stand, glaubte, auf diese Weise seinen Schwur nicht zu verletzen und trank bis er umfiel; ein Vierter hatte sich verbindlich gemacht, in seinem Kirchspiele keinen Branntwein anzurühren; er holte sich deshalb ein großes Rasenstück aus einem andern Kirchspiele und stellte sich darauf, wenn er trinken wollte.

(Der Schlaf.) Die Dauer des Schlafes ist sehr verschieden. Junge und eben erwachsene Leute schlafen gewöhnlich fest und ununterbrochen acht bis neun Stunden. Bei Kindern und alten Leuten dauert der Schlaf nicht so lange. Auch die Constitution des Körpers trägt dazu bei, daß Einige lange und fest, Andere nur kurze Zeit und leise schlafen. Kinder schlafen in vier- und zwanzig Stunden weit mehr als Erwachsene; wenn sie erst auf die Welt gekommen, sind sie nur eine kurze Zeit über wach; mehrere Monate lang müssen sie den Tag mehrmals schlafen und in den ersten zwei und drei Jahren mehr als einmal. Alte Leute schlafen leise und oft. Der berühmte englische Kutschenfabrikant Barter erklärte, in der thätigsten Zeit seines Lebens nie mehr als drei Stunden täglich geschlafen zu haben. Der berühmte General Elliot schlief nie mehr als vier Stunden täglich und seine Lebensmittel bestanden nur in Wasser, Brot und Gemüse. In einer engl. Stadt starb 1797 in einem Alter von fast hundert Jahren ein Mann, der immer gesund und rüstig gewesen war und im Durchschnitte nicht mehr als 4 Stunden täglich geschlafen hatte. Friedrich der Große und der große Arzt John Hunter schliefen nur fünf Stunden des Tages. General Pichegru konnte während seiner Feldzüge ein ganzes Jahr lang täglich nicht mehr als eine Stunde schlafen. Dagegen hat es auch nicht an Leuten gefehlt, die von den 24 Stunden des Tages 20 verschlafen.

(Zur Geschichte der Damenmoden.) Die Griechinnen trugen Sandalen von Leder, Rinde, Eisen, Gold, Silber u., die Spanierinnen von geflochtenem Ginster, die Hindus und Chinesen von Binsen, Seide, Holz. In Rom wurden die Schuhe mit Absätzen erfunden; der Kaiser August trug sie, um, da er klein war, etwas größer zu erscheinen, die Priester trugen dergleichen an den Opfertagen und die vornehmen Frauen an Festtagen. Die Römerinnen hatten eine weiße und rothe Fußbekleidung,



die Französinen haben fast immer gleichförmige gehabt. Unter Philipp dem Schönen hatten die Bürgerfrauen graue Schuhe, wie auch ihr Anzug grau war (gris), weshalb man sie Grisetten nannte, welcher Name gegenwärtig bekanntlich eine andere Classe bezeichnet. Der Papst Zacharias verbot den Tanz bei Strafe der Excommunication und Einer seiner Nachfolger bewilligte denen vollen Ablass, die so hohe und dicke Schuhe trügen, daß sie darin nicht tanzen könnten. Unter Franz I. verbreitete sich die Mode der hohen Absätze von Spanien aus über alle Länder und sie erhielt sich bis zur Revolution. Um dem Fuße Ruhe von dieser beschwerlichen Mode zu verschaffen, erfand man die bequemen Pantoffeln. Sehr lange erschienen die Frauen mit bloßen Beinen; die Bänder, mit denen die Sandalen befestigt wurden, kreuzten sich mehrmals an dem Beine. Als aber die Kunst des Strickens erfunden war, verschafften sie sich Strümpfe, die damals freilich sehr theuer waren. Heinrich II. war in Frankreich der erste, welcher seidene Strümpfe trug und zwar bei der Feier der Vermählung seiner Schwester mit Philibert von Savoyen. Unter Ludwig XIV. trugen die Damen graue Strümpfe mit rosenrothen Zwickeln; unter Ludwig XV. waren die Damenstrümpfe von der Farbe des Kleides, das die Dame trug. Seit der Erfindung des Strumpfwirkerstuhls sind die Strümpfe allgemein geworden. Ein Schlosser aus der Nieder-Normandie übergab Colbert ein Paar seidene Strümpfe, die auf einem Stuhle gewirkt waren, damit er sie Ludwig XIV. überreiche. Die Strumpfhändler, welche durch die neue Erfindung beunruhigt wurden, bestachen einen Kammerdiener, der mit einer Schere mehrere Maschen zerschneidte, so daß eben so viele Löcher entstanden, als der König die neuen Strümpfe anzog, der deshalb die neue Erfindung verschmähet. Der Erfinder begab sich darauf nach England, wo er freundlich aufgenommen wurde. — Der Gebrauch der Ringe ist sehr alt, denn schon die Bibel sagt, Jacob habe der Thamar einen Ring gegeben. Die Griechen trugen den Ehering an dem vierten Finger der linken Hand, weil er ihrer Meinung nach einen kleinen Nerven enthalten sollte, der gerade zum Herzen gehe. Als Rom Gebieterin der Welt wurde, nahm der Ringlurus sehr zu; man machte sie von Gold und grub verschiedene Embleme ein, um sich ihrer als Siegel bedienen zu können. Die Römerinnen trugen unter August auch an allen Fingern Ringe. — Der Gebrauch der Corsets ist sehr alt; die Griechinnen und Römerinnen schnürten die Taille durch schmale Bändchen zusammen, die über den Busen hinweggingen. Die zweckmäßigste Art haben die Bajaderen, welche die Taille durch einen Gürtel halten und den Busen mit einem elastischen Stoffe bedecken, der ihn hält und auf dem Rücken befestigt wird. Diese Vorrichtung legen sie nie ab, auch in der Nacht nicht. Wie Montaigne sagt, drückten sich die Damen seiner Zeit die Taille mit einer Art Bretchen zusammen. Bald darauf wurden die Corsets wahre Cuirasse mit Fischbein und Eisen und der Gebrauch verbreitete sich über ganz Europa. Der Kaiser Joseph verbot die Anwendung derselben in allen weiblichen Erziehungsanstalten und ließ dergleichen von Weibern tragen die zu entehrenden Strafen verurtheilt waren. Trotz dem erhielt sich die Mode. Erst in der neuesten Zeit

hat man die Corsets so zweckmäßig eingerichtet, daß sie der Gesundheit nichts schaden, wenn sie nicht zu eng sind. Nur junge noch wachsende Mädchen sollten nie dergleichen tragen.

(Unbelohnte Galanterie.) Eine Dame, welche den Bettrennen beiwohnte, die vor kurzem zu Chantilly gehalten wurden und die ganze Modewelt von Paris versammelten, wünschte einen weißen Fliederzweig zu haben. Nach drei Stunden war derselbe angekommen. Ein galanter Herr überbrachte ihr denselben. „Wo haben Sie ihn gefunden?“ fragte sie. — „Vier Stunden von hier.“ — „Wie kamen sie dahin?“ — „Ich jagte in Galopp fort und ließ mir ein Pferd von dem Herrn ... dazu leihen.“ — „Ach,“ entgegnete die Dame, „Herr ... ist sehr liebenswürdig; danken Sie ihm in meinem Namen.“

(Das Auspeitschen in der englischen Flotte.) Ein Unglücklicher, der die gräßliche Strafe des Auspeitschens erleiden soll, die bekanntlich auf den englischen Schiffen noch häufig in Anwendung gebracht wird, trägt nur seine Beinkleider. Die Peitsche hat neun Enden (weshalb sie die Kage mit neun Schwänzen — cat o'-nine-tails — heißt). Vielleicht hat der Verurtheilte 600 Hiebe zu empfangen, was 5400 Striemen giebt. Wird die Strafe in einem Hafen ausgeübt, so erhält er auf jedem Schiffe, das in demselben liegt, einen gewissen Theil der Hiebe. Man bringt ihn in ein Boot mit der dazu gehörigen Mannschaft und einem Tambour, der auf der Fahrt von einem Schiffe zum andern den „Hallenmarsch“ schlägt; ein Boot nach dem andern empfängt ihn. Der Delinquent wird an ein besonderes Instrument befestigt, während er die Strafe erleidet. Das jämmerliche Geschrei um Gnade, während die schreckliche Kage sein Fleisch zerreißt, wird von seinen Peinigern nicht beachtet; man läßt nicht ab von der Qual und sendet ihn nicht eher in das Hospital, bis er fast todt ist. Erholt er sich, so wird er nie wieder, was er früher war; er hegt Haß gegen seine Vorgesetzten, Mißachtung gegen sein Vaterland, das eine so schreckliche Strafe duldet, und Abscheu gegen den Dienst, dem er angehört. Während des letzten Krieges war es nicht selten, daß in einem Hafen zu gleicher Zeit sieben solcher Bote mit Unglücklichen, die ihre Strafe erhalten sollten, oft wegen geringer Vergehen gegen die Disciplin, von einem Schiffe zum andern fuhren.

(Schottischer Geiz.) Die Engländer wissen eine Menge charakteristischer Züge von dem angeblichen schottischen Geize zu erzählen. Wir führen als Beispiel nur folgende Anekdote an: Ein Armer begegnete eines Tages in einer der Straßen Edinburgs einem Geistlichen, der für sehr reich galt, und sprach denselben um eine Guinée an. „Eine Guinée! Lieber Freund, wie kannst Du verlangen, daß ich Dir eine so große Summe geben soll?“ antwortete da der Geistliche. „So geben Sie mir einen Schilling.“ — „Auch dies ist noch viel zu viel.“ — „Aber einen Pfennig werden Sie mir doch nicht versagen?“ — „Ich werde so wenig einen Pfennig als einen Schilling geben; man darf



nicht dem ersten Besten Almosen reichen.“ — „Ihren Segen werden Sie mir aber doch geben?“ — „Ja, mein Sohn, der Himmel segne Dich.“ — „Nein,“ rief da der Arme, „ich mag Ihren Segen nicht. Wenn er einen Pfennig werth wäre, hätten Sie mir ihn gewiß nicht gegeben.“

### Generalcorrespondenz.

Die großen schottischen Gutsbesitzer nennen bisweilen ganze Grafschaften ihr Eigenthum, weil das Familienbesitzthum nicht getrennt werden darf. Oft sind diese Besitzungen außerordentlich sorgfältig unterhalten. Der Herzog von Athol z. B. hält 50 Gärtner bloß für Reinlichhaltung der 50 (engl.) Meilen langen mit Sand bestreuten Gänge und der 60 M. langen Rasen- und Moos-Alleen in seinem Parke zu Dunkelt, welcher das ganze schönste Thal der Hochlande umschließt. Derselbe Herzog von Athol ließ mehr als 36,000 Quadratmeilen seiner weitläufigen Besitzungen mit Holz bepflanzen. Wie in England stehen hinten auf den Wagen der schottischen Großen große gepuderte Lakaien, die große Stöcke in den Händen halten, welche ein Zeichen davon sind, daß ihre Herrschaft dem Adel angehört. — Bei dieser Gelegenheit erinnern wir uns der Livrée der alten Familie Montmorency in Frankreich, deren Leute sämmtlich bunte Streifen auf dem linken Arme tragen. Dies hat eine historische Begründung. In einer Schlacht gegen die Türken nämlich wurde ein Montmorency an dem linken Arme verwundet, nachdem er eine Fahne, die er den Feinden abgenommen, tapfer verteidigt hatte. Als er als Sieger aus diesem Kampfe hervorging, bediente er sich dieser Fahne, um seinen verwundeten Arm damit zu verbinden, und zum Andenken an dieses Ereigniß hat die Dienerschaft die erwähnte Livrée bis auf den heutigen Tag getragen. —

Pau ist bekanntlich der Geburtsort Bernadottes, des gegenwärtigen Königs von Schweden. Dieser hat den Entschluß gefaßt, das Haus zu kaufen, in dem er geboren wurde, und dasselbe der Stadt Pau zu schenken, unter der Bedingung, daß sie es unterhalte und nur ehemalige, nicht wohlhabende Militairs darin wohnen lasse. Es steht der Ausführung des Planes nur ein Umstand entgegen; der Besitzer des alten und verfallenen Hauses, der von diesem Vorhaben gehört hat, verlangt eine unverhältnißmäßige Summe dafür, nämlich 80,000 Franks. —

Zu den lasterhaften Gewohnheiten, sagt ein neuerer Reisender, denen die Birmanen besonders ergeben sind, gehört das Opiumrauchen und das Spiel, dem sie zum Verderben ihres Körpers und Vermögens und trotz der strengen Strafen huldigen, die darauf gesetzt sind. Meist finden sich die beiden Laster in einer und derselben Person vereinigt, denn der Spieler flüchtet sich zu dem Opium, um seine Verluste zu vergessen, und erlangt durch den Genuß einen erkünstelten Muth, der ihm die Täuschung ver-

gessen läßt. Den Opiumraucher von Profession findet man in jedem Theile des Landes; er bleibt nie lange an einem Orte, sondern wandert von Stadt zu Stadt, bald unverheirathet, bald verheirathet, als Gatte vieler Weiber und Vater einer Menge von Kindern; heute sieht man ihn in einem seidnen Gewande mit 30 Streifen; in jedem Ohre trägt er ein Goldknöpfchen von einem Zoll im Durchmesser und an den Fingern ein Paar Rubingeringe. Diese sind vielleicht der Raub von einer reichen Wittwe, die er zu einer kurzen Heirath verlockte. Nach einem Monate findet man ihn vielleicht in einem entfernten Theile des Landes bei einer Gesellschaft Musiker; die Ringe sind von seinen Fingern verschwunden und in den Ohren trägt er Holzstäbchen; aber die Geläufigkeit seiner Zunge und die Anmuth, mit welcher er auf der Harfe spielt, haben bereits die Aufmerksamkeit eines jungen Mädchens erregt, deren Ringe und Armbänder bald in seinen Besitz übergehen werden. Tausende von Personen, die sonst sehr achtbar sind, widmen sich dem Opiumgenusse im Stillen ihrer Häuser ebenfalls. Arak lähmt die Körperkräfte und betäubt den Verstand; das Opium aber, das zwar den Körper schwächt, hat keinen sichtbaren Einfluß auf den Geist; man wählt deshalb Opium als Mittel zur Aufregung, weil es sich nicht verräth. Ein Birmane, dem man einmal Vorwürfe machte wegen seines übermäßigen Opiumgenusses, verteidigte sich durch die Antwort: „ich kann arbeiten mit diesen Händen, wie einer und vermag die Gedanken meines Geistes auf die gewöhnliche Weise auszusprechen; aber durch den Genuß des Opiums werden andere Kräfte und andere Gedanken angeregt, die weder von dem Körper noch von dem Geiste abhängen und keinen Einfluß auf den einen oder den andern haben.“ Obgleich das Opium ein verbotener Artikel ist, findet es seinen Eingang doch überall im Königreiche, wie alle Lüste Europas, die von den Großen und Vornehmen des Reiches mit Begierde gekauft und genossen werden, die keinen Arak über ihre Lippen bringen. —

Die Schmuggler strengen ihren Kopf immer mehr an, um neue Mittel zu ersinnen, wie sie die Zollabgaben umgehen können. Seit einiger Zeit ließ man in der Schweiz bei günstigem Winde fortwährend Luftballons steigen, in denen man, wie man durch einen Zufall später erfuhr, verbotene Waaren nach Frankreich hinüberbrachte. —

Das Dampfschiff „Präsident“, das bekanntlich seit Anfang April aus New-York vergebens in England erwartet wird, hat auch einen Sohn des Herzogs von Richmond am Bord. Die Herzogin, die Mutter des jungen Mannes, ist, wie englische Journale erzählen, jetzt in Folge ihrer Angst um den Sohn wahnsinnig geworden; sie steht Tag und Nacht harrend an dem Fenster ihres Palastes. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 26.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern und



1841.

Stahlstichen, die Moden u. als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Reubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

**Motto:** Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Frau von La Guette.

(Beschluß.)

Nach Ablauf der Woche reiste Jacqueline im Wagen nach Bordeaux ab. Der Herr von Saint-Olive brachte sie ohne Unfall bis nach Angoulême. Dann gelangte man in eine von dem Bürgerkriege verwüstete Gegend und man wußte nicht mehr, in welche Hände man fallen konnte. Endlich erreichte man La Tour-blanche, das sich noch für den Sieger hielt. Während Jacqueline an dem Ausfallthore wartete, wurde der Herr von Saint-Olive von einem Mann zu dem Gouverneur der Citadelle gebracht. Dieser Officier kannte den Herrn von La Guette, holte persönlich die muthige Frau desselben in seine Wohnung ab und erzählte ihr, daß der Herr von La Guette mit dem Regimente Marsins etwa eine Tagereise weit entfernt siehe.

Der Gouverneur, La Roche-Bernay, versprach, die Frau von La Guette selbst zu ihrem Gatten zu bringen; Jacqueline dankte deshalb dem Herrn von Saint-Olive und ersuchte ihn, nach Angoulême zurückzukehren, was er auch that, da er seinen Auftrag für ausgeführt hielt. Der Krieg der Fronde war nicht sehr mörderisch. Es wurde mehr geplündert und scharmüßelt, als eigentliche Schlachten vorkamen. Die Liebe ging dabei ihren gewöhnlichen Weg; viele Damen folgten den beiden Armeen und die der Provinz stellten sich, als wären sie leidenschaftlich für die Politik eingenommen, um auch

an den Vergnügungen Theil nehmen zu können. Der Herr von La Roche-Bernay beschäftigte sich noch mehr mit der Galanterie als mit dem Kriege, trug aber einen schönen Schnurrbart und hatte ein interessantes militairisches Aussehen. Da er seiner Seite das militairische Wesen unserer Heldin bewunderte, so wurden sie bald genauer mit einander bekannt. Statt sogleich wieder aufzubrechen, willigte Jacqueline ein, die Damen der Stadt zu besuchen. Es wurde eine Lustpartie unternommen und die Nacht kam heran, ohne daß man es merkte. Jacqueline erzählte ihr Abenteuer mit dem Herrn von Avaugour, worauf der Gouverneur entgegnete:

„Ihr scheint mit Euer Duellen noch nicht zu Ende zu sein, denn Euer Gemahl liebt das schöne Geschlecht sehr.“

Diese Bemerkung reichte hin, die Frau von La Guette unruhig zu machen, die diesen Abend nicht wieder lachte. Nach der Rückkehr in die Citadelle drang sie in den Gouverneur, sich näher auszusprechen, und er entgegnete:

„Recht gern. Euer Gemahl läßt sich von einem Mädchen begleiten, das ihm überall hin folgt, und Euer Ankunft wird ihn in seinen Vergnügungen sehr stören.“

Jacqueline erröthete vor Zorn und sie war nie schöner als in solchen leidenschaftlichen Scenen. Dem Gouverneur entging dies nicht und er fuhr fort, die Dame mehr und mehr zur Rache anzureizen. Er ließ



sich endlich auf ein Knie vor ihr nieder und gestand ihr, daß er sie liebe. Da argwöhnte Jacqueline, daß er absichtlich ihren Gatten verläumdet habe. Sie nahm deshalb sofort ein Pistol, setzte es dem galanten Gouverneur auf die Brust und sagte entschlossen zu ihm:

„Ihr hintergeht mich, Herr, und Ihr werdet es sogleich eingestehen, oder, wahrhaftig, ich erschiese Euch auf der Stelle.“

Der Herr von La Roche-Bernay kam durch diese unerwartete Drohung in einige Verlegenheit; er besaß aber Muth und war seiner Sache gewiß. Er faßte sich deshalb sogleich, entblößte seine Brust und sagte:

„Tödtet mich, weil ich zu großen Antheil an Eurem Unglücke genommen habe. Weil mein Herz besorgt ist, so öffnete das Mitleid der Liebe den Weg und da Ihr mich für einen Verläumder haltet, so ist das Mißfallen, das ich mir zugezogen habe, in meinem Auge schlimmer als der Tod. Ich sterbe indes zufrieden, da ich überzeugt bin, Ihr werdet morgen meinen Tod be-reuen.“

Die Frau von La Guette ließ die Waffe sinken und die Reihe kam an sie verlegen zu sein. Sie hatte den Gouverneur durch ihren Verdacht beleidiget. Der galante La Roche-Bernay führte indes eine vollständige Ausöhnung herbei.

## 6.

Am andern Morgen begleitete er die Dame nach Bourbeille, wo, wie er glaubte, der Herr von La Guette mit dem Regimente Marsins stand. Er war aber, als Jacqueline ankam, seit zwei Stunden ausgerückt und sie setzte ihre Reise allein nach Serlac fort. Auch da fand sie Niemanden. Die Stadt war in der Nacht überfallen und geplündert worden. Jacqueline kam eben an als der Tumult sich wieder legte. Sie wurde verhaftet, weil man sie für den Grafen von Marsin selbst hielt, und erst als der Irrthum sich aufgeklärt hatte, ließ man sie frei und gab ihr einen Führer nach Bordeaux mit.

Jacqueline war nur noch eine Stunde von dieser Stadt, als sie an der Ecke eines Waldes acht Reiter traf, die abgestiegen waren und ihr die Gewehre vorhielten. Der Führer und die Diener entflohen und die Frau von La Guette mußte sich ergeben, um einem sichern Tode zu entgehen. Man nahm ihr das Pferd, das Gepäck und das Geld ab und ließ ihr nur die Waffen. Eine andere Frau würde unter so vielen Hindernissen den Muth verloren haben; die Frau von La

Guette zeigte die ganze Energie ihres Charakters darin, daß sie den Schlägen des Schicksals widerstand. Nichts konnte sie wankend machen. Sie setzte ihren Weg zu Fuße fort und dachte dabei über die Rede nach, durch welche sie den Prinzen zu befehren gedachte. Bauern gaben ihr für die Nacht ein Obdach. Man ließ sie bald auf einem Esel reiten, bald gab man ihr einen Wagen. Ueberall fand sie eine freundliche Aufnahme und Dienst-bereitwilligkeit, weil sie durch ihr entschlossenes und freimüthiges Wesen alle Herzen gewann. Sie aß mit der größten Heiterkeit Schwarzbrot und schlief auf Heu, wenn sie kein Bett fand.

Eines Morgens nach großer Anstrengung erreichte sie endlich die Dordogne und wollte eben in einem Boote über diesen Fluß setzen, als sie Trommeln wirbeln und Trompeten schmettern hörte. Sie sah in geringer Entfernung eine Schaar Reiter in Galopp ankommen. In dem Ersten erkannte sie den Prinzen selbst.

„Sehe ich nicht die Frau von La Guette vor mir?“ rief er. „Eilt Ihr Eurem Gemahle nach, oder wollt Ihr Euren Schwur erfüllen, mir als Adjutant zu dienen?“

— „Beides, gnädiger Herr,“ antwortete Jacqueline. „Laßt mir ein Pferd geben und wenn ich an Eurer Seite kämpfen kann, werde ich diesen Tag für den schönsten meines Lebens halten.“

„Einem so schönen Freiwilligen kann ich nichts abschlagen. Da Euch der Himmel einmal daher geführt hat, so sollt Ihr auch den Feind in der Nähe sehen.“

Ein Reitknecht brachte ein Pferd und die ganze Schaar jagte weiter. In der Entfernung von etwa einer Viertelstunde lagen zwei Regimenter im Hinterhalte, die auf ein Detaschement königl. Truppen lauerten. Der Feind erschien fast gleich darauf in einem Hohlwege. Man rückte ihm unerwartet entgegen. Das Feuer wurde auf beiden Seiten lebhaft unterhalten; der Kriegslärm brach auf einmal los und er erweckte in dem Herzen unserer Heldin eine wahnsinniggleiche Freude, an welcher man den wahren Muth erkennt. In dem Augenblicke, als die Kugeln in der Luft umherpiffen, sah der Prinz seine Nachbarin an, deren Pferd sich bäumte.

„Nun, schöne Reiterin,“ sagte er, „fürchtet Ihr Euch nicht? Wenn Ihr genug von der Schlacht habt, könnt Ihr Euch zurückziehen; man wird es Euch nicht übel nehmen.“

— „Ich bedaure vielmehr,“ entgegnete die Dame



„so nahe bei Euch zu sein, denn ich sehe wohl, daß die Andern die Hauptarbeit zu thun haben. Ihr habt nicht nöthig, Euch auszuzeichnen, Ihr habt Euer Prüfung bereits bestanden; ich aber muß mir meine Sporen erst verdienen.“

„So kommt,“ fiel Se. Hoheit ein; „ich will mir das Vergnügen machen, Euch an eine gute Stelle zu führen. Hängt den Zügel an den Sattelknopf, nehmt das Pistol in die linke, den Säbel in die rechte Hand und haltet die Bügel fest! Da widersteht uns noch ein Compagnie leichter Reiter; die müssen wir selbst werfen. Vorwärts und Platz da für die Frau von La Guette! Wir gehören in die erste Reihe.“

Der Prinz und Jacqueline ritten voran, der ganze Stab folgte. Die erste Linie des Feindes hatte eben Feuer gegeben; man durchbrach sie ohne Mühe; aber die zweite hatte noch geladen und der Prinz, der sah, daß man anlegte, rief:

„Bückt Euch, Nachbarin.“

Der Frau von La Guette wurden die Federn durch die Kugeln weggerissen, alsbald aber stürzte sie sich gegen den Hauptmann der Compagnie und tödtete ihm das Pferd mit einem Pistolenschusse. Ehe er sich aus den Steigbügeln frei machen konnte, setzte sie ihm den Degen auf die Brust und forderte ihn auf, sich zu ergeben.

„Ergibt Euch,“ rief der Prinz, „und Euer Herz zugleich mit Euerem Degen, denn Ihr seid von einer Dame besiegt.“

Der Capitain, der sah, daß seine Compagnie floh und jeder Widerstand vergebens war, ergab sich. Der Prinz war hoch erfreut. Er wollte seinen Adjutanten belohnen, schnallte selbst seine Sporen ab und der Heldin an, dann befahl er ihr, nieder zu knien, schlug sie mit der flachen Degenklinge auf die Achsel und sagte zu ihr:

„Ich ernenne Euch zur Ritterin. Setzt gebt mir den gebührenden Kuß.“ Jacqueline fiel dem Prinzen freudetrunken um den Hals und er küßte sie auf beide Wangen.

— „Genirt Euch nicht,“ rief eine Stimme, die unsere Amazone erkannte. Es war der Herr von La Guette, der mit dem Regimente Marsin ankam. Er küßte und umarmte die schöne Kriegerin seiner Seite und setzte dann seinen Marsch nach Bordeaux fort. Von da kam ihnen der Fürst von Conti mit der Frau von Longueville entgegen, so daß der Einzug einem Triumphe glich. Die beiden Gatten hatten ei-

nen kleinen ehelichen Zwist mit einander. Jacqueline verzieh übrigens ihrem Manne und das gute Vernehmen wurde nicht gestört. Die Frau von La Guette empfing alle Arten von Ehrenerweisungen und Complimenten, verlor aber ihr Ziel nicht aus dem Auge. Wenn die Liebe zum Kriege sie weit geführt hatte, so mußte auch ihr Ansehen steigen, meinte sie, und eine Gelegenheit sich finden, den großen Streich zu führen, der Frankreich retten sollte.

Unterdessen nahm die Ausreißerei unter den Rebellen sehr überhand. Der Prinz hatte eben Nachricht davon erhalten, als die Frau von La Guette um eine Audienz bei ihm nachsuchte. Sie schilderte ihm die Greuel des Bürgerkrieges, erwähnte den falschen Ruhm, den er giebt, und hob den unvergleichlich sicherern Werth jenes hervor, der durch die Bekämpfung der Feinde des Königs gewonnen werde. Endlich ließ sie sich auf ein Knie nieder und beschwor so den Prinzen, seine Pläne gegen den Hof aufzugeben und den Frieden und das Glück in das Land wieder zurückzuführen. Wir wissen nicht, was geschehen sein würde, wenn der Krieg nicht an sich schon zu Ende gewesen wäre, denn die Beredsamkeit der Frau von La Guette hatte Eindruck auf das edele Herz des Prinzen gemacht. Er wollte unserer Heldin wenigstens das Vergnügen machen, sie glauben zu lassen, daß sie ihre Absicht erreicht habe. Er ergriff ihre Hände, hob sie auf und versicherte, daß sein Haß gewichen sei. Dann öffnete er die Thür und sagte vor allen seinen Leuten unbefangen, er werde nach Paris gehen, um sich der Königin zu unterwerfen und seine Freunde der königl. Gnade zu empfehlen. Den Tag über, während Jeder an seine eigene Sicherheit dachte, hörte Jacqueline von dem Abfall der Truppen; der Prinz versicherte aber, dieser habe keineswegs seine Entschlüsse wankend gemacht. Die Frau von La Guette blieb also überzeugt, daß sie den Prinzen durch ihre Beredsamkeit auf andere Ansichten gebracht habe.

Die Rückreise geschah ohne weitere Gefahren, wenn auch nicht ohne kleine Unfälle und Unannehmlichkeiten. Im Louvre erwartete Jacqueline wie ein rettender Engel empfangen zu werden, sie wurde aber von der Königin und dem Cardinal ziemlich kalt aufgenommen. Ihr Mann mußte noch mehr leiden und aus Verdruss entfernten sich beide. Die Frau von La Guette war damals vierzig Jahre alt. Der Aufenthalt in ihrem stillen Hause wurde ihr bald unerträglich; nichts konnte ihren Ehrgeiz daselbst niederhalten und sie würde die Auszeichnung bekommen haben, hätte die Ruhe noch län-



ger gedauert. Eines Tages brachte sie ihre Töchter in ein Kloster, nahm ihre Söhne mit sich und zog ihrem Gemahle nach, der in dem Heere des Prinzen von Dranien Dienste genommen hatte. Holland war damals ein unruhiges Land und keins konnte sich besser als Aufenthalt für eine Amazone eignen.

Die Frau von La Guette folgte den Truppen und flocht mehrere neue Zweige in ihren Vorbeerkranz. Verschweigen dürfen wir aber den Vorfall nicht, der ihr die Lust am Kriege benahm.

Ihr ältester Sohn verdiente sich damals die Sporen und es gewährte der Mutter großes Vergnügen, ihn zum Regimente zu begleiten. Eines Tages, bei einem Scharmügel mit einer Compagnie Schweizer, wurde der junge La Guette mit einem Gegner handgemein, der weit stärker war als er und ihn hart bedrängte. Jacqueline erkannte die Gefahr ihres Sohnes und da sie sehr gut schoß, so nahm sie einem Soldaten das Gewehr und streckte den Gegner durch einen glücklichen Schuß nieder. Dann eilte sie hinzu, weil sie fürchtete, der Verwundete könne noch länger widerstehen; der Unglückliche lag aber bereits im Sterben. Sie fand in ihm einen schönen jungen Mann, der die Augen, welche der Tod bereits umschleiert hatte, nach ihr erhob. Der Blick des Jünglings war voll Schmerz und Verzweiflung; er drang tief in Jacquelinens Herz, zumal der Sterbende glaubte, die Dame wolle ihm zu Hilfe kommen.

„Versucht nicht, mir zu helfen,“ sagte er zu ihr; „ich bin verloren. Aber nehmt aus meinem Gürtel den Beutel und das Papier, das Euch die Wohnung meiner Mutter in Genf anzeigen wird. Schickt ihr das wenige Geld; es ist mein Sold von einem Monate. Ich diente, um meine Familie zu ernähren. Der Himmel begünstigte mich aber nicht.“

Dann drückte er dankbar Jacquelinens Hand und setzte hinzu: „Ihr seid so gut; Gott wird Euch vergelten.“ Das Blut ersticke ihn. Jacqueline war tief ergriffen. Dieser traurige Vorfall zerstörte ganz ihre Vorliebe für das Lagerleben. Sie träumte oft, der junge Mann trete vor sie mit seinem sterbenden Blicke: „Ihr habt meine arme Mutter unglücklich gemacht. Die Frauen dürfen nicht tödten. Gebt Euer rauhes Kriegsleben auf oder Ihr werdet Euer Söhne auf gleiche Weise verlieren.“ Anfangs wollte sie auf diese Stimme des Gewissens nicht hören, aber dieselbe siegte endlich doch über ihre Kriegslust.

7.

Einige Zeit darauf hatte die Frau von La Guette die Freude, ihren ältesten Sohn mit der Tochter einer angesehenen Familie zu verheirathen. Auch die älteste Tochter fand bald einen Bewerber. Die zweite nahm freiwillig den Schleier. Alles verhieß der Mutter eine glückliche Zukunft.

Indes es sollte anders werden; der Edelmann, der sich um die älteste Tochter bewarb, besaß kein Vermögen und so konnte die Heirath nicht statt finden; das Mädchen aber wurde melancholisch darüber. Eine dritte Tochter starb und der Herr von La Guette selbst gab nach viermonatlichen Leiden seinen Geist auf. Der letzte und schmerzlichste Schlag endlich war die Nachricht, daß ihrem ältesten Sohne eine Kanonenkugel bei der Belagerung von Mastricht beide Beine weggerissen habe. So viele Erschütterungen brachen die Festigkeit Jacquelinens. Ihr Character erweichte sich endlich nach vielem Weinen. Sie verlor ihre Lebhaftigkeit und ihre heitere Laune und wunderte sich über diese gewaltige Veränderung in ihrem Geiste und Körper selbst so sehr, daß sie oft sagte, ihr letztes Stündchen sei nahe. Trotz diesen Ahnungen aber hätte sie noch lange leben können, denn sie besaß eine eisenschte Gesundheit; ein Abenteuer, in das sie sich unbedacht stürzte, machte diesem romantischen Lebenslaufe ein Ende.

Ihre ganze Liebe wendete sie ihrem zweiten Sohne zu, der ein eben so schöner muthiger junger Mann war als der erste. So sehr sie aber auch um sein Leben besorgt war, so hätte sie ihn doch um keinen Preis von dem Kriege und den Pflichten eines rechten Edelmannes abbringen mögen. Sie brachte ihn deshalb zu der Armee und begnügte sich mit Thränen, als er zu Felde zog, sagte aber, während sie ihn umarmte: „Schlage Dich tapfer, mein Sohn, damit man gut von Dir spreche, und möge Gott Dich vor jedem Unfalle bewahren!“

Man weiß nie, was man wünschen soll, so sehr versteht das Unglück uns nur von der Seite zu treffen, wo wir es am wenigsten erwarten. In Friedenszeit und mitten in der Ruhe traf der Tod dieses unglückliche Haus. Der junge La Guette war wie sein Vater verliebter Natur; er besaß die Leidenschaften und das Feuer, das man bei jungen Leuten entschuldigt. Auch gewann er das Herz einer recht hübschen Dame in Gent, die kokett und galant war. Unser junger Held hatte mehrere Nebenbuhler, die so hitzig wie er, wenn auch minder muthig waren. Sie warfen ihren



Daß auf ihn, weil er begünstigt war, und beredeten sich endlich, ihn auf italienische Weise bei Seite zu schaffen, ihn zu ermorden. Der junge Mann liebte die Jagd und ritt oft allein im Freien umher. Man erkaufte also Strauchdiebe, die ihm an der Ecke eines Waldes auslauern und ihn ermorden sollten.

Eines Morgens, als ihr Sohn das Haus verlassen hatte, wurde die Frau von La Guette durch einen Bauer geweckt, der athemlos gelaufen kam, um mit ihr zu sprechen.

„Madame,“ sagte er, „ich bin der Besitzer eines Wirthshauses im Dorfe. Es kamen gestern drei Taugenichtse an, die in meinem Hause schliefen; ich hörte, wie sie von Jemandem sprachen, den sie diesen Morgen ermorden sollten. Sie nannten den Namen Eureres Sohnes und ihm scheinen sie also aufzulauern. Schickt Leute aus, ich werde sie führen; verliert aber keinen Augenblick.“

Die Frau von La Guette wollte selbst ihrem Sohne entgegenreisen. Sie legte schnell ihren Reitanzug an, nahm ihre Waffen und rief ihre Diener. Die Klugheit gebot zwar mehr Leute mitzunehmen, als zur Abwehr des Meuchelmordes nöthig sein konnten, aber sie nahm nur zwei muthige, tapfere Diener mit sich. Sie stiegen sogleich zu Pferde und man ritt querfeldein, um schneller an die bezeichnete Stelle zu gelangen, wo die Mörder im Hinterhalte lagen.

Als man da ankam, sah man Niemanden; auch schien nach dem Aussehen des Grafes und der Gebüsch keine Gewaltthat statt gefunden zu haben. Der Bauer wußte weiter nicht, was er sagen sollte, meinte aber, man müsse bleiben, weil die Meuchelmörder gewiß bald kommen würden. Die Frau von La Guette wußte nicht, was sie thun sollte. Ihr Sohn wurde vielleicht an einer andern Stelle erwartet und er konnte dort sterben, ohne Hilfe zu erhalten. Sie entschloß sich endlich einen Mann an Ort und Stelle zu lassen; der zweite stieg auf einen Hügel, von dem aus man weit sehen konnte. Sie empfahl ihnen laut zu rufen, sobald sie Jemanden erblickten, und ritt dann selbst in den Wald tiefer hinein. Da sie Fußstapfen sah, so meinte sie, dieselben könnten wohl von den Mördern herrühren; sie folgte ihnen, aber bald gelangte sie an eine große Haide, wo sie verschwanden. Jacqueline suchte an dem Waldrande, während der Bauer über die Haide ging. Endlich sah sie Pferde, die an einen Baum angebunden waren; sie jagte dahin; die drei Strauchdiebe saßen wirklich da.

„Was thut Ihr hier?“ fragte sie; „Ihr seid Räuber. Steigt sogleich auf und kehrt in die Stadt zurück.“

— „Reitet Eures Weges,“ antwortete der eine, der der Anführer zu sein schien, „wir haben hier Geschäfte.“

„Ich kenne Euere Geschäfte wohl,“ entgegnete Jacqueline; „Ihr wollt den Herrn von La Guette umbringen; aber noch habt Ihr ihn nicht; ich bin seine Mutter.“

— „Wir kennen Euch wohl, und Ihr wißt also auch, daß wir Geld erhalten haben. Wir müßten es zurückgeben, wenn wir unser Versprechen nicht erfüllen, und das geht nicht. Gebt uns Euer Ehrenwort, uns morgen früh hundert Pistolen auszuzahlen, und wir reiten augenblicklich fort. Was meint Ihr?“

Die Besorgniß und die mütterliche Liebe vermochten die Kampfeslust nicht zu unterdrücken.

„Mit Schurken Eurer Art schließe ich keinen Handel,“ sprach sie.

— „Bedenkt, daß wir unserer drei sind.“

„Ihr wollt mich erschrecken? Dort halten meine Leute und ich brauche nur dieses Pistol abzuschießen, um sie herbei zu rufen.“

— „Wie viele Bediente habt Ihr?“

„Nur zwei, aber sie sind so gut wie sechs Eurer Art.“

— „Ihr irrt Euch. Wir sind keine von der Art, welche den Leuten das Geld abnehmen und dann nichts thun; wir halten was wir versprechen und um dies zu beweisen, werden wir heute doppelte Arbeit thun, erst Euch, dann Euren Sohn ermorden. Die Bedienten sind feige Memmen.“

Der Bandit setzte noch einige Worte in einer Sprache hinzu, welche die Frau von La Guette nicht verstand; doch sah sie, daß die Männer sich anschickten, sie anzugreifen. Eine andere würde sofort die Flucht ergriffen haben; Jacqueline aber schoß unter die Räuber und verwundete einen an der linken Hand. Da fielen alle drei gleichzeitig über sie her. Die Heldin tummelte ihr Pferd so gut, als sie den Degen zu führen verstand; den einen Räuber ritt sie nieder; die beiden andern wagten nicht sie anzugreifen. Endlich holte einer ein Gewehr vom Baume, wo ihre Pferde standen, schoß und Jacqueline stürzte tödtlich verwundet nieder. Der Anführer erzählte später, sie habe ihn, ehe sie gestorben, noch mit einem so schrecklichen Blicke



angesehen, daß er in drei Wochen nicht zu schlafen vermochte.

So starb die Frau von La Guette und ihr Tod nützte wenigstens ihrem Sohne, denn die Mörder ergriffen die Flucht und eilten in den Wald hinein, weil sie fürchteten, von den Leuten der Ermordeten verfolgt zu werden. Der Leichnam der Heldin wurde nach Gent gebracht und mit großen Pomp bestattet. Man errichtete ihr ein Grabmal von Marmor auf Kosten der Bürger der Stadt, auf dem eine kurze Geschichte ihres merkwürdigen Lebens zu lesen ist.

### Miscellen.

(Die neueste Mode in Paris.) In Paris ist bekanntlich Alles der Mode unterworfen, nicht bloß die Anzüge, auch die Geschmacksrichtung, Grundsätze, Gefühle. So will man denn auch behaupten, daß gegenwärtig dort — die Liebe, die ächte Liebe von ehemals wieder in die Mode komme, die ausschließliche, beschauliche, bisweilen sehr thörichte, aber großartige Liebe. Mit einem Worte, man giebt dieses Jahr in der Liebe dem Troubadour-Genre den Vorzug. Das verschmähte Genre der Byron'schen Schule hat sich überlebt. Es war sehr bequem, Enttäuschung zu heucheln, sich für einen Mann auszugeben, der keine Illusionen mehr kennt, der nicht mehr lieben will, keiner schwärmerischen Hingebung mehr fähig ist; man legte sich bequem auf das Sopha und nahm eine langweilige, blasirte Miene an. Diese tragen Don Juans, diese sentimentalen Lazzaroni's haben aber endlich doch die unangenehme Seite ihrer Lage entdeckt und gefunden, daß die jungen Mädchen um ihre Liebe gebeten sein wollen und die blasirt sich stellenden Herren keineswegs bitten, sie möchten sie doch um Gottes Willen lieben. Sobald sie diese Entdeckung gemacht, haben sie sich dem Troubadour-Genre wieder zugewendet, bei dem sich ihre Väter so wohl befanden. Die schöne Zeit der langen sentimentalen Liebesbriefe und Sträußchen ist zurückgekehrt; man bringt Ständchen, man macht einen weiten Gang, um die Dame seines Herzens nur zu sehen, und kehrt dann nach Hause zurück, um an sie zu denken.

(Die Schauspieler am Hofe.) Es ist schwer, passende Stücke zu besonderen Vorfstellungen zu wählen, denn es giebt Dinge und Worte, die unter den gerade vorliegenden Umständen eine eigenthümliche Anspielung erhalten. So spielte man eines Abends, als Napoleon bereits im Stillen an seiner Scheidung von Josephinen arbeitete, vor dem Hofe von Fontainebleau ein Stück unter dem Titel: „Joerisse, der seine Frau los werden möchte.“ Man denke sich die Bestürzung der Eingeweihten! Talleyrand sogar wurde es schwer, ernsthaft zu bleiben. — Unter der Restauration

wurde in dem Schlosse zu St. Cloud „Der Bürgermeister von Saardam“ aufgeführt. In dem Stücke kommt bekanntlich eine Scene vor, in welcher der Bürgermeister, um einige Uebelthäter zu verhaften, in dem Wirthshause erscheint, in welchem sich der Gzar Peter als Zimmermann nebst mehreren vornehmen Herren in Verkleidung befindet. Alle diese Leute kommen dem Bürgermeister verdächtig vor, der von einem zum andern geht, um sie verhaften zu lassen, während jeder ihm dabei seinen Rang nennt und sein Incognito ablegt. Endlich ruft der Bürgermeister, der glaubt, man habe ihn zum Besten, in aller Wuth aus: „Fort mit diesem ganzen Lumpenpack von Prinzen, Admirälen, Gesandten und Souverainen!“ Der Komiker Potier hatte an diese etwas starke Redensart nicht gedacht; erst als er sie aussprechen sollte, fiel sein Blick auf die mit Fürsten, Gesandten u. gefüllten Logen, und es überlief ihn ein Schauer; da aber die Schauspieler strengen Befehl haben, durchaus keine Veränderung vorzunehmen, als die, welche der erste Kammerherr angegeben, der diese Stelle ebenfalls übersehen hatte, so sprach er die Worte mit seiner ganzen Energie. Die sämmtlichen Anwesenden blickten bestürzt nach der königl. Loge, wo man aber zuerst das Signal zum Lachen und Klatschen gab.

(Die ehemalige Tänzerin.) Eine bescheidene Figurantin von einem der Pariser Theater wurde vor einigen Jahren durch die Ehe zur hübschen und reichen Baronin. Vor einigen Tagen trat diese Frau von G. mit Thränen in den Augen und mit verkörnten Zügen in das Zimmer ihres Gatten und kündigte ihm eine Enthüllung an, die ihm zu machen, ihr die Pflicht gebiete. Der Mann erbleichte, da er in den Händen der Baronin einige kleine Papiere zu erblickten glaubte, die nur ein Störer des ehelichen Friedens seiner Meinung nach ihr in die Hände gespielt haben konnte. „Dies,“ sagte sie, „und wenn Du gelesen hast, wirst Du einsehen, daß es meine Pflicht ist, das Haus zu verlassen.“ Der Baron wich einige Schritte zurück. Es stimmte ihm vor den Augen. Endlich wagte er, eines der verrätherischen Papiere anzusehen und er las: Rechnung für Frau von G. von M., Modehändlerin, 1600 Fres. u. s. w. Die Summe belief sich im Ganzen auf 13,750 Fres. Da machte der Baron ein strenges Gesicht. „Das ist sehr schlimm,“ sagte er barsch. — „Ich weiß es,“ entgegnete die Baronin, „aber ich werde meine Schuld durch eigene Mittel tilgen.“ Und sie reichte dem Gatten noch ein Papier. „Was ist das?“ fragte der Baron mit neuem Schreck. — „Ein Engagement am Theater zu Toulouse.“ — „Du Schauspielerin! Die Baronin von G. auf den Bretern! Mein Name auf einem Theaterzettel!“ — „Ich werde anonym bleiben, oder mich Cäcilie, Anna oder dergl. nennen lassen.“ — „Dazu hast Du kein Recht. Du siehst unter der Gewalt des Mannes, Dein Engagement ist ungiltig; morgen werde ich Deine Schulden bezahlen.“ Die Baronin ergab sich, und der Baron schätzte sich glücklich, daß der, welcher den natürlich falschen Contract gemacht hatte, nicht auch noch Schadenersatz verlangte.



(Eine Rache.) Die Stadt Colmar ist kürzlich der Schauplatz einer bis zum Wahnsinn getriebenen Rache gewesen. Mad. H., deren Mann einer achtbaren Familie dieser Stadt angehörte, hatte auf Scheidung angetragen, dieselbe erlangt, sowie auch durchgesetzt, daß ihr statt ihres Eingebachten das Haus zugesprochen wurde, welches das Ehepaar bewohnte. H., im höchsten Grade über den Verlust seines Hauses aufgebracht, entwarf sogleich einen entsetzlichen Plan. Das Haus war versichert, der Versicherungsschein aber bald verfallen. Nachdem der Verfallstag vorüber war und H. sich wohl gehütet hatte, die Versicherung erneuern zu lassen, weckte in der Nacht vom 13. zum 14. Mai die Bewohner von Colmar die Sturmglocke. Das Haus des Herrn H. stand in Flammen. Dieser hatte in seinem Zimmer eine große Menge Brennmaterialien aufgehäuft, dieselben angezündet und als die Flamme das Haus ergriffen, als er seinen Racheplan für vollständig gelungen gehalten, sich selbst mit einem Dolche erstochen. Das Haus war fast ganz niedergebrannt und die anstößenden hatten bereits ansehnlich gelitten, als es gelang, der lammne Herr zu werden. Die grausame Rache verfehlte jedoch zum größten Theil den Zweck, denn der Sachwalter der Mad. H. hatte, als er bemerkte, daß die Versicherung des Hauses ablaufe, das Haus im Namen seiner Clientin von neuem versichern lassen.

(Die theuern Küsse.) Vor dem Friedensrichter des 5. Bezirks in Paris kam kürzlich folgende Scene vor.

Narcisse: Mein Herr Friedensrichter, ich bin dramatischer Künstler und erster Liebhaber bei einem Theater auf dem Boulevard. Ich muß in meinen Rollen sehr leidenschaftlich sein; aber man will mein Feuer, meine Gluth, meinen Eifer zu meinem Schaden benutzen. — „Wie so?“ fragte der Richter. — „Sehen Sie, ich verdiene monatlich hundert Francs durch mein Spiel und nun soll ich hundert und funfzig Francs Strafe bezahlen.“ — „Warum?“ — „Wegen Küssen.“ (Die Anwesenden lachten). Hundert und funfzig Francs für Küsse von einem einzigen Menschen, das ist übertrieben. (Neues Lachen.) Und doch hat mein gegenwärtiger Colleague, Herr Bolsin, die Kühnheit, die Bezahlung von mir zu verlangen.“ — „Das ist ganz einfach,“ fiel dieser ein. „Bei allen Bühnen giebt es Gesetze, in denen es heißt: „Wenn ein Künstler in einer Rolle eine Dame küssen soll, so darf er nur so thun, als küsse er sie. Wer einer Künstlerin einen wirklichen Kuß giebt ohne ihre förmliche Einwilligung, hat fünf Francs. Strafe für jeden Kuß zu bezahlen. Für jedes einmalige Andascherzdrücken werden 2½ Francs. Strafe bezahlt.“ Herr Narcisse hat meine Frau zehnmal förmlich an das Herz gedrückt, statt es nur zum Schein zu thun; das macht 25 Francs. Er hat sie dann fünf und zwanzig Mal geküßt, macht 150 Francs.“ — „Ich habe es nicht ohne die Einwilligung ihrer Frau gethan, bin also nicht schuldig.“ — „Meine Frau behauptet das Gegentheil.“ — „Sie glauben doch wohl nicht gar, daß sie Ihnen darüber die Wahrheit sagen werde? (Allgemeine Heiterkeit.) Ihr Zeugniß verwerfe ich. — Ich verlange die Bezahlung,“ wiederholte der beleidigte Gatte; „es ist Bühnensitte.“ — „Wenn es so ist,“ fiel Nar-

cisse ein, „so wollen wir uns freundschaftlich vergleichen. Ich will Ihnen einen annehmbaren Antrag machen.“ — „Nun?“ — „Ich habe Ihrer Frau fünf und zwanzig Küsse genommen?“ — „Ja.“ — „Nun ich erbiere mich — sie ihr wiederzugeben.“ (Lautes Gelächter.) Als es dem Richter wieder gelungen war, Ruhe zu schaffen, endigte er die Verhandlung damit, daß er die Streitenden an ihren Director verwies.

(Ein fecker Gaunerstreich.) Der Staatscasse in Paris wurden vor einiger Zeit Anweisungen auf bedeutende Summen präsentiert, die man für falsch erklärte und deshalb zurückwies. Jetzt ist auch entdeckt worden, woher diese Anweisungen rühren. Vor einigen Wochen erschien ein angeblicher Herr Pely de Beaumont mit einem Schreiben des Generalgouverneurs von Algier, in dem ihm aufgegeben wurde, sehr viel Blei für die Armee in Spanien einzukaufen, in verschiedenen Städten Spaniens bei den französischen Consuln, von denen keiner den Betrüger erkannte, der vielmehr von allen in seinen Unternehmungen begünstigt und unterstützt wurde. In Gibraltar kaufte er für mehr als 200,000 Fres. Blei, wofür er Anweisungen auf die Staatscasse in Paris gab; in Cadix führte ihn der Consul selbst herum und besorgte sogar die Einschiffung des erkauften Bleies. Der Betrüger nahm da für 40,000 Fres., gab eine Anweisung auf 50,000 und ließ sich die 10,000 Fres. darüber baar herauszahlen. Nachdem die Ladung eines Schiffes, 2000 Centner, vollständig war, ging es unter Segel; leider aber wurde es von dem Sturm in den Hafen von Algier getrieben. Dort konnte es sich nicht ausweisen und die Sache kam an den Tag. Der Betrüger selbst befand sich nicht am Bord. Das Blei soll übrigens für den ärgsten Feind der Franzosen, für Abd-el-Kader, bestimmt gewesen sein und es ist also um so pikanter, daß der Betrüger die französischen Consuln benutzte, dem Abd-el-Kader Munition gegen die Franzosen zu verschaffen.

## Generalcorrespondenz.

Ed. Guerin in Paris hat eine sehr sranreiche und für die musikalische Kunst äußerst wichtige Erfindung gemacht. Ein unter den Tasten des Pianofortes befindlicher Mechanismus, den man kaum bemerkt, drückt augenblicklich das, was man spielt, ab. Den Componisten wird damit keiner ihrer Gedanken entgehen; es ist eine musikalische Stenographie, deren Folgen noch nicht zu übersehen sind. —

Es werden jetzt in Paris täglich 100,000 Litres junge Schoten verkauft und verbraucht und mit 50 bis 55,000 Fres. bezahlt. Ueber 2000 Frauen sind alle Tage in den Hallen beschäftigt, diese Schoten auszubüfeln. —

Ludwig Tieck in Dresden, Jacob Grimm in Berlin und Prof. Bachsmuth in Leipzig haben das Kreuz der französischen Ehrenlegion erhalten, wie man sagt auf Empfehlung des Herrn Thiers. —



Die Bevölkerung von Paris, die im Jahre 1836 nur 900,126 Personen betrug, soll jetzt bereits eine Million übersteigen, wovon sie sich in einem Jahrhunderte fast verdoppelt hat. —

Bei den Arbeiten zur Befestigung von Paris kam man auch an den Gottesacker auf dem Mont Valerien und man hat dabei über fünfhundert Gräber öffnen müssen, auf denen man fast alle große Namen des französischen Adels las. Unter diesen Gräbern war auch ein ganz vernachlässigtes, das der bekannten Mad. de Genlis. —

Der bekannte Arnal wurde neulich in einer Gesellschaft in Paris dringend ersucht, doch zum Vergnügen der Anwesenden etwas zu singen. Er widerstand lange, als er aber, ohne unartig zu erscheinen, nicht länger gegen die ungestümen Bitten ankämpfen konnte, erklärte er sich zum Singen bereit. „Aber mein Lieb hat einen Refrain: „Wir reisen alle nach Italien!“ das muß im Chore wiederholt werden und damit wollen wir anfangen. Die Melodie ist von Paley.“ Auf ein gegebenes Signal begann Arnal und die ganze Gesellschaft sang mit; dann stand er mit unvergleichlicher Kaltblütigkeit auf, verbeugte sich und entfernte sich mit den Worten: „Meine Herren und Damen, ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise.“ —

In der „Europa“ heißt es in einer Correspondenz aus Leipzig: „Das Theater ist bis zur Unanständigkeit herabgesunken. Das Publikum nimmt alles hin, die Schauspieler wissen dies und rasiren sich nicht einmal mehr.“ —

Auf dem Théâtre français wurde in diesen Tagen ein neues Lustspiel von Alexander Dumas aufgeführt, das womöglich noch unanständiger ist, als des Dichters bekannte „Mademoiselle de Bellisle“, aber dabei viel langweiliger. Was die franz. Zeitungen davon erzählen, grenzt an das Unglaubliche und man begreift nicht, wie ein gebildetes Publikum sich solche Frechheiten vorspielen lassen kann. —

In Großbritannien giebt es bereits 71 Eisenbahnen. Drei- undfunfzig davon sind beendet und sie haben zusammen eine Länge von mehr als 500 Meilen; acht sind fast fertig und zehn werden eben begonnen. — Auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn wird nächstens, wie man sagt, eine electro-magnetische Maschine als Zugkraft benützt werden. Sie soll zuerst 25 Personen transportiren. —

Wie die Seefahrer erzählen, hat man seit einigen Monaten auf dem Meere eine ungeheure, nie vorher bemerkte Masse von schwimmenden Eisbergen gesehen, die von dem Südpole kommen. Wie man meint, dürfte diese ungewöhnliche Menge Eis einen sichtbaren Einfluß auf unsern Sommer haben. Auch glaubt man, das schöne große englische Dampfschiff „Präsident“ sei in der Nacht an einen solchen Eisberg angefahren und in Folge davon zu Grunde gegangen. —

In dem Hofe des Invalidenhospitals in Paris ist jetzt die Statue des berühmten Latour d'Auvergne, „des ersten Grenadiers von

Frankreich“, von Marochetti aufgestellt, die für die Stadt Orchaire bestimmt ist. Der Grenadier ist stehend dargestellt, wie er mit der linken Hand seinen Säbel an die Brust drückt und die Rechte in einer Bewegung ausstreckt, deren Sinn nicht recht deutlich angedeutet zu sein scheint. Die Stellung ist höchst charakteristisch, edel und zu gleicher Zeit einfach; der Kopf ist sehr schön und wahrhaft majestätisch, was noch durch die geschickte Anordnung des Haars erhöht wird. Neben ihm liegt sein Gewehr, seine Bärenmütze, der Tornister und die Patronentasche. Die Details scheinen jedoch nicht ganz untadelig zu sein; so wird das linke Bein nicht schön gefunden; der Tornister sieht eher wie ein Kissen als wie ein so wichtiger Theil der militairischen Equipirung aus. Am Vordertheil des Piedestals ist in Bronze das Wappen dieses Republikaners angebracht; die beiden Basreliefs rechts und links, ebenfalls in Bronze, stellen eine Episode aus der Belagerung von Pampelona und den Tod des Helden dar. Trotz dem, daß sich Manches an dem Ganzen aussetzen läßt, ist das Kunstwerk doch höchst anerkennenswerth und macht Marochetti große Ehre. —

Vier große Gemälde, prächtige historische Landschaften darstellend, die von einigen Mutian, von andern Gaspar Poussin zugeschrieben werden, sind von der Mairie von Lyon gekauft worden. Mehrere ausgezeichnete Künstler haben schriftlich ihre Ansichten von diesen Kunstwerken ausgesprochen und sie finden dieselben sämmtlich außerordentlich merkwürdig sowohl der Composition als der Ausführung nach. Sie passen für wenige Privatleute, denn zwei davon sind 18 Fuß breit und 16 F. hoch, die beiden andern gar 27 F. breit und 16 F. hoch. —

Mlle. Rachel giebt gegenwärtig in London Vorstellungen und zwar mit ungeheurem Erfolge. Ihre letzte Vorstellung gab sie zum Besten der polnischen Flüchtlinge. Bald wurde jedoch ihre wohlthätige Absicht vereitelt, weil an dem Tage, dem letzten ihres Aufenthaltes in London, kein geeignetes Theater oder anderes Local zu finden war. In dieser Verlegenheit erbaten sich der Herzog und die Herzogin von Sutherland großmüthig, die prächtige Halle in ihrem Palaste, in Stafford-House, dazu herzugeben. Mlle. Rachel wollte an diesem Abende die effectvollsten Scenen aus ihren besten Rollen geben. — Mlle. Löwe befindet sich ebenfalls in London und zwar bei dem italienischen Theater, ohne jedoch das große Aufsehen zu machen, das sie und ihre Lobredner sich versprochen haben mögen. — Das deutsche Theater macht sehr schlechte Geschäfte und die Londoner Blätter zweifeln, ob im nächsten Jahre sich wieder Abonnenten zu deutschen Opernvorstellungen finden würden.

In Paris ist endlich Webers „Freischütz“ in der großen Oper zur Aufführung gekommen und hat ungeheuren Beifall gefunden. Die Aufführung konnte da bisher nicht stattfinden, weil auf jener Bühne keine Oper dargestellt werden darf, in welcher gesprochen wird. Berlioz hat jetzt den Dialog aus jener Oper als Recitativ gesetzt und so die Aufführung möglich gemacht.